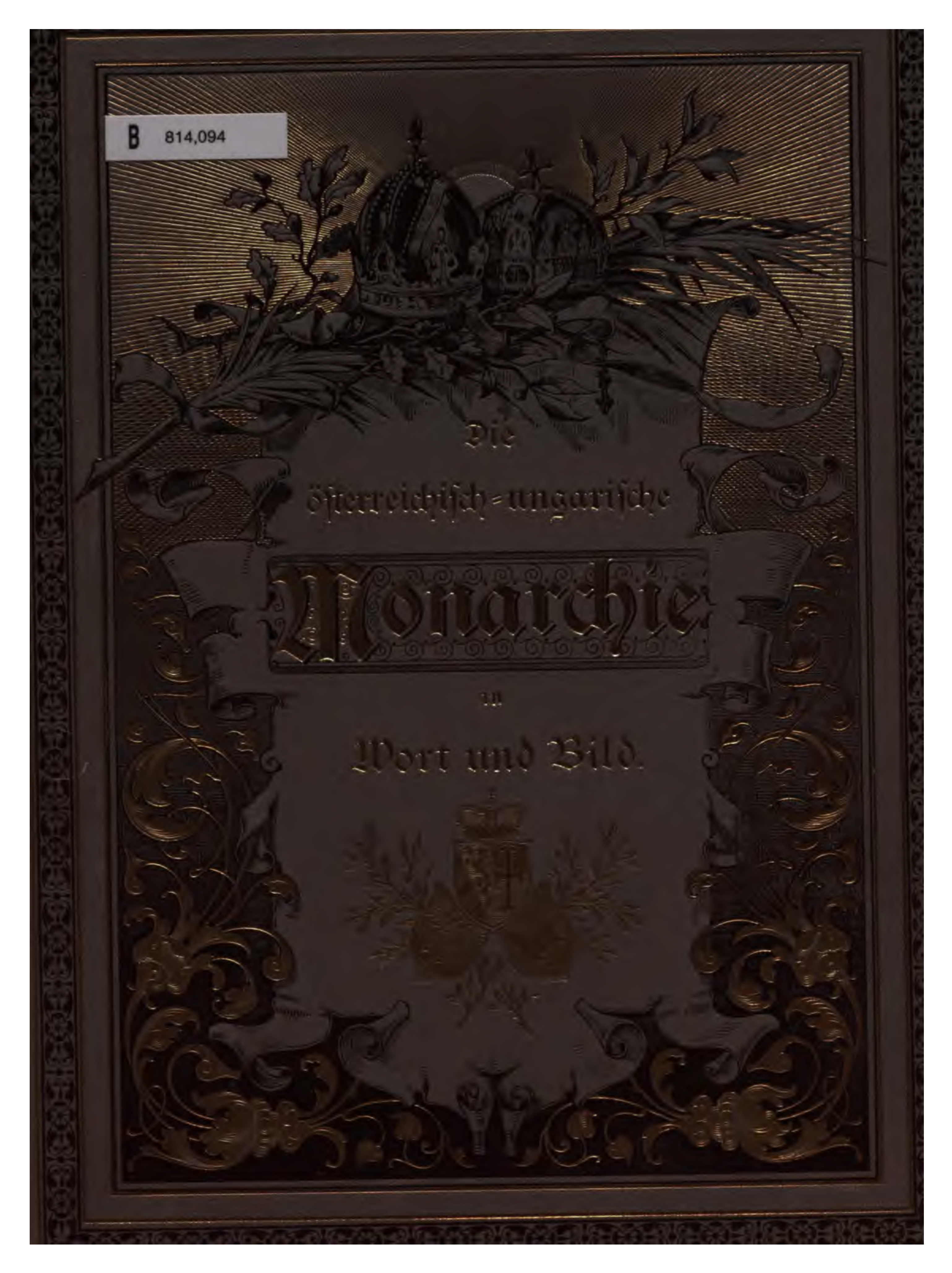

B 814,094
Die
österreichisch-ungarische
Monarchie
in
Wort und Bild.

Die

österreichisch-ungarische Monarchie

in

Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Das Küstenland.

(Görz, Gradiska, Triest und Istrien.)



Wien 1891.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Inhalt.

Das Küstenland.

(Görz, Gradiska, Triest und Istrien.)

Verzeichniß der Illustrationen.

Das Küstenland.

(Görz, Gradiska, Triest und Istrien.)

Das Küstenland.

(Görz, Gradiska, Triest und Istrien.)



Die Stadt Grado.

Landschaftliche Schilderungen aus Görz und Gradiska.



Nirgends in unseren österreichischen Alpen und ihrem Vorlande werden in gleich geringer räumlicher Entfernung Landschaften von solcher Verschiedenheit gefunden wie an den nördlichen und an den südlichen Grenzmarken der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska. Eine Strecke von achtzig Kilometer trennt das in Schneefeldern und Schaumstürzen schimmernde Hochthal, in welchem die hellen Wässer der Koritnica mit dem Isonzo zusammenrinnen, von den Lagunen des Golfes von Triest, wo zwischen Schlammbänken, welche bald mit dem Festlande zusammenhängen, bald durch Brackwasser von ihm getrennt werden oder gar zeitweilig unter der Salzflut verschwinden, nur der Fischer oder wandernde Sumpfvögel hausen. Schon eine in wenigen Worten gefaßte Andeutung läßt uns begreifen, daß in der Reihe landschaftlicher Erscheinungen ein größerer Gegensatz als derjenige zwischen Hochgebirge und Meeresküste kaum gedacht werden kann. Diesem Gegensatz gesellt sich hier außer der selbstverständlichen Verschiedenheit der Wärmeverhältnisse auch noch für einen beträchtlichen Theil der einander entgegengestellten Gebiete der Gegensatz von Volksthümlichkeit und Sprache bei.

Betrachten wir zunächst das Hochgebirge. Jedem, der in unseren Alpen gereist ist, muß es aufgefallen sein, daß das Aussehen der Berge und Thäler, das Bild der Landschaftsumrisse ein anderes ist, je nachdem beispielsweise Granit-, Schiefer- oder Kalkmassen

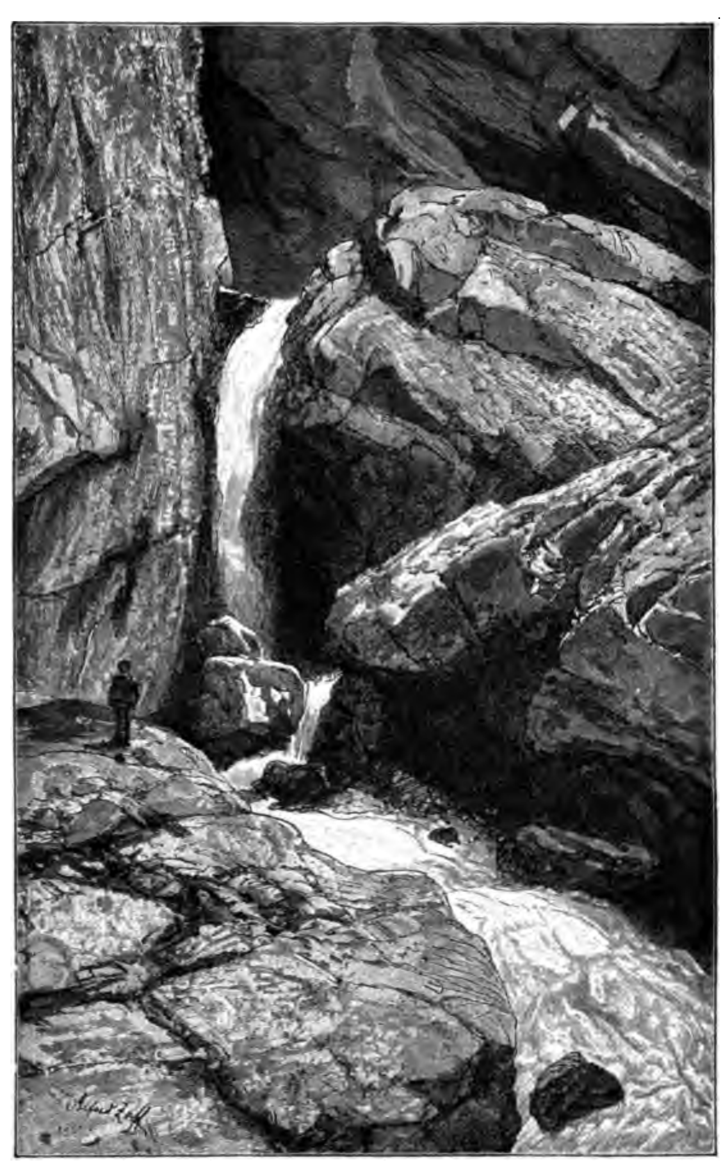
an dieser und jener Stelle das aufragende Stück der Erdrinde bilden. Viel gefeiert hat man den Dolomit des Dachsteinkalkes, welcher als leicht verwitterbares Gestein jene wundersam abgerissenen Formen bildet, deren Gestaltungen sich über so viele Theile unseres Alpenlandes verbreiten. Am berühmtesten ist diese Bildung in ihrem Auftreten durch das Gebiet südlich des Pusterthales hin geworden, heutzutage, unter dem allgemeinen Namen der südtirolischen Dolomit-Alpen, neben den besuchtesten Landschaften der Schweiz wohl dasjenige Reiseziel, welches der Mund der Sommerwanderer am häufigsten ausspricht.

In einer solchen Dolomit-Landschaft wird der Hauptfluß des Küstenlandes, der Isonzo, die Soča der Slaven, geboren. Geheimnißvoll, als wollte schon sein Ursprung auf das unterweltliche Gebiet jenes Karstes hindeuten, an dessen Vorstufen er weiter unten vorüberfließt, sammeln sich seine Quelladern vorerst in einem kleinen Becken, auf welches man hineinschaut, wenn man durch ein Felsenthor blickt, das zu diesem verdunkelten Hohlraume führt. Dies ist der eine Isonzo-Quellenbach. Ein zweiter vereinigt sich mit ihm, nachdem er etwa anderthalb Kilometer zurückgelegt hat. Dieser letztere kommt aus der Hinteren Trenta von den Abhängen des Veliki Jelenk und Smicheu herabgeflossen. Was seinen Namen anbelangt, so hat er ihn von den Kelten. Es liegt dieselbe Wurzel is (gehen) zu Grunde, welche mehrfach in Participialformen als Flußnamen, z. B. Isonta (Salzach), die „Gehende", als mit dem Wortbildungssuffixe ara auftritt.

Gehen wir auf das Aussehen des Flußthales über, so finden wir von der großartigen Umgebung des Ursprungs abwärts zuerst wieder eine bedeutungsvolle und mächtige Landschaft in dem Becken von Tolmein. Die Glanzstellen desselben befinden sich nahe an seiner südlichen Umrandung bei Santa Lucia, dort, wo die Idria, die auf weiten Umwegen vom Ternovaner Wald herabkommt, sich, nach Passirung von zwei Flußengen, mit den Wellen des Isonzo vermengt. Einen guten Überblick gewinnt man im Baumgarten, welcher sich von der kleinen Herberge des Ortes gegen den Fluß hin erstreckt. Ein Wachsthum von südlicher Üppigkeit überschattet die Ufer der sich einander nähernden Flüsse. Allenthalben rauscht es hier aus Felsbetten herauf. Der Isonzo stürzt über eine Kalkstufe hinab und bricht sich seinen Weg durch die entgegengestemmten Wände des Kalkes. Durch die Mauerbrüche, welche er allmälig in den einst trennenden Bergwall eingebohrt hat, kämpft sich ihm die Idria entgegen.

Bevor wir den oberen Theil des Isonzogebietes, die oberste Terrasse des Küstenlandes, verlassen, müssen wir noch einen raschen Rückblick auf die äußere Umgrenzung dieses Landestheils werfen. Dasselbe bildet hier eine schier wie ein S gekrümmte Form, welche sich zwischen Oberkrain und dem östlichen Venetien gegen Kärnten hin vorschiebt. Im Nordwesten hat hier das Küstenland seine mächtigsten Umwallungen in der Confinspitze, Rombon, Prestreljenik und Vrh Kanin (2.355, 2.210, 2.505 und 2.582 Meter),

wenn wir nämlich im Norden den Mangart und den Jalouc, sowie im Osten den Triglav den Krainern überlassen wollen. — Unter den Pässen, welche dort in die Nachbarländer führen, könnten außer dem berühmten Übergange über den Predil, über welchen eine Chaussée führt, allenfalls erwähnt werden: der Luknia-Paß zwischen dem Trenta- und dem obersten Isonzothale und dem Thale des Feistritz-Bachs in Krain, dem herrlichen Vrata-Thale; der Übergang von der Isonzoquelle in der Trenta über den Moistroka-Paß in das Thal der Velika Pischenza nach Kronau in Krain; von Tolmein über das Skerbina-Joch zum Wocheiner See; von Tolmein über den Cerna prst nach Feistritz in der Wochein; von Oberbreth über das Mangart-Schutzhaus zu den Weißenfelser Seen in Krain. Alle diese Wege gehören jedoch mehr in das Gebiet der sogenannten Alpinistik als in ein Verzeichniß von Verkehrswegen. Anders verhält es sich mit der Communication, die von Karfreit über Staroselo in das venetianische Thal des Natisone, und jener, welche von Tolmein über Santa Lucia und Tribusa dolnja nach Kirchheim oder Idria in Krain führt.



Der Ursprung des Isonzo.

Der Isonzo hat kein starkes Gefälle, dasselbe beträgt von Flitsch, wo er rechts die Koritnica aufnimmt, bis Görz noch nicht 400 Meter. Namentlich der untere Theil des Laufes hat nur ein geringes Gefälle gegen die Ebene und das Meer hin. Das Thal ist tief in die julischen Alpen hinein eingeschnitten, Klima und Pflanzenwuchs des Görzer Hügellandes machen sich noch eine Strecke isonzoaufwärts bemerkbar.

Man verspürt bereits den Einfluß des Südens in der Ausstattung der menschlichen Wohnstätten. Kühle Hallen, hohe Wohngebäude treten allmälig an die Stelle der armseligen Hütten der Bergbewohner im obersten Flußthal. Hier und da erhebt sich schon, wie als Ziergras vor italienischen Landhäusern, in der Nähe menschlicher Wohnstätten das hohe Schalmeienrohr. Bis zu den steilen Ufern des Isonzo hinab, aus dem hier und dort mächtige Riffe hervorragen, reichen Matten, vielfach von Fruchtbäumen beschattet. Um Canale herum hat der Pflanzenwuchs nahezu schon den Charakter der Hügel in der nächsten Nähe von Görz angenommen.

Wenn man sich Solcano nähert, wo das bis nun enge Isonzothal sich zur Küstenebene ausweitet, in einer Entfernung von etwa fünf Kilometer von Görz, nimmt man bereits die ersten Spuren von der Natur des Karstes wahr, welcher hier mit dem Monte Santo und dem Monte San Valentino gegen den Isonzo abstürzt. Aus dem Radioliten-Kalkstein brechen auf beiden Seiten des Isonzo hart an seinem Spiegel Bäche klaren Wassers als Quellen hervor: auf dem rechten Ufer des Isonzo in schaumigem Schwall die gesammelten Niederschläge, welche die Quellklüfte des westlich vom Flusse gelegenen breiten, durchschnittlich sich bis zu fünfhundert Meter erhebenden Höhenzuges ausfüllen, auf dem linken aber die hellen Wässer, welche in einem anderen Gebirge als dem Karste inmitten des oben gelegenen Thales Čepovan frei unter dem Himmel als Bach fließen würden, hier aber sich durch die Felsenstufen nach abwärts gesenkt haben, um an der tiefsten Stelle dort, wo der Isonzo fließt, emporzuwallen. Sie führen den bezeichnenden Namen Merzlek, das „kalte" Wasser.

Im oberen Isonzothal, östlich von Karfreit, erhebt sich die Hauptaussichtswarte jenes Gebietes, der 2.246 Meter hohe Krn. Was jene Erhebung für den Blick auf das Heer von Spitzen der julischen und Venetianer Alpen, das ist der um mehr als dreimal niedrigere Gipfel des Monte Santo (684 Meter), welcher gerade über den Merzlek emporragt, für die bescheidenere Umgebung der Vorlande. Es dürfte nicht leicht sein, irgendwo eine gleich unbedeutende Höhe zu finden, deren Panorama sich so lehrreich und mannigfaltig gestaltet. In dieser Beziehung erfüllt diese letztere Örtlichkeit alle die Hoffnungen, die man auf die sinnige Auswahl uralter Andachtsstätten allenthalben mit Recht setzt. Man überschaut einen Theil des Ternovaner Waldes, das tiefe Thal des Isonzo, die Küste der istrischen Halbinsel und die Lagunen bis zur Mündung der Piave und darüber hinaus, das

merkwürdigste Stück des Bildes bietet aber der Anblick jenes Theiles des Karstes, der sich zwischen dem Isonzothal und Idria ausdehnt. Die Seltsamkeit dieser kahlen Hochflächen und ihrer Thäler mit den verschwundenen Flüssen ist schwer zu beschreiben. Weit reicht der Feigenbaum auf diesen Berg hinauf. Oben vor dem Wirthshause steht eine große Linde, unter welcher man wohl den ausgedehntesten Fernblick genießen kann. Ein leidlicher Karrenweg führt auf die Höhe. Der Blick gegen Norden über den Karst ist mehr als einmal mit der Landschaft von Jerusalem und dem Todten Meere verglichen worden. Diese Vergleichung trifft in vielen Zügen zu. Nur in Einzelheiten möchte die Untersuchung Verschiedenes auffinden. Dieses stört aber weder in den Farben, noch in den Linien die merkwürdige Ähnlichkeit der beiden Landschaften. Wenn hier in den Schluchten und auf den verwitterten Halden hier und dort Spiräen, Brombeersträucher, Wachholder- und Mäusedorngestrüpp Schönpflästerchen darstellen, so sind es dort, in den Wadis, einzelne Flüchtlinge, verwilderte Feigen- und Pomeranzenbäume, verkrüppelte Sykomoren. Wasser bewegt sich hier so wenig als dort.

Versetzen wir uns nun wieder in die Tiefe hinab, an den Fuß des Berges, an welchem die Chaussée, der wir mit dem Flusse aus der Umgebung des Predil bis hierher gefolgt sind, vorüberzieht. Noch immer glaubt man sich mitten im Hochgebirge. Niemand ahnt, daß er sich wenige Schritte von einer Stadt entfernt befindet, noch weniger aber, daß er vom Kastell dieser Stadt aus schon bis zum Meere zu blicken vermag.

Noch ein Kilometer weiter — dann durchreißen die opalfarbigen Wellen des Isonzo den Wall des Fucoidensandsteins, der sich als Niederschlag aus späterer Brandung gegen die Kalksteinriffe hingelegt hat, — den letzten Riegel, die letzte Bodenschwelle vor dem heutigen Meeresstrande. Dieser letzte Wall, der sich im Halbkreise an das Hochgebirge anlagert, dessen Abhang nach Mittag gerichtet ist, verhält sich gegen die Wärmewellen der südlichen Sonne so, wie ein sphärischer Spiegel gegen die Wellen des Lichtes. Darum sind auch die Örtlichkeiten am Rande dieses Halbkreises, von Lucinico an bis unter Castagnapizza hin, diejenigen Stätten des Görzer Bodens, auf welchem die Ölbäume am freudigsten gedeihen und die winterlichen Rosen am längsten blühen. Besonders anmuthend wirkt dieser Mauerbruch, den sich die vom weißen Triglav herabströmenden Wässer geöffnet haben, auf den Wanderer ein, der seinen Rand von Norden her erreicht. Denn jetzt eröffnet sich mit einem Schlag der grüne Randstreifen vor dem Meere und auf Goldhintergrund winkt ihm die Gartenstadt.

Bevor wir von unserer Betrachtung der Hochgebirgszone des Küstenlandes uns zu einer Reise durch die zweite Zone, das Gebiet des fruchtreichen Hügellandes und der Vorstufen des Karstes, anschicken, ist es nothwendig, uns noch jenes mächtige Massiv, die Hochfläche des Ternovaner Waldes, näher anzuschauen, welches uns bereits vom

Monte Santo aus aufgefallen ist, als wir von ihm aus gegen Osten blickten. — Der Ternovaner Wald, ein großes Korallenriff des Jurameeres, ist das älteste Denkmal der Erdgeschichte im ganzen Görzerland. Ungefähr auf halbem Wege wendet sich Derjenige, welcher von Solcano aus den Monte Santo ansteigt, von der zum Heiligthum führenden Landstraße ab und folgt jener, welche sich der genannten Hochfläche zuwendet. Der Weg, den man zum Herabbringen von Holz aus den Forsten längs den Lehnen des Gebirges hin angebracht hat, ist ein Musterbau. Ohne von Steigung viel zu verspüren, sieht man allgemach die Kuppe des Monte Santo, die doch so hoch auf den Platz von Solcano und das Isonzogestade niederschaut, hinabsinken.

Der erste Ort der Hochfläche, welchen man erreicht, ist Ternovo, schon 105 Meter höher als der Gipfel des Monte Santo gelegen. Der Gebirgsstock, dessen Hochfläche sich zwischen den Thälern des Isonzo und der Idria (Idrica) in einer mittleren Erhebung von 800 bis 900 Metern über dem Meere hinzieht, ist fast bis zu den Abstürzen hin mit hochstämmigem Forst bewachsen. Mit Ternovo erreichen wir den Rand desselben. Über dieser Hochfläche steigen noch Berge auf, die man weit vom Meere aus erblickt. Sie sind um 400 bis 500 Meter höher als die mittlere Erhebung und einer von ihnen, der Bukovec, erreicht 1.447 Meter, unterscheidet sich also an Höhe wenig vom hochragenden Nachbar des Semering, dem Sonnenwendstein.

Der Wald ist einer der ausgedehntesten, welchen Österreich-Ungarn besitzt. Es ist eine nordische Welt ausgebreitet über der südlichen, auf welche sie als Bastion herabschaut. Wer aus der Flur von Görz, von den Ufern des Isonzo, in jenes Waldreich emporsteigt, der ist in Hinsicht auf Klima um fünf bis sechs Breitegrade nach Norden gegangen. Am meisten wird das im Herbst verspürt, wenn in den Gärten des Tieflandes die Traube gekeltert wird, die letzten Feigen am Baume hängen, droben aber der Winter lauert. In den Hauptorten des Ternovaner Waldes, in Ternovo, Lokve, Karnica wirken kaiserliche Forstverwalter und Forstwarte, die von ihren Amtsgenossen in der Tiefe wegen ihrer weltentrückten Ansiedlungen gerne „Waldteufel" genannt werden. Es sind durchwegs gebildete und gastfreie Männer. Was die Einsamkeit anbelangt, so möchte diese vielleicht weniger hart beurtheilt werden, wenn man erfährt, was beispielsweise der vortreffliche Verwalter von Ternovo von seinen Fenstern aus überschaut. Hier der Triglav und der Mangart, dort die Dampfer und Fischerbarken auf dem Meere. Im Morgenstrahl zeigen sich die Thürme der Stadt des heiligen Markus und deutlich heben sich aus der blauen Tiefe die Häuser von Udine ab. Oft zeigt sich das Spiel der Fata morgana, durch welches Uferstrecken, die unsichtbar sind, über den Gesichtskreis emporgehoben werden. Das weite Tiefland Venetiens liegt da ausgebreitet, von den hellen Bändern seiner Ströme durchzogen, die in gleicher Richtung zum Meere wallen. Der Wald ist allenthalben sorgfältig

gepflegt. Auf hohen Kuppen, wo die Bora am wüstesten schaltet, sind mächtige Kronen und Wipfel, dem Nachwuchs zum Schutz, übrig gelassen worden. Nirgends erspäht man Kahlhiebe und bei guten Einkünften stehen gleichwohl überall säulengerade Hochstämme. Hier sieht man den Karst, wie er vor seiner Verwüstung war und auf dem Boden der Ebene nur mehr an wenigen Stellen gefunden wird.

Daß wir trotz des Walddickichts unter unseren Füßen Karstboden haben, das beweisen uns nicht nur bleiche Rippen, die aus dem Moos und den Farnkräutern hervorbrechen, sondern auch die Unterhöhlung des Bodens, auf dem, wie allenthalben im Karst, kein Bach sichtbar ist. Die Wässer suchen sich ihren Weg unterirdisch und brechen irgendwo am Rande des Absturzes aus, wie beispielsweise im herrlichen Quellenbach von Vitovli, der sofort Mühlen treibt. Die Niederschläge dieser Hochfläche und dieser Berge finden unter der Erde ihren Weg zur Wippach. Darum findet man mitten im Forste Löcher, die unter die Oberfläche führen, deren Wölbungen von Wässern gebildet worden sind. Ein solch klaffender Eingang befindet sich auch in der Nähe von Ternovo. Man sieht nicht auf den Boden des Trichters. Eine besondere Eigenschaft des Ternovaner (und des südöstlich davon in Krain gelegenen Birnbaumer) Waldes sind die Eishöhlen. Es sind dies Dolinen, Schachte, enge Abgründe, auf deren Grund, dort wo die Bora den Winterschnee hinabfegt, sich unterirdische Gletscher von ziemlicher Mächtigkeit ansammeln. Während oben die Flocken bald zu grobkörnigem Firn werden, erscheinen die tieferen Schichten zusammengepreßt und nach unten hin starrt und glänzt Eis, zu dessen Bildung gewiß außer der Wucht des Druckes die Einwirkung der wärmeren Luftströme zerklüfteter Tiefen beiträgt.

Wenden wir uns nunmehr zum Hügelland. Der schönste, an Reben, edlen Fruchtbäumen und allerlei Wachsthum reichste Theil des Görzer Hügelgebietes ist jener, welcher im Norden von den Vorstufen des Berges Korada, im Osten vom Isonzo und im Westen vom Flüßchen Judrio, welches dort zugleich die Staatsgrenze gegen Italien bildet, begrenzt wird.

Man nennt dieses Hügelland deutsch „In den Ecken", italienisch Coglio, slovenisch Berdo, welch letzteres Wort ein sanft ansteigendes mäßiges Gebirge bezeichnet. Wer von Görz nach dem hochgelegenen Quisca oder auch nur über St. Florian und Cerovo nach Cormons geht oder von Cormons aus den Monte Quarin besteigt, lernt dieses freundliche Gebiet in den meisten seiner schönsten Unterscheidungsmerkmale kennen. Hier rieselt zwischen mit Gras bewachsenen oder durchbrochenen Nagelfluh-Hängen ein kleiner Bach, dort ziehen sich Weichsel-, Feigen- und Ölbäume den Hang hinan, während die gegenüberliegende mehr der Sonne ausgesetzte Seite von einer Staffel von Rebendächern über der anderen bedeckt ist. Denn der Coglio ist das wahre Weinland der gefürsteten Grafschaft. Der auffallendste und verbreitetste Rebensaft, welcher diesen Hügeln entquillt, ist Weißwein

in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes, denn ihm kommt nicht Goldfarbe zu, er ist schier wasserhell. Wehe aber Demjenigen, welcher sich auf diese unschuldige Miene verlassen wollte! In Schluchten, dort wo man hier und da einer Buche oder Föhre das Wachsthum vergönnt, hat sich neben diesen Andeutungen eines nordischen Waldes auch der eine und andere Vorposten aus dem Reiche der Mittelmeerufer festgesetzt. Stacheliger Spargel, die rauhe Stechwinde, die wilde Myrthe, der sogenannte „fremde" Krapp, das Cymbelkraut sind hier ebenso daheim wie am Meeresufer. Unter der Stecheiche und dem Wachholdergesträuch findet man den Felsenwegdorn und den südlichen Stechdorn, so daß man manchmal versucht ist, sich verwundert die Nachbargewächse zu betrachten.

Der Coglio mit seinen heiteren Höhen erinnert fast mehr an das toscanische Hügelland als an das benachbarte Oberitalien. Neben weißen Landhäusern erheben sich Cypressen und darüber hinaus verschwimmt im Sonnenflitter die Ebene, deren Gesichtskreis immer wieder nur von Cypressen, schlanken marmornen Kirchthürmen und Pinien unterbrochen wird. Hier und dort befinden sich am Rande des Coglio auch ansehnliche Baumbestände. So beispielsweise an den Hängen von St. Mauro (St. Maur) und Podsabotino. Dieselben sind ungefähr drei Kilometer nördlich von Görz entfernt. Man steigt dort hinauf, wo der Bach Piumezza das Diluvium durchbricht. Über dem Wasser stehen Espen und Schwarzpappeln. Aus dem Unterholz glänzen die weißen Kelche der gemeinen Pimpernuß, die dichtbelaubte Krone des Mehlbirnenbaums, es erhebt sich die österreichische Schwarzföhre und die Winterlinde. Weiterhin aber folgen in geschlossenem Waldstand ganze Sippen von Bäumen: von den Eichen die Trauben-, Stiel- und Zerreiche; von Ulmen der Feld- und Flatterrüster; der Perrückenbaum, die groß- und kleinblättrige Linde, die gemeine und die Blumenesche, die Weiß- und die Hopfenbuche, der Spitz-, Berg- und Feldahorn, die Cornelkirsche, die Lärche, der warzige und der gemeine Spindelbaum. Alle diese Bäume herrschen dort als Oberholz. Wollte man auf jene Rücksicht nehmen, welche nur eingesprengt zwischen diesen Beständen fortkommen, so müßte man noch eine Menge von Sträuchern und Bäumen anführen. Darunter gehören die Tannen, Rothbuchen, Eiben, Stechpalmen, Felsenkirschen, Faulbäume, Terpentinbäume, die flaumhaarigen Eichen und Grünerlen.

Zu den fruchtreichsten Landschaften der gefürsteten Grafschaft gehört die Gegend zwischen Görz und Haidenschaft, ein obstreiches, wohlbebautes Land. Im Süden wird dieselbe durch einen Zug von Kalkhöhen begrenzt, dessen höchste Erhebung (644 Meter) der Terstelj bildet, welcher südöstlich von dem an der Wippach gelegenen Ranziano aufragt. Wenn man gerade südlich von Görz in der Richtung an das Meer geht, so überschreitet man diesen Kalkhöhenzug, in dessen weiterem Verlauf gegen Osten hin sich der Terstelj erhebt. Zwischen Merna und Lokvica liegt die wüste Hochfläche Nad lohem.

Man sieht von dort das Meer, die Flüsse Wippach und Isonzo, den Monte Santo über Görz, alles ist grau und blau vom Hochgebirge und das Meer leuchtet. Die Fortsetzung dieses Weges in der Richtung gegen Duino oder Nabresina hin gehört zu den lehrreichsten Ausflügen im Küstenlande. Die Hochfläche erstreckt sich von Lokvica über Hudilo (die „schlimme Au") bis Sella. Dort bricht die breite Bodenwelle jäh ab. Dieser Absturz, an dem man 160 Meter tief hinabsteigen muß, war vermuthlich das nördliche Steilufer eines alten Flußthales. Unter der Erde sind da überall Höhlen. Wenige derselben sind erforscht. Wässer haben in der Diluvialzeit sich allenthalben Räume ausgenagt. Dafür aber ist das Wasser aus dem breiten Thale von Brestovica verschwunden. Eines Blickes nur bedarf es, um zu ersehen, daß hier ein Fluß am Rande der Berge durch die breite Rinne dahinfloß, jetzt noch erkennbar am Doberdósee und am unterirdischen Gegluckse der Wässer von Jamle. Bald jenseits Brestovica gelangt man in ein fruchtreicheres Gelände. Hier tritt asphaltartiger dunkler Schiefer zutage, reich an Fischüberresten. Pfirsiche, Feigen, Granaten deuten auf die nahe Meeresküste. Schon bewegt sich häufig an den Mauern hin die blaßgrüne Mantis-Heuschrecke, das „wandelnde Blatt" und große Eidechsen sonnen sich. Hier und da steht einsam eine Pinie vor dem tiefblauen Gesichtskreis.

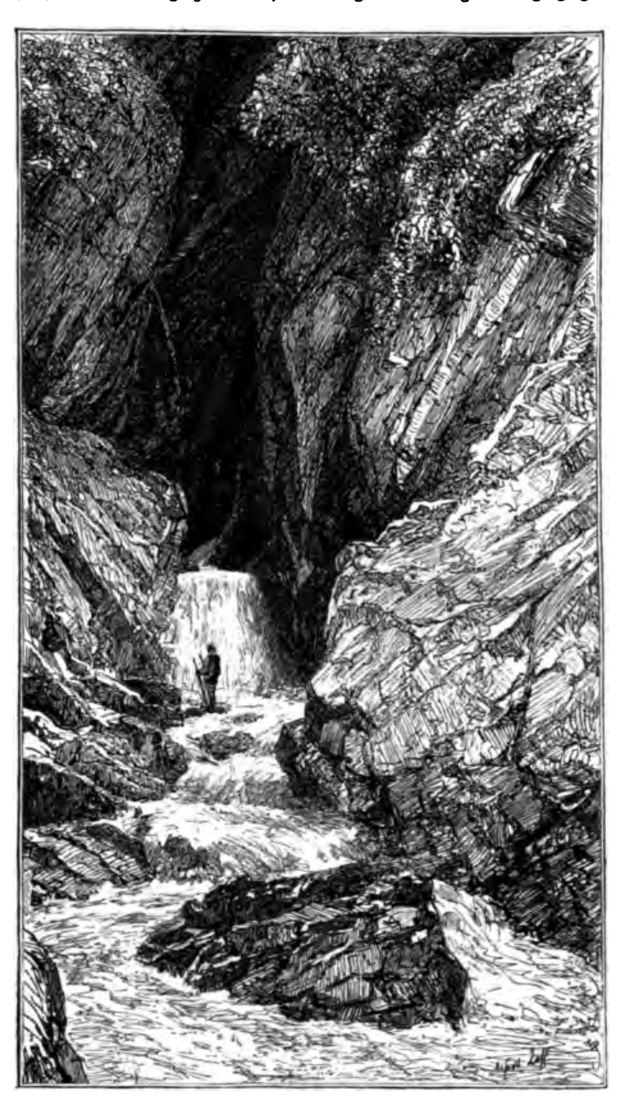
Zu dem Hügellande, insoferne es aus Kreidekalk zusammengesetzt ist, rechnen wir auch die Gegend von Nabresina und der eben beschriebenen Hochfläche ab südöstlich bis an die Grenzen von Krain und Istrien. Hier offenbart sich die Natur des Karstes, das heißt desjenigen Theiles desselben, welchen man, im Gegensatz zu den höher gelegenen Theilen des Krainer Karstes, den warmen Karst nennen kann. Hierher reicht noch in häufigen Vorposten die Flora des Mittelmeerbeckens. Mahaleb-Kirschen, Zerreichen, Coronilla Emerus beschatten den Boden, zwischen dessen Geklipp viele jener lederblättrigen, an flüchtigen Ölen reichen Pflanzen gedeihen, welche für den Süden Europas so bedeutungsvoll sind. Überhaupt gehört die Landschaft von Nabresina, deren vereinzelte grüne Dickichte wie überall auf dem warmen Karst im Frühjahr von zahllosen Nachtigallen belebt werden, zu den merkwürdigsten im Adriagebiete. Tief unter den Wohnstätten rinnt, darüber kann kein Zweifel sein, ein Strom, dessen Ufer kein menschliches Auge gesehen hat. Mag nun die Reka in viele Quellen zertheilt aus den Felsen von Aurisina am und im Meere hervorbrechen oder mag sie dem Wunderflusse Timavus (Timavo) einen Theil ihrer Wässer überantworten: in beiden Fällen fließt der Strom zwischen Nabresina und der Hügelreihe, welche sein Gefilde vom Meere trennt. Da gibt es keine stehenden Wässer, sämmtliche Kanalisirung wird von der Natur besorgt. Über den langen weißen Kalkstein-Viaduct, welchen der Schienenweg überschreitet und dessen Aufbau an die römischen Wasserleitungen der Campagna erinnert, schauen das blaue Meer und die gleichfalls verblauenden Tiefebenen des Lagunenlandes herauf. Salbei, Melissenkraut hauchen in allen Jahreszeiten

ihren Duft aus. Hier und dort klaffen große Schachte als Eingänge in eine unbekannte Unterwelt, in ein Gewirr von Höhlen und Gängen, von Hohlräumen und Abgründen, den Denkmälern verschwundener Flußläufe, deren Wässer im Kreidekalk wie durch eine Fistelbildung sich tiefer gesenkt haben und noch senken. Diese Gegend wird von Düften begnadigt, wie sie in solchem Gemenge kaum wieder vorkommen: salzigem Anhauch des Meeres, trockener Wüstenluft, die über weiten, kahlen Klippenfeldern lagert, und Luft des Hochgebirges, welche von den nahen Wällen der julischen Alpen herabströmt. In den Zeiten der Römer wurden die weiteren Umgebungen dieses Erdstrichs viel mehr gewürdigt. Aquileja, dessen Kirchthurm man von Nabresina aus sieht, wurde zum zweiten Rom. Hier liefen die Straßen aus Italien, Dalmatien, Pannonien und Noricum zusammen. So berühren sich auch klimatisch auf dem Boden von Nabresina die Einwirkungen von Süd-, Mittel- und Osteuropa.

Anders nimmt sich der Karst allerdings weiter oben jenseits Divača (Divazza) in der Umgegend der berühmten Höhlen von St. Canzian aus. Wer sich einen Begriff von jenen Gestaltungen machen will, der bemühe sich zu dem ein Kilometer nördlich von St. Canzian entfernten Dörflein Gradišče. Dort ist eine Rundschau, wie sie vielfach auf der Rinde des Mondes, aber nur selten auf derjenigen der Erde anzutreffen sein mag. Es ist ein Gewirre von ringförmigen, weiten Schlünden, zusammenhängenden Angriffspunkten von Wasser und Luft, in deren Abstürze man bis zu einem Drittel hinunterschaut. Die Grotten von St. Canzian, wie man mit einem Gesammtnamen alle die Hohlräume bezeichnet, in deren Nähe der von den Grenzen Krains und des Küstenlandes kommende Rekafluß in die Unterwelt eingeht, sind, insbesondere seit die frühere Schwierigkeit des Zuganges beseitigt worden ist, ein Schaustück ersten Ranges, nicht nur in unserer Monarchie, sondern geradezu eine Weltsehenswürdigkeit, mit welcher sich andere Flußgrotten, wie z. B. die von Notre dame de la Balme im Departement der Isère östlich von Lyon oder die von der Fontaine de Vaucluse, östlich bei Avignon, nicht vergleichen können. Das Ganze ist eine Reihenfolge von Abgründen, Klammen, Höhlen, Schachten, Wasserstürzen. Die gewaltigste Scenerie umgibt die sogenannte große Dolina. Der beste Standort, sie übersichtlich zu betrachten, ist die Stephaniewarte.

Die „Grotten von St. Canzian" sind eine Zusammenstellung von Wasser- und Stalaktitengrotten, wie sie in dieser Weise nirgends wieder vorkommen. Nicht wenig überrascht schon Denjenigen, der von Mattaun gegen das Kirchlein des heiligen Canzian geht, ein Abblick in die Okroglica, einen großartigen kreisförmigen Abgrund. Der Führer wirft einen schweren Stein durch das Loch in der Mauer, der den Augen alsbald entschwindet, aber fort und fort durch Gepolter seine Bewegung verräth. Das Getöse verschwimmt schließlich in dem der Wässer.

Am verblüffendsten wirkt vielleicht der sogenannte Naturschacht mit der Oblasser-warte. Diese letztere, die man nur erreicht, wenn man durch einen etwa 40 Meter langen finsteren Gang zum Theil in gebückter Haltung gegangen ist, befindet sich inmitten von tosenden Wasserfällen, unter deren Anprall die Felsen zittern. Das Heraustreten aus der Finsterniß unmittelbar an den herabsausenden Karststrom hin übt eine unvergleichliche Wirkung auf den Beschauer aus. Bis jetzt ist man längs des Flusses, so weit er unterirdisch fließt, etwas über ein Kilometer weit vorgedrungen. Man hat den achtzehnten Wasserfall erreicht. Der letzte große Dom, den der menschliche Fuß erreicht hat und dessen Gewölbe sich ungefähr 80 Meter hoch über dem Wasserspiegel hinspannt, ist der „Alpenvereinsdom". — Auch die sogenannte Divača-grotte, zwei Kilometer südwestlich vom Bahnhof Divača (Divazza) entfernt, ist ein großartiges Karstschaustück. In endlosen Scharen stehen dort die weißen Steingestalten. Geht man auf der Triester Straße, welche nahe am Zugangstrichter zu dieser Grotte vorüberführt, von ihr noch etwas über zwei Kilometer weiter, so erreicht man das Dorf Corgnale, slavisch Lokva, von welchem, gleichfalls zwei und ein halbes Kilometer in nordwestlicher Richtung entfernt, sich die altberühmte Grotte von Corgnale aufthut, slavisch nach den weiblichen Gespenstern der Wälder und Berge, den Vilas, Vilenca geheißen. Ihre Senkung, die bis zu der heute erreichten Stelle der Tiefe (nicht der Länge nach) achtzig Meter beträgt, folgt



Rekafälle.

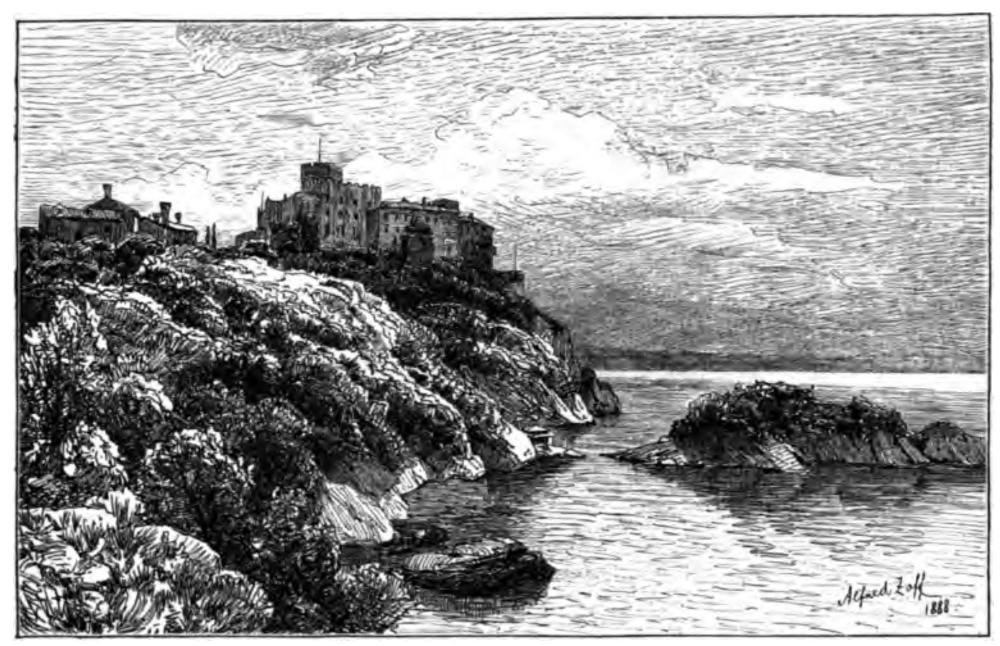
dem Strich der Schichten. Mit jeder Stufe, die man hinabsteigt, erkennt man die Spaltung und gelangt fort und fort zu älteren Ablagerungen.

Indem wir uns nun von der zweiten Zone, dem entweder aus Radiolitenkalk oder eocänem Sandstein zusammengesetzten Hügellande, in die Niederungen, in die angeschwemmten Diluvial- und Alluvialebenen begeben, treffen wir nahe an der Grenze desselben auf das wundersame Schloß Duino, die Perle des Küstenlandes. Sein geschichtlicher Glanz wetteifert mit dem Zauber, den hier die Natur ausgebreitet hat. Mit ein paar hundert Schritten vollbringt der Wanderer hier einen klimatischen Sprung, als ob er aus den Ebenen Oberitaliens sich nach einer der Uferlandschaften auf den Inseln des tyrrhenischen Meeres versetzt hätte. So verhält es sich mit dem Unterschied zwischen der Karsthochfläche, an deren Rand das herrliche Schloß ragt, und dem immergrünen Garten, welcher sich von ihm abwärts längs des geschützten Hanges zum Meere hinunterzieht. Die Agaven gedeihen auf dem Felsen wie bei Sorrento und Camaldoli. Von den Inseln der Adria, insbesondere von Lussin her ist eine ganze Sippschaft jungen Nachwuchses hier angesiedelt worden und vergrößert täglich ihre fleischigen Blätter, die grün sind wie das Meer über dem Boden des Felsufers. Nicht weit davon blüht in Felsenritzen, auch im Winter, vom Karst her eingewandert das purpurrothe Cyclamen, nur dem Auge des Botanikers unterscheidbar von demjenigen, welches im Spätsommer von den Besuchern unserer Berge als Alpenveilchen gepflückt wird.

Um die Wesenheit des eigentlichen Küstenstriches kennen zu lernen, versetzen wir uns nach dem Gebiete des alten und hochberühmten Aquileja, wo wir von einem Punkte ausgehen, der dem neu errichteten kaiserlichen Museum gerade gegenüberliegt. Von der Osteria al Museo führt eine Chaussée zum Belvedere, wo der Dünenstrand die Lagune abgrenzt. Sofort erreicht man auf diesem Wege Beligna, merkwürdig durch das Theater, das einst dort stand, und durch den Tempel des Belenus. Von diesem ist jede Spur verschwunden. Dagegen stehen in Dickichten die hohen Schafte des Arundo Phragmites da. In den Wäldern rodet häufig die Axt. Nur an einem Prachtstück haben sich die baumfeindlichen Menschen dieser Ebene noch nicht versündigt. Es ist dies der Pinienwald auf der Sanddüne von Belvedere. Ein scharfes Auge erblickt ihn vom Molo in Triest aus, wenn er seinen Blick westwärts über das Wasser gleiten läßt. Manche Schriftsteller sagen, es sei ein Überbleibsel des Pinienwaldes, der vor alter Zeit sich um das Nordufer der Adria gezogen und von dem als anderer Rest sich der gefeierte Pineto von Porto Corsini bei Ravenna erhalten habe.

Ein berühmter Zoologe hat die Lagunen von Aquileja und Grado das Vogeleldorado genannt. So lange zahllose Wasservögel stets von Nord nach Süd, von Süd nach Nord wandern, werden sie auf ihrem Wege eine Karawanserai aufsuchen, in der sie

doch immerhin mehr Ruhe haben als auf den Festländern, wo sie Jeder aufzujagen vermag. Aber in diesen unübersehbaren Schlammgefilden sind sie von der Natur so ziemlich vertheidigt. Es geht durch breite Wasserstraßen, in welchen der Ruderschlag die langen grünen Pfriemen der Zostera Marina in wallende Bewegung bringt, und bald landet man an den Steintreppen der festen Insel, auf welcher sich seit mehr als dreizehn Jahrhunderten das Heiligthum Unserer lieben Frau von Barbana erhebt. Dieses von Meereswogen umrauschte Sanctuarium zeigt jene Schönheit, welche den geweihten Orten der Lagunen so viele stille und laute Verehrer gewonnen hat. Im Kreuzgang hängen die



Schloß Duino vom Meere aus.

Weihgeschenke Derjenigen, deren Flehen Erhörung gefunden hat, schön sproßt das Gras unter den hohen Bäumen, in das weite Meer hinaus schallen die Glocken.

In geringer Entfernung südwestlich von Barbana erhebt sich auf einer Strandinsel das uralte Städtchen Grado. Es ist das eines jener fortwährend vom Meere bedrohten Eilande, welche sich näher oder entfernter vom Lagunenstrande von der Mündung der Sdobba (Isonzo) bis zu derjenigen der Brenta hinziehen.

Heute hat der Ort wenig Anlockendes. Erst in den jüngsten Tagen sind Anpflanzungen gemacht worden, um inmitten des Mauerwerkes der Häuser, welches fast die ganze Insel bedeckt, dem Auge der sich immer zahlreicher einstellenden Badegäste auf dem bis jetzt baumlosen Eilande den Anblick des Grünen zu gewähren. Etwas Herrliches aber hat

Grado vor vielen Orten des Küstenlandes voraus, nämlich einen sandigen Meeresstrand, welcher dem Wogenschlag der offenen See freisteht. Es ist eine lange Düne, gerade dem Süden und der Breitfläche des Meeres entgegengestreckt — nicht im Hintergrunde eines Golfes verborgen, nicht mit Geröllboden oder jäh abfallenden Tiefen, sondern ein flacher Sandstrand, in dessen wohligem Wasser ein längerer Genuß der Salzflut möglich ist als in den Bädern der Nordmeere.

Fahrten durch die Lagunenkanäle bieten eine Menge von anziehenden Bildern. Man würde oft vermeinen, daß man sich irgendwo in der Gegend von Rotterdam oder Schiedam bewege, wären die mächtigen Hochgebirge nicht, deren Halbrund die Schaubühne im Norden umspannt. Grado und Porto Buso waren einst die Häfen von Aquileja, ersteres Kriegshafen, in welchem ein Theil der ravennatischen Flotte hinter der schützenden Düne ankerte, letzteres Handelshafen, von wo aus auf dem Natiso (Natisone), der zu jener Zeit an Aquileja vorüberfloß, die kostbarsten Waaren des Ostens nach der großen Stadt gebracht wurden. Heute sieht man längs dieser Kanäle Strohhütten, vor welchen Netze trocknen, Schlammflächen, auf welchen bleiche Weiber und Kinder nach allerhand Seegethier suchen, weite Schilfgründe mit gelben Wasserlilien, hier und da in der Ferne ein orangefarbiges Chiozzotensegel, Binsenmauern um abgeschlossene Räume, in welchen die Fische aufgehalten werden, welche die Flut hineinträgt, — dort der letzte Baum, der vom Festlande her in diese amphibische Gegend vorgewandert ist, eine zerzauste Pinie auf gelber Düne und hinter ihr das tiefe Blau des Meeres mit seinen Schaumstreifen. Da und dort sieht man Pfähle zum Anbinden der Schiffe, einen Kahn, von einem Weib gerudert, der Fische nach Aquileja bringt. Bald bemerkt man das Einströmen der Flut in die Kanäle, bald fährt man durch eine gewundene Wassergasse, in welcher das Röhricht Schlammmarken der abgeflossenen Flut aufweist, bald verspürt man am stärkeren Wellenschlag das Hereinbrechen des offenen Meeres. Jetzt geht der Wanderer, wenn er Vorsicht gebraucht, trockenen Fußes über die graue Fläche. Wenige Stunden später, und sie wird hüftenhoch vom Brackwasser überrauscht. Jetzt weht erfrischende Luft vom beschneiten Monte Cavallo herab, dann kommt uns wieder der moderige Schlammgeruch des unsicheren Ufers entgegen, auf dessen Breiboden im Sonnenlichte fortwährend mit leisem Geknister Wasserblasen platzen.

Von dieser Landschaft wenden wir uns wieder nach der Stadt Aquileja, welche von Grado in nördlicher Richtung zehn Kilometer entfernt ist. In einer landschaftlichen Beschreibung kann nach dem Gesagten nicht viel Raum für einen verlassenen Ort sein, von dessen alten Gebäuden nichts mehr übrig ist. Doch mag hier erwähnt sein, daß die Verwunderung darüber, wie es möglich war, eine Stadt von mehreren hunderttausend Einwohnern in solcher Weise zu zerstören, sich mindern wird, wenn man erfährt, daß der

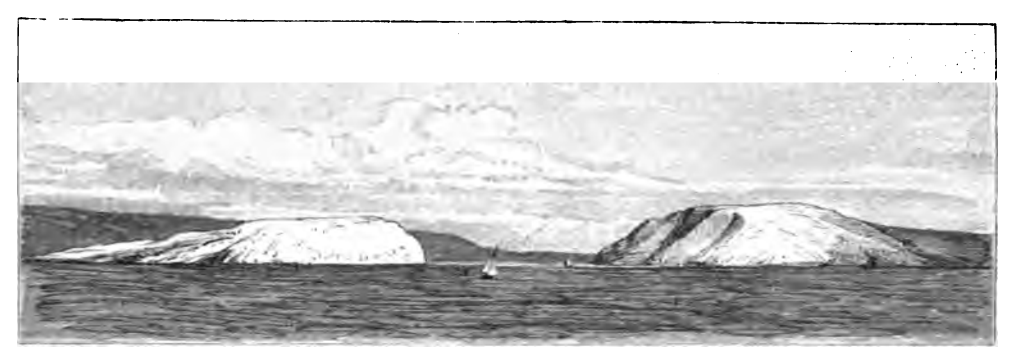


Der Pinienwald von Belvedere bei Aquileja.

größte Theil der Plünderung und Zerstörung von den Einwohnern selbst nach und nach besorgt wurde. Schon gegen Ende des IV. Jahrhunderts vernichtete christlicher Übereifer die heidnischen Kunstwerke. Schon vor der Ankunft der Hunnen im Angesicht der Mauern war der größte Theil der Einwohner aus Angst nach Grado und nach anderen Orten der Küste ausgewandert. Die Barbaren fanden eine leere und arme Stadt dort, wo sie auf thatkräftigen Widerstand und auf Beute gerechnet hatten. Von jener Zeit an bis in das tiefe Mittelalter herab wurde Aquileja immer als Fundgrube und Steinbruch benützt.



Der Kastanienbaum von Tobra am Coglio (12 Meter hoch, 52 Meter Umfang).



Einfahrt in den Canale di Maltempo vom Quarnero aus.

Landschaftliche Schilderung Istriens.



Wer Istrien blos vom Hörensagen oder aus der Lectüre kennt, der meint, dort wäre der landschaftliche Charakter kein anderer als der des Karstes überhaupt: Baumlosigkeit und Culturarmut des bloßgelegten, überall hervorschauenden bald steinigen, bald erdigen Terrains, Mulden und Trichter an Stelle von Thälern, keine aushaltenden Bäche oder Flüsse, allgemeine Dürre. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch das Irrige dieser Vorstellung: Istrien ist keineswegs überall, ja kaum zur Hälfte Karstland, hat nicht selten größere Waldstrecken und ausgedehnte Culturen, besitzt ausgeprägte Thäler von 25 bis 35 Kilometer Länge und darin zwar seichte, aber doch länger aushaltende Wasserläufe; es ist das Land der geographischen und dadurch auch landschaftlichen Gegensätze und Überraschungen, zwar nicht schön, aber interessant durch das unerwartete Auftreten absonderlicher Erscheinungen.

Um das näher zu zeigen, wollen wir das Land nicht auf dem gewöhnlichen Wege, etwa bei Triest oder auf der Linie Divazza-Pola, sondern von der Station Jurdani der St. Peter-Fiumaner Bahn, nahe an der Grenze von Krain und Istrien, betreten, um von hier aus zur Hochwarte des Landes, dem Monte Maggiore oder Caldiera zu gelangen, der den besten Überblick über das Bodengepräge gewährt.

Wir begeben uns von der Station nach dem nahe gelegenen Jušići und folgen von hier aus einem wohlerhaltenen Wege, welcher uns in den Castuaner Wald und die sich daran schließenden bergumgürtenden Wälder führt. Es sind dichte Buchenbestände, stockend auf ausgesprochenem Karstterrain, welche dem verwunderten Besucher zeigen, wie

Karstboden keineswegs gleichbedeutend mit Karstöde sein muß. Wir finden uns schier versetzt in unsere Buchenhaine der Alpenvorberge; dichten Schatten spenden die wohlbelaubten Kronen über den mächtigen Stämmen, bald Laubstreu, bald Waldgras verhüllt den Boden, und wo Felsenstücke hervorlugen, sind sie mit dichtem Moos bedeckt; anmuthige Waldblümchen heimeln uns an, wie: Waldmeister, Diptam; nur hier und da überrascht uns ein Wahrzeichen der mehr südlichen Flora, wie etwa eine leuchtende wilde Päonie, die mitten im Walde auftritt.

Solcher Laubwald, den Gemeinden Castua und Veprinaz zu eigen, bedeckt hier im Norden und Nordosten die Vorhügel und die mittleren bis nahe an die oberen Gehänge des Berges, und zwar theilweise noch in Gestalt tiefdunklen Urwaldes, in dem man tagelang wandern kann, ohne durch das Laubdach die Sonne zu erblicken. Das ist besonders der Fall im „Lisina-Forst“ mit seinen anderthalbhundertjährigen Rothbuchen und jüngeren Hopfenbuchen, die eine weite Mulde einfassen, auf deren Grund ein Übermaß von Humus, welcher aus den unberührten Gehängen herabgeschwemmt wurde, den Waldwuchs ebenso beschränkt wie anderswo der Mangel an Erde. Dieser Waldcharakter, welcher den landläufigen Vorstellungen von Istrien so sehr widerspricht, erstreckt sich auch über den Castuaner- und Veprinazwald hinaus in die Forste von Lovrana, also über das ganze Ostgehänge des Berges und weiterhin über das Süd- und Westgehänge, also rings um den Caldiera herum von den oberen Grenzen des Weinbaues bis nahe an die Gipfelregion.

Wandern wir aus dem Veprinazwalde, des Herumstreifens auf beschwerlichen Pfaden müde, der breiten, trefflich gehaltenen Fahrstraße zu, die von Fiume über Castua nach dem Innern von Istrien führt, so gelangen wir nach mehreren Gehstunden zu dem Učka-Paß, über den diese Straße bis Triest führt. Da verlassen wir bei einer Wendung, wo eine frische Quelle, der „Kaiser Josef-Brunnen“, sprudelt, den Fahrweg, welcher nun thalwärts fortsetzt, und wenden uns bergwärts dem 1.396 Meter hoch gelegenen Gipfel des Monte Maggiore zu, welcher von diesem Punkt an ohne irgend erhebliche Beschwerden oder gar Gefahren in dritthalb Stunden erreicht werden kann.

Hier liegt nun ganz Istrien zu unseren Füßen, aber nicht nur dieses Dreieck überblicken wir, angefangen von seiner Basis, der wir am nächsten stehen, bis gegen die Südspitze hinunter, sondern auch sein landschaftliches Verhältniß zu den es umgebenden Gebieten: im Norden bis zum Krainer Schneeberg, im Nordwesten und Westen zu den Kärntner und Osttiroler Alpen, dann über den Meereshorizont im Südwesten bis Südosten herumblickend, im Südosten das dalmatinische Velebit- und im Osten das Vitoraj- oder Kapela-Gebirge und den Fiumaner Karst. Im Südosten fesseln unsern Blick zunächst, sich fahl von der glänzenden Meeresfläche abhebend, die istrianischen Inseln, denen die Alten den Namen der „absyrtischen“ gegeben haben — als seien es die Glieder des Knaben

Absyrtos, den seine unmenschliche Schwester Medea zerstückelte, um den verfolgenden Vater durch das Auflesen der zerstreuten Glieder aufzuhalten. Es wird uns erklärlich, warum die Mythe gerade jener Inselgruppe diese Deutung gegeben hat, während es doch zerstreuter Inseln übergenug auch weiterhin längs der dalmatinischen Küste gibt. Nicht nur die Farbe und das Relief von oben gesehen erinnert an gebleichte Gebeine, sondern auch die Umrisse mahnen an die Gestalt bestimmter Theile eines Skelets: Cherso ein langer Schenkelknochen, Lussin ein Armknochen, das breite Veglia ein Schulterblatt, die kleinen Eilande (scogli) wie Unie, Levrera, Sansego, kleinere Knöchelchen der Extremitäten. Glücklicherweise drängen sich auch freundlichere Vergleichungen dem empfänglichen Sinn des Beschauers auf, wechselnd nach Tageszeit und Beleuchtung, und lassen viel des Interessanten von einem näheren Besuche jener Inseln erwarten, die ja auch an anderer Stelle dieses Buches geschildert werden.

Aber wir wollen unseren Standpunkt zunächst nur dazu benützen, Istriens landschaftliche Gliederung im Großen und Ganzen zu überblicken.

Verlassen wir also die Aussicht gegen Osten hin und betrachten das Hauptobject unserer Schilderung, das istrische Binnenland. Dieses bildet von Norden her, vom Krainer Karst sich herabsenkend, eine Folge auf- und absteigender Steinwälle, die je weiter nach Süden desto niedriger werden, erstarrten langen Wellenzügen vergleichbar, die, wie wenn ein Nordostwind sie vor sich her gewälzt hätte, eine Längenrichtung von Nordwest nach Südost haben. Hier bäumen sie sich gegen den Beschauer hin höher auf und setzen den Zug des Monte Maggiore zusammen. Dieser Zug stellt sich daher als die Aneinanderreihung der südöstlichen Enden jener langen Wellen dar und ist keineswegs ein ununterbrochener Bergrücken, sondern eine Folge von Höhen, zwischen denen mäßige Senkungen — Enden der Wellenthäler — liegen.

Das Ansteigen des Wellenterrains von Westen her, vom istrischen Binnenlande gegen uns, ist weniger steil als der Abfall von der Culminationslinie gegen Osten hin zum quarnerischen Golf, auf den wir fast senkrecht herabblicken. Das istrische Dreieck senkt sich nämlich sowohl von seiner Basis im Norden gegen Süden hin, als auch von Osten gegen Westen und zeigt innerhalb dieses allgemeinen Rahmens eine weitere Gliederung nach der Quere. Die erwähnten langen Wellenzüge im Norden des Landes setzen eine Hochebene, Ober- oder Nord-Istrien, auch „Čičenboden“ genannt, zusammen, welcher nur eine mäßige Senkung gegen Süden besitzt und endlich quer über das Land, etwa im oberen Drittel desselben, einen steilen Abbruch zeigt, von dem an das Terrain nur mehr in flacheren Wölbungen sich ausbreitet (Mittel- und Süd-Istrien).

Sämmtliche Wellen aller Landestheile, die großen wie die kleinen, zeigen untergeordnete Kuppen und Mulden und Querriegel, so daß dem Wanderer, welcher nicht das

Ganze von oben her überblickt, der Charakter längerer Rücken ganz entgeht und nur der Eindruck eines ewigen Auf- und Absteigens von Steinhügeln, Mulden und Dolinen erzeugt wird.

Um nun nach dem gewonnenen allgemeinsten Überblick das Land im Detail zu betrachten, nehmen wir Abschied von der reizenden Gipfelaussicht und steigen am Südwestgehänge des Monte Maggiore hinunter, zunächst gegen das Plateau des Čičenbodens.

Nach kurzem Abstieg über einen pfadlosen, steilen und kahlen Abhang erreichen wir einen Fußsteig, der nun mit mäßigem Gefälle meist in schattigen Buchenwäldern verläuft, durch einzelne Lücken wechselvolle Ausblicke nach dem zu Füßen des Berges liegenden Čepić-See und dem Hügelgewirre des inneren Istrien gewährt und zuletzt in jene breite Fahrstraße mündet, welche die Fortsetzung der bei unserem Aufstiege benützten bildet.

Dieser folgen wir nun weiter nach Westen absteigend, vorbei an den saftigen Wiesen einer ebeneren Gehängestufe, dann weiter unten an Felsenwänden mit Viaducten, Bächlein und kleinen Wasserfällen und erreichen endlich gegen Nordwest schreitend das Karstplateau an der Istrianer Eisenbahn.

Der Buchenwald liegt nun hinter uns, nur Wachholderbüsche und spärliche Eichengruppen, hier und da zu einem Hain zusammengesellt, repräsentiren den Holzwuchs; bald gibt es keine aushaltende Thalfurche, kein Wässerlein mehr, alles Weiß in Weiß oder Grau in Grau, und wir haben den armseligsten Theil des Landes, den schon genannten Čičenboden, betreten, der in 500 bis 600 Meter Seehöhe 57 Kilometer lang und 15 Kilometer breit sich zwischen Nordwest und Südost erstreckt. Das Terrain unterscheidet sich hier von jenem der meisten anderen Karstgegenden durch die geringe Undulirung im Kleinen bei entschiedener Längsrückenbildung im Großen, da es zwar in zwei bis drei langen Stufen sich senkt, innerhalb jeder Stufe aber fast eben verläuft und nur wenige aufgesetzte Gipfel bis zur Höhe von 1.100 Meter besitzt. Der Boden ist mit hervorragenden Schichtenköpfen und Trümmern geborstener Gesteinsplatten — Alles heller Kalkstein — bedeckt, ihre Oberflächen sind millionenfach gefurcht, gerieft, gelöchert und gezackt durch die Einwirkung der Atmosphäre auf das seit Jahrhunderten bloßgelegte Gestein, nur stellenweise ein wenig Erde in Spalten oder in rundlichen Senkungen verschiedener Größe (Dolinen), die jedoch bei seitlicher Ansicht verborgen bleiben.

Auch die Vegetation hat die Farbe der Steine: grauliche Gräser, grauer Salbei, graues Sonnengold, graues stachliges Kronenkraut, eine hochstengelige Eberwurz, Spitzklette, Pfefferkraut, Mariendistel u. s. w., und alles nur zerstreut, nie zu einer zusammenhängenden Vegetationsdecke geschlossen, aromatisches Futter für vagirende Schafe und Ziegen, von Strauchwerk nur magerer Wachholder und Paliurus, zwergige Schlehen- und Eschenbüsche, kümmerliche Eichenloden als Ausschlag morscher Strünke. In dieser dürren,

steinbesäeten Landschaft liegen armselige Ansiedlungen, zerstreute, niedere Steinhütten mit Ziegeln in Mörtelverbindung gedeckt, weil jede andere Bedachung von der Bora hinweggefegt würde. Jedoch auch die Čičerei bietet überraschende Ausnahmen, wie sie in ganz Istrien auftreten, denn hier und da findet sich nebst den verschwindend kleinen auch eine große, thalartig ausgedehnte Doline, bedeckt mit Culturen, mit freudigem Saatengrün im Frühjahr, selbst mit Wiesenstreifen und dichterem Baumwuchs. Die größte dieser Dolinen ist jene von Lanišće, sie senkt sich beiläufig 80 Meter unter die sie umgebende Plateauebene,



Der karstige Čičenboden bei Slum.

ist etwa zwei Gehstunden lang und eine halbe Stunde breit; an ihren bebuschten Gehängen kommen Quellen hervor, am Rande des tiefgründigen ebenen Bodens, gegen das Gehänge hin liegen drei kleine Ortschaften, deren Bewohner den ungewöhnlichen Natursegen ausbeuten.

Ehe wir aus diesem Theile des Landes unsere Reise nach Süden fortsetzen, müssen wie einer landesüblichen Eintheilung gedenken: der Eintheilung in Istria bianca, Istria gialla und Istria rossa (weißes, gelbes und rothes Istrien). Es ist begreiflich, daß in einem Lande, dessen Boden größtentheils einer verhüllenden Vegetationsdecke entbehrt, die Eigenthümlichkeit des nackten Bodens sowohl in landschaftlicher als cultureller Beziehung eine hinreichende Wichtigkeit gewinnt, um der Bevölkerung als Eintheilungsgrund zu

gelten. So nennt man das eben geschilderte Karstplateau des Čičenbodens mit seinen fahlen, im Sonnenlicht fast blendend weißen Steinöden die „Istria bianca“.

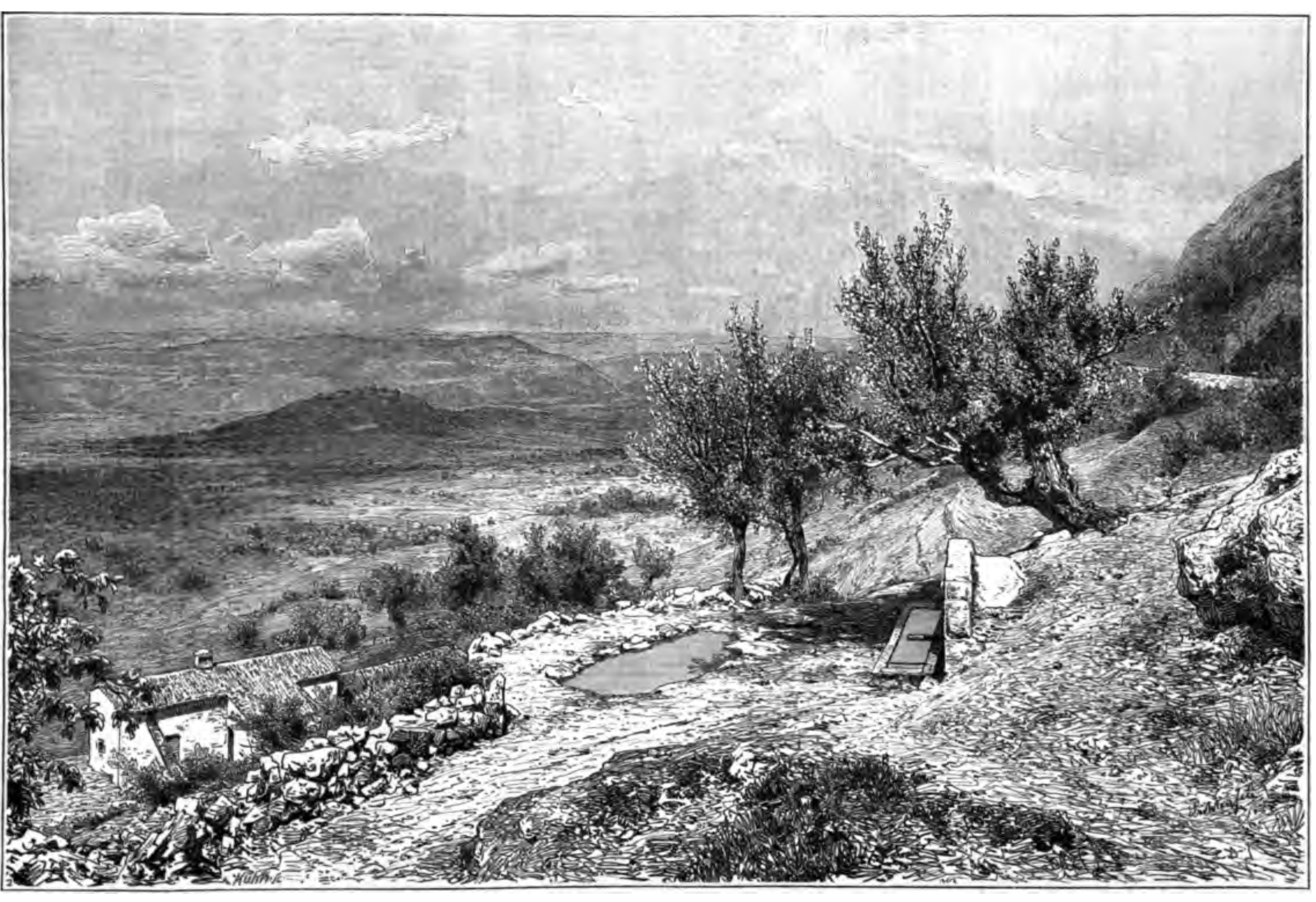
Zu Füßen dieses Plateaus an seinem südlichen Abbruche nimmt ein Gestein überhand, welches sehr leicht verwittert und zerfällt, daher zwar steilwandige Tiefenformen — Wasserfurchen —, aber keine schroffen, sondern nur abgerundete Höhenformen und Oberflächengebilde zuläßt, — es ist der „Tassello“, unserm Wiener Sandstein ähnlich, und da seine Farbe sowie diejenige der daraus hervorgehenden reichlichen, oft tiefgründigen Erde gelblich oder gelblichbraun ist, nennt man das mittlere Querstück, wo eben dieses Gestein vorwiegt, die „Istria gialla“[1] gleichbedeutend mit Mittel-Istrien. Weiter im Süden endlich, wo das Land sich immer mehr verflacht und wieder weißes Kalkgestein die Unterlage bildet, ist es sehr häufig und in ausgedehnten Strecken mit rothockeriger Thonerde bedeckt; Süd-Istrien hat daher den Namen „Istria rossa“ erhalten. Es muß übrigens bemerkt werden, daß auch auf dem Čičenplateau die Erde, wo überhaupt eine solche zu finden, meist die völlig gleiche wie in Süd-Istrien ist; das erstere ist nur dadurch weiß geworden, daß die rothe Erde verschwunden ist.

Da wir nun das weiße Istrien hinter uns haben, sehen wir uns zunächst im gelben um, welches zwischen 380 und 285 Meter undulirt. Es zeigt sich da sehr auffallend, wie die gleiche Ursache, die vandalische Entwaldung, nach der Verschiedenheit der Gesteinsunterlage sehr verschiedene Wirkungen gehabt hat. Der nahezu unverwitterbare Kalkstein, wie im Čičenboden, hat seine starren Gestaltungen auch nach der Entblößung behalten, der leicht verwitternde Tassello hingegen ist in steter Umbildung, Abbröckelung und Wegschwemmung begriffen und einige Stetigkeit besitzen da nur die flacheren Strecken, auf denen eine Abschwemmung nicht wohl stattfinden kann, dann die stehen gebliebenen festeren Kerne aus der Sandsteinformation oder die hervorragenden Kalksteinpartien, welche entweder vom Sandstein schon ursprünglich nie bedeckt waren oder durch die Verwitterung desselben wieder bloßgelegt wurden.

Mit zusammenhängenden Ortschaften sind meist nur solche festere Höhen besetzt, hingegen sind die steileren, in stetem Abrutschen begriffenen Hügellehnen kahl, die weniger steilen aber unter der Gunst des sich reichlich bildenden Lehmbodens viel reichlicher begrünt und bewaldet, als es im eigentlichen Karstgebiet der Fall ist, so daß man innerhalb des gelben Istrien nicht selten ausgedehntere Wiesen, Felder, Haine und selbst Wälder erblickt. Als Typen dieses Landestheils kann man die Umgebungen der Städte Pinguente und Pisino betrachten. Die erstere tief unter der gleichnamigen Station der Istrianer Bahn

---

[1] Die Landwirthe haben die hellere Erde, die aus dem Sandstein (Tassello) hervorgeht, terra bianca (weiße Erde) im Gegensatz zur rothen (terra rossa) genannt und sprechen von keiner gelben Erde. Man darf daher Istria bianca und terra bianca nicht verwechseln.



Das Thal von Pinguente an der Bahnstrecke Divazza-Pola).

gelegen und sammt ihrer Umgebung am besten vom dortigen Bahnhof aus zu überblicken, krönt einen Hügel, der sich aus einer breiten Terrainsenkung erhebt, wohin von drei Seiten tief eingeschnittene Furchen zwischen gerundeten, nach unten hin flacheren Hügeln convergiren. Die Gehänge dieser Hügel wiederholen im Kleinen die erwähnte Furchenbildung, und geschlängelte Bächlein — eben nur der Istria gialla eigenthümlich — rinnen thalab; die weniger durchfurchten flacheren Abhänge tragen Wiesen und Felder in weit größeren Parcellen, als sie in den beiden anderen Landestheilen möglich sind, ebenso wie Rebengelände und stellenweise auch alte, aber meist lichte Bestände von Laubholz, — kurz, der trostlose Anblick der Čičerei findet hier einen wohlthuenden Gegensatz.

Um von hier weiter nach Pisino zu kommen, thun wir am besten, das Innere des Landes mit der Bahn zu durchreisen. Es folgt da zunächst ein Hügelgewirre, abwechselnd bewaldet und cultivirt, aber stets mit wilden Erdrissen, hier und da mit hervorstehenden Kalksteingruppen, welche das lehmige Sandsteinterrain unterbrechen und auf ihrem beschränkten Raume sogleich den Charakter der Landschaft ins Karstartige umändern — so bei Rozzo und Lupoglava.

Gegen Pisino hin kommen wir wieder in eine länger aushaltende Weitung mit ziemlich ebenem wiesenreichen Boden, durchzogen von einem gewundenen Bache mit Weidenbäumen an den flachen Ufern, der stellenweise in kleinen Wasserfällen quer liegende Gesteinsbänke überrinnt — ein mehr idyllisches Bild, das an steirische oder oberösterreichische Thalgegenden erinnert. Bei Pisino selbst rücken die Höhen wieder nahe aneinander und lassen zuletzt dem Bach nur eine ganz schmale gewundene, sackartig endigende Schlucht übrig, in deren Hintergrund er sich in ein Felsenthor, die „Foiba“ stürzt, ohne weiterhin verfolgt werden zu können.

Die Stadt selbst liegt bereits am südlichen Rande der Istria gialla; man sieht an der Südseite der Stadt auf ein gegenüberliegendes Gehänge mit terra rossa und der Häusercomplex des Ortes ist auf einer vorspringenden Leiste jenes weicheren kalkigen Grenzgesteins erbaut, das sich meist zwischen dem Tassello und dem eigentlichen Karstkalk einschiebt.

Gerade beim Zusammentreffen der zwei Formationen ist die erwähnte „Foiba“ und ein Theil der Häuser liegt unmittelbar am Rande der circa 130 Meter tiefen Foiba-Schlucht; aus einem Fenster des alten Hauses der „Nobili de Rapizio“ nächst dem alterthümlichen Auersperg'schen Schlosse, das den Stadthügel krönt, könnte man sich direct in den schäumenden Foiba-Bach stürzen.

Verfolgen wir nun entweder die Fahrstraße oder den Schienenweg von Pisino weiter nach Süden, so durchziehen wir das südliche, nur mehr unter 160 Meter hoch gelegene Drittel des Landes, die „Istria rossa“.

Es tritt hier wieder im Großen und Ganzen dasselbe Gestein wie im Norden und auch der Karstcharakter auf, aber in entschieden milderer Form; die Höhen sind weniger steil und werden niedriger, die Dolinen flacher, immer mehr bedeckt weithin ausgebreitete rothe, culturfähige Erde das unterliegende Gestein und Geklippe, am ausgedehntesten wohl um Dignano; die Ortschaften werden ansehnlicher und mehr geschlossen und einige relative Wohlhabenheit läßt sich erkennen. Endlich langen wir am Südende des istrianischen Dreiecks, bei Pola an; diese Stadt aber wollen wir gebührlicherweise nicht hier von der Land-, sondern später von der Seeseite aus betrachten.

Die nun skizzirte Dreitheilung des Landes gilt strenge genommen nur bis an die Binnengehänge des Monte Maggiore-Zuges und der in derselben nordsüdlichen Richtung fortlaufenden östlichen Randleiste des Landes, welche zum Quarnero abfällt; an der ganzen Ostküste vom Fuße des Monte Maggiore bei Kastua und Volosca bis zur Südspitze fehlt die Einschaltung des Tassello, fehlen also die Charaktere der Istria gialla und begegnen sich unmittelbar die Typen der Istria bianca — vom Norden bis zur Punta Nera reichend — und der bis dorthin von Süden her sich fortsetzenden Istria rossa, wie die nachfolgende Schilderung der Küstenfahrt bestätigen wird.

Der Charakter des Landes wäre nicht vollständig erkannt, wenn wir uns auf die nun geschilderte Reise der Länge nach, von Norden nach Süden, beschränken würden. Wir müssen auch, wenigstens in Kürze, auf eine Eigenthümlichkeit hinweisen, die sich entschiedener bei einer Durchquerung des Landes von Westen nach Osten ergibt. Diese Eigenthümlichkeit besteht darin, daß das istrische Plateau von mehreren continuirlichen Spaltenthälern durchzogen ist, deren jedes fast so lang ist wie die Hälfte des Landes und deren Gehänge und Sohlen ganz eigenthümliche Charaktere zeigen, bis sie schließlich unter die Adria tauchen, wo sie fjordartige Hafenbuchten bilden. Auf dem Wege vom Nordwesten des Landes, etwa von Buje her gegen Pinguente, stellt sich uns die nördlichste jener Spalten, das ostwestlich verlaufende, beiläufig 25 Kilometer lange Quieto-Thal entgegen. Seine obersten Wurzeln bestehen aus convergirenden steilen und schmalen Bodenrissen im Herzen des Sandsteingebietes um Pinguente und Draguch, von wo zahlreiche kleine Gewässer in weiten Windungen gegen die Terrainsenkung von Montona zusammenlaufen.

Diese über 10 Kilometer lange und 1 bis 1·5 Kilometer breite Niederung liegt in ihrem oberen Theile nur 18 bis 20 Meter, der größte Theil des dort stockenden Montonaer Eichenforstes nur 11 bis 15 Meter über dem Meeresspiegel, während das romantisch gelegene Schloß von Montona aus der beträchtlichen Höhe von 277 Meter auf das sumpfende Waldgebiet herabsieht.

Nach dieser Weitung geht die Hauptrichtung des Thales allmälig von der südwestlichen in die westliche über, die noch immer 60 bis 170 Meter hohen Lehnen treten

weiter zurück und umsäumen, vielfach ein- und ausgebuchtet, ein 12 Kilometer langes Sumpfland, das im Hintergrund der Hafenbucht von Cittanuova als „Porto Torre“ endet.

Macht man eine analoge Querreise von Parenzo über Pisino bis zum Ostrand des Landes bei Albona auf durchaus guter Chaussée, so gewährt es nach längerer Fahrt über das abwechselnd steinige und rotherdige Plateau einen überraschenden Anblick, wenn man in der Gegend von Antignana an den Rand einer Spalte kommt, welcher die Straße eine lange Strecke weit folgen muß, weil sie das breite und tiefe Thal nicht zu übersetzen vermag. Es ist das die sogenannte „Draga“ (zu deutsch Thal). Man blickt da auf 200 bis 300 Meter hohe mäßig steile, zwar steinige, aber doch vielfach bewaldete Gehänge hinunter, und tief unten im Thalgrund, wo man etwa einen Wildbach mit verwüsteten Schuttufern erwarten würde, breiten sich auf ebenem Boden vielfarbige Ackerculturen mit ihren regelmäßigen Parcellen in mannigfaltigen Stadien des Wachsthums oder der Reife aus; grüne Wiesenstreifen wechseln mit den Feldern ab; Zickzackpfade, auf denen die Bearbeiter der Thalgründe täglich mindestens 200 Meter ab- und aufsteigen müssen, verbinden den Thalgrund mit den Gehängen und dem Plateau; unten gibt es keine Wohnungen, da man dort das Fieber fürchtet. Ein Wasserlauf zeigt sich nur mit Unterbrechungen und in normalen Zeiten mit geringer Breite und langsamem Laufe. Die über 35 Kilometer lange Draga hat ihre obersten Wurzeln in geringer Entfernung westlich von Pisino, wo sie bald 100 bis 150 Meter tief ins Plateau einschneidet und nach kurzem Verlauf schon fast die doppelte Tiefe bei einer Sohlenbreite von 300 bis 400 Meter erreicht. Tiefgründiger ebener Boden begünstigt da die Culturen in hohem Grade und diese bieten einen erfreulichen Anblick im Gegensatz zu den hohen Felsenwänden, die zu beiden Seiten aufragen.

In der Gegend von Canfanaro, wo von zwei hohen Zwillingsfelsen die Ruinen der „Due Castelli“ herabschauen, verengt sich das Thal und wendet sich nach Westen, wird steiler und enger als an der eben betrachteten oberen Strecke, daher auch weniger cultivirt und verläuft so, noch immer über 100 Meter tief eingeschnitten, bis zu dem Punkte, der als „Cul di Leme“ bekannt ist. Hier beginnt die Senkung unter die Adria und diese letzte Strecke des Thales ist der sogenannte „Kanal von Leme“.

Das genannte Kastell thront auf der Höhe von 127 Meter, läßt aber wegen der mehrfachen Windungen des Kanals nur eine kürzere Strecke desselben überblicken. Eine besondere Thätigkeit hat sich in diesem Fjord der Adria nicht entwickelt, obwohl er vom Meere herein auf eine Länge von 5 Kilometer eine Breite von 400 bis 500 Meter und eine Tiefe von 20 bis 30 Meter besitzt; es gibt hier nur eine ganz unbedeutende Schiffsbewegung und es stellt sich ein eigenthümliches Gefühl von Stille und Einsamkeit ein, wenn man aus einem der benachbarten Hafenorte des westlichen Istrien den Kanal von Leme besucht und die Fahrt bis unterhalb des Kastells fortsetzt.

Verfolgt man, nachdem die Draga passirt ist, die Straße weiter über Pisino und Gallignana nach Osten, so bietet sich von einem Wellenkamme bei Pedena aus wieder ein überraschendes Bild — ein See mit umliegenden Schilf- und Wiesengründen und darauf herabsehendem schattigen Wald. Es ist der Čepić-See, eine flache Senkung, die mehrere Torrenten vom Čičenboden und vom Monte Maggiore her aufnimmt. Der über 800 Hektar große See von fast halbkreisförmigem Umriß ist nur seicht und seine Ausdehnung wechselt stark nach der Mächtigkeit seiner Zuflüsse, aber er bietet immerhin eine freundliche



Der Čepić-See mit dem Monte Maggiore von Chersano aus.

Abwechslung in dem dürren Lande und gerne sieht man dichte Baumkronen von der nahen Waldesgrenze her sich in dem stillen Gewässer wiederspiegeln. Aber auch die Reste alter Burgen reihen sich hier zahlreicher aneinander als in irgend einem anderen Theile des Landes; das dem See zugekehrte Binnengehänge des Monte Maggiore, nahe am Fuße desselben und am Ufer des Sees, war im Mittelalter von kleinen Feudalherren mit Vorliebe zur Erbauung fester Burgen ausersehen, die nun theils ganz in Ruinen, theils halb erhalten oder umgebaut hervorragende Punkte in der Landschaft bilden, wie Sumberg Chersano, Kosljak, Lettai, Bellay, Paß, Gradigne, Bogliuno, Bragna und andere.

Wo das sumpfende Gebiet westlich vom Čepić-See endigt, unweit von Sumberg, schneidet die dritte Hauptspalte des Landes, das 28 Kilometer lange Arsa-Thal, alsbald

200 bis 250 Meter tief ins Plateau ein, führt die Gewässer des Sees und der übrigen Umgebung bald unter- bald oberirdisch ab und verläuft in vielfachen, aber nicht weit ausgreifenden Windungen, hier und da durch einen Querriegel eingeengt, beiläufig 18 Kilometer lang bis zur Stelle, wo sie mit dem als „Canale dell' Arsa“ bezeichneten Meeresfjord zusammentrifft, der aus dem Quarnero her beim Hafen von Carnizza sich dem Arsa-Thale landeinwärts entgegenstreckt, eine Breite von durchschnittlich etwa 1 Kilometer besitzt und in seinem unteren Theile und selbst bis nahe an sein sackförmiges oberes Ende, wo der Arsa-Bach mündet, Seeschiffe aufzunehmen vermag.

Nachdem wir das Innere Istriens nach der Länge und Quere kennen gelernt, vergönnen wir uns zum Schlusse noch eine Seefahrt um das ganze Dreieck herum zum Genusse jener Scenerien, wegen deren der Binnenländer hauptsächlich das Küstenland aufzusuchen und werthzuschätzen pflegt.

Der Anblick, den die istrianische Küste gewährt, ist natürlich ein verschiedener, je nachdem man mit einem der kleineren Küstendampfer, welche fast alle Hafenorte berühren, oder mit einem der großen dalmatinischen oder levantinischen Dampfer weiter entfernt vom Lande fährt. Wir ziehen das Erstere vor.

Der landschaftliche Charakter der Westküste wird dadurch bestimmt, daß sie den Abbruch des von Osten her immer niedriger werdenden Plateaulandes bildet. Längs der Wasserlinie gibt es daher — nur mit Ausnahme der erdigen Mündungs-Alluvionen einiger Torrenten zwischen Muggia und Pirano — keinen flachen Strand und das Ufer steigt steil, oft auf lange Strecken fast senkrecht und kaum erklimmbar empor, aber meist nur wenige Meter hoch, und es ragen unmittelbar dahinter keine irgend bedeutenden Höhen hervor; erst weithin am östlichen Horizont heben sich die Hügelwellen des inneren Plateau und der Höhenzug des Monte Maggiore vom Firmament ab, das im Süden und Westen unmittelbar ins Meer zu tauchen scheint.

Der Umriß der Westküste zeigt einen vielfachen, fast ununterbrochenen Wechsel von tiefen, oft auch weiten Einbuchtungen und vorspringenden Landzungen, ist daher reich an natürlichen Häfen, die zu zahlreichen Ansiedlungen und zur Entwicklung des Schiffsverkehrs — allerdings von wechselnder Regsamkeit und ungleichem Erfolge — Anlaß gegeben haben. Der Kurs aller Fahrzeuge führt außerhalb der zerstreuten kleinen Inseln, die hier sämmtlich nahe der Küste liegen, so daß sie mit dieser zusammenzuhängen scheinen; erst bei Fasana präsentiren sich die weiter draußen gelegenen Brionischen Inseln, die zwischen sich und dem Festlande den breiteren Kanal von Fasana lassen.

Dem Anblick von der Seeseite her, wobei die Undulirung der Küste wegen der Verkürzung kaum wahrgenommen wird, bieten sich an der ganzen Westküste bald rauhe, schroffe Uferstrecken, bald malerisch hingelehnte Hafenstädte und Städtchen dar, deren

Steingebäude und Thürme, meist dem Campanile di San Marco in Venedig nachgebildet, sich besonders in den Nachmittags- und Abendstunden blendend weiß von dem Grün der umgebenden Campagnen, Wäldchen und Gärten, sowie vom Grau der unbebauten Uferstrecken abheben. Ihr Inneres pflegt allerdings minder blendend zu sein, aber malerisch sind sie immer.

Fast jeder dieser Küstenorte zeigt einen älteren Theil, der in früheren, unsicheren Zeiten in einigermaßen dominirender Lage, also in mäßiger Höhe über dem Meere



Westküste Istriens zwischen Rovigno und Cittanuova.

erbaut wurde, und einen neueren, der in den sicherer gewordenen Zeiten dem zunehmenden Seeverkehr zuliebe unmittelbar am Ufer angelegt ist, und zwar theilweise auf Anschüttungen aus dem hier fast unerschöpflichen Steinmateriale, mittelst dessen man dem Meere den Boden für solche Bauten abgewonnen hat.

Nach der Einfahrt in den Hafen, in welchem meist künstliche Steinbauten den natürlichen Felsenbegrenzungen des Ufers nachgeholfen haben, kommt man gewöhnlich in einen kleinen Bootshafen, Mandracchio, und unweit desselben auf den unvermeidlichen Fischmarkt. Weiterhin führt eine mäßig ansteigende Straße zu dem ursprünglichen älteren Theile der Ortschaft hinauf, wo sich ein oder mehrere etwas weitere Plätze und nebst der Kirche auch mehrere Respectsgebäude befinden, wie diejenigen von Staatsbehörden, Municipien und älteren Patricierfamilien. Die Gassen und Gäßchen führen durchgehends

auf natürlichem harten Felsen und sind, wie in allen südlichen Ländern, des Schattens wegen so enge, daß ein Wagenverkehr meist unmöglich ist.

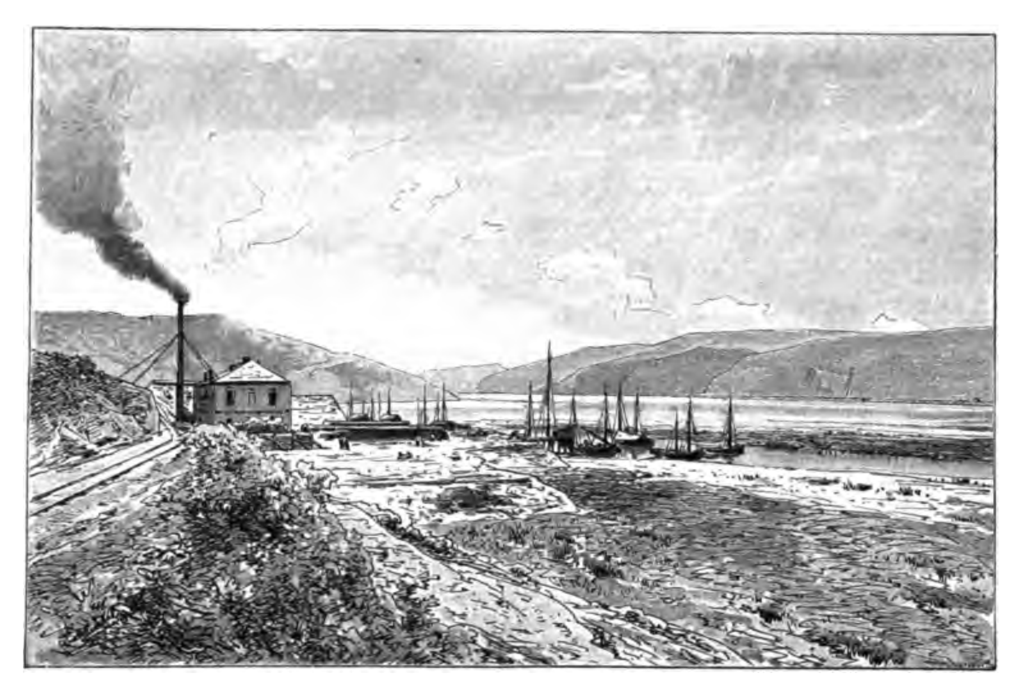
Die Bewegung ist natürlich lebhafter in der Nähe des Ufers, wo die Ankunft oder Abfahrt, das Laden und Löschen der Fahrzeuge, die Fischerei, das Maklerwesen und die Facchini den Tag über — mit Ausnahme der heißesten Stunden — ein reges Treiben hervorbringen und wo selbst die Müßiggänger der kühlenden Seebrise wegen sich gerne ergehen. Man sieht, daß die Leute hier nicht von alten Erinnerungen und altererbten Schätzen, sondern von demjenigen leben, was sie Tag für Tag erwerben, wenn auch dieser Erwerb nur selten ein bedeutender ist. In solcher Weise präsentiren sich nacheinander die Orte Capo d'Istria, Isola, Pirano, Umago, Cittanuova, Parenzo, Orsera, Rovigno und so auch würde sich Pola zeigen, wenn es nicht durch großartige Bauten zum Kriegshafen umgestaltet wäre.

Von der See aus gelangt man zur Stadt Pola durch eine Folge gewundener und durch Inselchen getheilter Buchten, die sich von Nordwest über Süd nach Ost wenden. Flachrundliche Hügel, abwechselnd karstig kahl oder bebuscht, deren einer im Norden der Stadt sogar einen wirklichen Eichenwald mit reichlichem Unterholz — den sogenannten Kaiserwald — und mitten in demselben eine kurzgrasige Wiese trägt, begrenzen die Buchten. An einen dieser Hügel, südwestlich vom vorigen, lehnt sich die innere oder alte Stadt mit dem alten Hafenkastell und an den Fuß desselben die römische Arena; der nächstfolgende trägt die Marine-Sternwarte, ein vierter — einst mit Oliven- und Weingärten besetzt — S. Policarpo, den neu entstandenen Stadttheil für die Angehörigen der Kriegsmarine, dann daran stoßend den ungemein artenreichen Maximilians-Park; die anderen Hügel, welche in weitem Umkreise und in verschiedenen Entfernungen um die Buchten herumliegen, sind von Befestigungen besetzt. Nach der Seeseite hin, hauptsächlich gegen Westen, liegen auf dem flachen meist dem Wasser abgewonnenen Terrain am Fuß der Stadthügel die neueren Anlagen, eine ansehnliche Strecke lang von schönen Quaimauern begrenzt und in Verbindung mit dem Kriegshafen, dem Arsenal und der dazugehörigen Oliven-Insel. Landeinwärts im Osten ziehen sich zwischen zwei Hügelreihen die niedrig gelegenen, nach großen Niederschlägen lange feucht bleibenden Wiesen hin, deren Ausdünstungen man hauptsächlich die Entstehung des Polesaner Fiebers zuschreibt. Innerhalb dieses Rahmens bewegt sich das lebhafte Treiben, welches aus dem Ineinandergreifen der energisch schaffenden Kriegsmarine und der großentheils auf dieselbe angewiesenen Bevölkerung hervorgeht.

Hat man, die Küstenfahrt fortsetzend, die inneren Hafenbuchten von Pola verlassen und ist schließlich bei Cap Compare ins freie Wasser hinausgekommen, so zeigt die Weiterreise, welche nun um die Südspitze Istriens, Cap Promontore, herum längs der Ostküste

weiterführt, zunächst noch Küstenansichten derselben Art, wie sie die Westseite geboten hat; die niederen Hügelrücken sind gekrönt von Befestigungen der verschiedensten Typen älteren und neueren Datums, und nachdem der Bereich dieser Werke hinter uns liegt, treten an ihre Stelle die Hügelorte Promontore, Pomer, Medolino, Altura, letzteres landeinwärts über dem kleinen Hafen von Badó, — der Mündung der Valle Badó, welche eine kürzere Parallel-Spalte des Arsa-Thals darstellt.

Die unmittelbaren Ufergehänge dieser Strecke sind meist bebuscht und in kleineren oder größeren Entfernungen vom Lande liegen kleine immer niedrige Inselchen zerstreut



Am Arsa-Kanal bei Albona.

die abwechselnd dem Rücken eines Delphins oder einer Schildkröte gleichen. In der Gegend von Caorano beginnt die Küste höher anzusteigen, man passirt die Mündung des Canale dell' Arsa mit dem daran gelegenen Hafen von Carnizza; erst von dem weit herausragenden Vorgebirge „Punta Nera", dem letzten Ausläufer des Monte Maggiore-Zuges, angefangen gewinnt die Ostküste ihren eigenthümlichen, von jenem der Westküste verschiedenen Charakter.

Der unmittelbare Küstensaum ist hier in der Regel nicht schroff abgebrochen, sondern es steigen allmälig große und kleine Klippen und Blöcke hintereinander auf, hinter denen 300 bis 1.000 Meter hohe Gehänge emporragen, durchfurcht von bedeutenderen Thälern, welche sich bis zum Meer herabsenken. Strecken mit Kies- oder Sandstrand finden sich

nur ganz spärlich, nur an den Mündungen der erwähnten Thäler, aus denen sich bei Regen mehr oder weniger bedeutende Bäche ins Meer ergießen. Das rauhe graue Gestein der Gehänge, wechselnd mit mehr oder minder ausgedehnten Flecken rothockeriger Thonerde, ist nur in der Nähe der Uferorte mit dem lebhaften Grün gepflegter Bäume, weiter aufwärts jedoch meist nur mit wildem Gebüsch stellenweise bekleidet. Die Ortschaften liegen durchgehends in bedeutender Höhe über dem Meere, und während bei den westlichen Küstenorten nur je eine kurze, wenig steile Straße ins Innere führt, muß man an der Ostküste oft auf weiten und steilen Zickzackwegen hinaufklimmen.

So verhält es sich bei Albona, welches aus einer Höhe von 320 Meter auf den zugehörigen Hafen Rabaz herabsieht, dann bei Fianona in ganz ähnlicher Lage, ebenso bei Bersec, einem Häuserhaufen auf hochragendem Felsen, der mehrere nach der See hin offene Grotten und losgetrennte Trümmer und Zacken zeigt, an denen die Brandung mit ungewöhnlicher Wucht schäumend hinanzuklimmen pflegt.

Bald macht diese Ufergestaltung wieder etwas weniger grotesken, aber immer höher ansteigenden Gehängen Platz, die theils bebuscht, theils mit terrassirten Campagnen — besonders Ölgärten — besetzt sind, und es kommt Mošćenice in Sicht. Hier sind wieder der Hafenort (Draga Sta. Marina) und das hohe Felsennest Mošćenice besonders weit von einander entfernt und verschieden anzuschauen — unten neuere hellgetünchte Häuser, oben lauter altersgraue Mauern. Vom Hafen an steigt die breiteste jener Gehängefurchen, die den Zug des Monte Maggiore mit dem Meere verbinden, vielfach mit Quermauern terrassirt, dadurch erdreich erhalten und cultivirt, hoch hinan, seitlich begleitet von zerstreuten Häuschen alter Bauart. Zu den Wahrzeichen dieser Küstenorte gehören uralte breitästige Zürgelbäume (Celtis australis), hier „Lodogno" genannt; den Platz von Mošćenice ziert eine Gruppe derselben, aus der man den ältesten, hinfällig gewordenen, vor kurzer Zeit gefällt hat, während die Bank, welche um den Stamm herum angebracht war, erhalten blieb.

Von Mošćenice an über Draga Sta. Marina und den kleinen Uferort Kraj beginnen die Ablagerungen rother Erde um den Fuß des Gehänges reichlicher und mächtiger zu werden, daher immer zahlreicher die Ansiedlungen, Terrassengärten, Bestände von Edelkastanien und Lorbeerbäumen. Es folgt nun mit diesem Charakter Medvea am Ausgang einer von obenher breiten, nahe an der Küste aber sich stark verengenden Gehängeschlucht, aus der ein Bach mündet und seine Geschiebe zu einem flachen Strand (Chiarina) ausgebreitet hat. In diesem Bache wurde vor Zeiten Holz aus den früher geschilderten Buchenwäldern des Monte Maggiore getriftet, was die Reste alter Triftbauten bezeugen.

Bei dem Hafenorte Lovrana erblickt man die ersten Cypressen der Ostküste, immer dichter genäherte Campagnen, Gruppen und Bestände von „Maroneri" und „Lavrani" und in der Mitte des Platzes einen mächtigen alten Lodogno, der im Jahre 1782 gepflanzt

wurde. Von hier an, am östlichen Fuß des eigentlichen Monte Maggiore liegen die Ortschaften nicht mehr getrennt von den zugehörigen Häfen, dagegen ist das Berggehänge bis hoch hinan mit Häuschen, Häusergruppen und kleinen Ortschaften sammt den zugehörigen Wein- und Olivengärten, Lorbeerhainen, Gesträuch und Haidewiesen, zwischendurch aber auch mit Steinen bedeckt, — wir sind an der Grenze der österreichischen Riviera und zugleich im Innern des Quarnero angelangt. Im weiteren Sinne ist dies der große Golf, welcher vom offenen Meere her nach Norden ins Festland eingeschnitten, westlich von der Ostküste Istriens, nördlich und östlich vom liburnischen (südkrainischen und kroatischen) Karstzuge über Fiume bis Zengg eingeschlossen wird und gegen Süden ins offene Meer übergeht. Der Golf wird durch zwei große Inseln — Cherso gegenüber der istrianischen,



Einfahrt in den Quarnero, seewärts von Fianona.

Veglia gegenüber der kroatischen Küste, welche im Ganzen parallel zu einander von Norden gegen Süden gestreckt sind —, in drei Meeresarme getheilt; zwischen Istrien und der Insel Cherso liegt der Kanal von Farasina, zwischen Cherso und Veglia der Canale di mezzo oder Quarnerolo, endlich zwischen Veglia und dem kroatischen Festlandsufer der Kanal von Maltempo, vor dessen Einfahrt noch das kleine dreieckige Inselchen San Marco auftaucht. Die genannten Inseln sammt den noch weiter südlich sich anschließenden kleineren werden die quarnerischen genannt. Im engeren Sinn versteht man unter Quarnero nur den nördlichsten, nicht durch Inseln getheilten, vor Abbazia und Fiume ausgebreiteten Theil des ganzen Golfes. Unsere Riviera liegt also an der westlichen Festlandsküste des Quarnero.

Da das jetzt mit Recht vielgenannte Abbazia als Prototyp dieses Küstenstriches gilt, und da diese Gegend der großen Mehrzahl von Besuchern eben nur von Abbazia aus bekannt ist, wollen auch wir uns hauptsächlich auf diesen Curort beziehen, obgleich

ohneweiteres gesagt werden muß, daß vom landschaftlichen Standpunkt aus die ganze Strecke, deren Begrenzung eben angedeutet wurde, einen einheitlichen Charakter besitzt, welcher eben nur für das Ganze im Zusammenhang geschildert werden kann.

Bei der Frage, worin die Eigenthümlichkeiten dieses landschaftlichen Bildes bestehen, und ob es insbesondere von hervorragender Schönheit sei, müssen wir zunächst zwei Momente bei Seite lassen: erstens die naive Begeisterung Derjenigen, welche überhaupt bei Abbazia zum ersten Mal das Meer erblicken, bei denen also die Neuheit des Anblicks allein schon eine große Wirkung übt; dann auch jene Eigenthümlichkeiten, welche unserem ganzen Littorale, ja dem größten Theile der mediterranen Küste überhaupt zukommen.

Wenn wir uns aber auch auf Dasjenige beschränken, was als specifisch für Abbazias Umgebung betrachtet werden kann, so ergibt sich immerhin, daß hier die Kriterien des Schönen zugleich mit jenen des Lieblichen und Freundlichen zusammenfallen, im Gegensatz zum romantisch Schönen oder auch Grotesken, was vielfach den angrenzenden Küstenstrichen zukommt. Eine nähere Betrachtung muß selbstverständlich wieder von der Terraingestaltung ausgehen.

Diese bietet nun hier nicht, wie auf der bisher geschilderten Strecke der istrianischen Ostküste, mächtige, von den Höhen zum Meer herablaufende Wälle oder Rippen, welche, meist mit einem steilen Felsenvorsprung am Ufer des Meeres endigend, zur Anlegung von Burgen und befestigten Orten Anlaß gaben; auch fehlen größere, dazwischen liegende Thäler, welche bei ihrem Eintauchen unters Meer geräumige und sichere Häfen bilden. Hier ist vielmehr das Gehänge des Monte Maggiore mehr nach der Quere gegliedert, so daß es aus hintereinander aufsteigenden Wällen besteht; die ins Meer vorspringenden Landzungen sind nicht scharfeckig, sondern sanft gerundet und bilden eine gewellte Küstenlinie, welche insbesondere von der Höhe, etwa von Castua aus, betrachtet, an diejenige von Sorrento bei Neapel erinnert, jedoch keine bedeutenderen Hafenbuchten darbietet.

Eine solche Gegend konnte weder zur Anlegung fester Plätze auf dominirenden Felsenhöhen, noch zur Entstehung größerer geschlossener Handelsorte Anlaß geben, und was sich dort ansiedelte und ausbreitete, konnte hauptsächlich nur den Zweck landesüblicher Cultur des Bodens haben. Schon aus diesem Grunde erklärt es sich, daß hier der Charakter des Friedlichen und Idyllischen vorwaltet, welcher den beiderseits benachbarten Küstenstrichen fehlt. Die Anmuth der Gegend wird erhöht durch eine reichlichere Vegetation, welche auf dem minder schroffen Terrain sich leichter ansiedeln und erhalten konnte, und insbesondere durch die dichten Lorbeerhaine, welche hier häufiger als an irgend einem anderen Punkt der Küste erscheinen.

So entstand denn auch Abbazia weder zu kriegerischen, noch zu mercantilen Zwecken, nicht altes Festungsgemäuer findet sich daselbst, nicht eine verfallene Burg bildet das



Uferfelsen bei Bersec.

Hauptobject, sondern um ein kleines Kirchlein gruppirten sich bescheidene Häuschen in zerstreuter Lage und ihre Bewohner trieben seit jeher vorwiegend die Bearbeitung ihrer Campagnen.

Der Charakter des Bildes wird aber noch mehr durch die Aussicht bestimmt, welche sich darbietet, wenn man den Blick über das Meer, über den vorliegenden quarnerischen Golf schweifen läßt. Wenn zu den Kriterien des Schönen eine leicht aufzufassende Einheit oder Gesetzmäßigkeit in der Mannigfaltigkeit gehört, so trifft dieses Erforderniß ganz besonders bei dem Bilde zu, welches sich hier vor dem Beschauer entrollt.

Gegen Norden liegen die über einander aufsteigenden Bergreihen des liburnischen Karstes, in gleicher Richtung fortziehend über das kroatische Küstenland mit dem Kapela-Gebirge, dann folgt eine Ecke des Rahmens, welcher auf dieser Seite den Quarnero einfaßt, und beginnt der noch höher ansteigende, aber noch entferntere Zug des Velebit, der den östlichen Horizont abschließt. Alle diese genannten Bergzüge besitzen die den dinarischen Alpen überhaupt zukommende Eigenthümlichkeit, daß sie zwar, im Einzelnen und in der Nähe betrachtet, rauhe und schroffe Details haben, im Großen und Ganzen aber sanft geschwungene Contouren zeigen, mit denen sie sich vom Firmament abheben.

Die Entfernung, in welcher diese Berge von Abbazia aus erblickt werden, ist eben groß genug, um die schroffen, unruhigen Details verschwinden zu machen, aber doch nicht so groß, daß Alles in eine bläuliche Nebelmasse zusammenfließen würde; im Gegentheil erscheinen noch die wundervollsten wechselnden Lichteffecte, je nach dem Stande der Sonne und der Reinheit des Himmels. Insbesondere Nachmittags und Abends, wo die gegen Abbazia hingewendeten Seiten jener Berge die besonnten sind, erscheinen die beleuchteten Theile im schönsten Rosa, die beschatteten in Blau und Violet in einer mosaikartigen höchst anmuthigen Abwechslung. Dieser Anblick ist durch die Lage ermöglicht bis Lovrana hin, weiter südlich um Mošćenice u. s. w. geht der Velebit durch die sich vorschiebenden quarnerischen Inseln ganz verloren und das kroatische Karstgebirge tritt schon so weit zurück, daß es nicht mehr die geschilderten Beleuchtungseffecte darbietet.

Verfolgen wir nun, nachdem wir den Norden und Osten des Horizonts ins Auge gefaßt haben, die Aussicht gegen Süden, so bieten sich uns die näher liegenden Inseln Cherso und Veglia dar mit anmuthig wechselnden Küstenlinien und mäßig ansteigenden Höhen; zwischen ihnen bleibt ein schmaler Streifen vom Meereshorizont frei, die sogenannte „Bocca piccola“, durch die man weithin gegen die dalmatinischen Gewässer blickt.

Weiter herum über Süd nach Südwest schauend, blickt man zwischen Cherso und dem istrianischen Festlande ins weite, offene Meer hinaus, und dieser, durch seinen Gegensatz zu der sonstigen Umrandung des Bildes fesselnde Streifen des Horizontes nimmt beiläufig den zwölften Theil desjenigen Halbkreises ein, welchen man von Abbazia aus überschauen



Der Hafen von Lovrana am Quarnero.

kann. Auch hier fällt die Vergleichung mit weiter entfernten Küstenorten zu Gunsten unserer Riviera aus, denn weiter südlich von Lovrana schließt sich scheinbar die Bocca piccola, indem die Inseln Cherso und Veglia sich decken, und der Meereshorizont wird zwar ausgedehnter, aber die Mannigfaltigkeit der anderen Partien wird wieder geringer. Insbesondere tritt Cherso so nahe gegenüber, daß es nur seine unwirthlichen Gehänge dem Blick aufdrängt, ohne die in größerer Entfernung sich geltend machenden schöneren Contouren und Färbungen zu zeigen. Wenn manchen Besuchern Mošćenice besser gefällt als Abbazia, so erklärt sich dieses daraus, daß dort Großes Größerem, höheres Gefelse dem weiteren Meer gegenübersteht, was einen imposanteren Eindruck macht als die mehr harmonischen Verhältnisse von Abbazias nächster Umgebung.

In Abbazia hat übrigens auch die Hand des Menschen dazu beigetragen, die natürlichen Vortheile der Gegend auszunützen und leichter genießbar zu machen. In dem noch aus der Mönchszeit herrührenden Park der Villa Angiolina — der Centralpunkt, um den sich alle neueren Anlagen in immer weiterem Kreise gruppiren, und zugleich der hauptsächlichste Anziehungspunkt für den größten Theil der Besucher — sind das milde Klima, die Wüchsigkeit des reichlichen rothen Bodens und die dazwischen hervorragenden Gestalten weißer Steinklippen zu einer gärtnerischen Gesammtwirkung von seltenem Reize verwerthet worden. Schattige lauschige Irrgänge im dichten immergrünen Lorbeerhain mit gleichfalls immergrünem schattenliebenden Unterholz und Buschwerk, unterbrochen von epheuumrankten und moosgefleckten Felsenstücken, wechseln ab mit Wiesenplätzen, auf denen die schönsten Exemplare exotischer Bäume und Sträucher vertheilt sind, wie Zwittertanne, canadische Tanne, Wellingtonia, Cupressusarten, Magnolien, Cameliengruppen, Thuja in Blüte oder Frucht. Weit vorspringende Balustraden gestatten es, unmittelbar aus dem Garten senkrecht hinab auf das Spiel der Wellen zwischen den zahlreichen vielgestaltigen rauhen Klippen und auf die glitzernden Lichter zu blicken, welche die Gestirne des Tages und der Nacht in der Salzflut hervorbringen.

Der neu angelegte Strandweg von Volosca bis gegen Ičići gestattet, das Strandwesen in seinen vielfachen Wandlungen aus allernächster Nähe zu betrachten, was anderwärts von den weiter landeinwärts verlaufenden Straßen aus seltener möglich ist.

Wir können von Abbazia nicht scheiden, ohne erwähnt zu haben, daß auch unmittelbar von hier aus auf verschiedenen Wegen der Monte Maggiore bequem und gefahrlos bestiegen — ja, bis auf die Höhe von etwa anderthalb Stunden unter dem Gipfel auch befahren werden kann und daß nun auch ein Reitweg dahin angelegt ist.

Am directesten führen mehrere Wege durch den unteren Lorbeergürtel von Abbazia zu einer Straße, die sich dann über abwechselnd kahles und mit zerstreuten schwachen Eichen und wuchernden Wachholderbüschen besetztes Terrain zwischen zerstreuten kleinen



Der Golf des Quarnero mit Volosca und Abbazia.

Campagnen bis Veprinaz hinauf schlängelt. Diese Ortschaft, fast von jedem Punkte Abbazias und weithin im Quarnero sichtbar, krönt einen aus dem allgemeinen Gehänge senkrecht auf dessen Fallrichtung heraustretenden Vorsprung und liegt bereits an jener Straße, auf der wir gleich anfangs von der Bahnstation herkommend denselben Berg bestiegen haben. Von Veprinaz aus zieht sich die Straße allmälig ansteigend noch etwa zwei Gehstunden lang gegen das Schutzhaus des Touristenclubs hin, das schon nahezu auf der Höhe des Sattels in der Region der Buchen liegt und nun das Ziel zahlreicher Excursionen von Abbazia aus geworden ist, da schon vom Dorfe aus ein großer Theil der früher geschilderten Aussicht, welche der Gipfel des Berges bietet, nämlich der östliche und südliche Antheil derselben, mit nahezu gleichem Effecte genossen werden kann.

Hier schließt sich nun der Kreis unserer Schilderung der istrianischen Festlandsküste.

Besuchen wir nun auch die quarnerischen Inseln als geschiedene Stücke Istriens, so wiederholen diese, im Großen und Ganzen betrachtet, die Terrainbildung und den landschaftlichen Charakter verschiedener Theile des benachbarten Festlandes.

Die nächst gelegene, parallel mit der istrianischen Ostküste über nahezu 70 Kilometer sich erstreckende schmale Insel Cherso zeigt sich als ein Abbild des Monte Maggiore-Rückens; das breite Veglia hingegen entspricht dem undulirten Inneren von Mittel-Istrien und dessen buchtenreicher Westküste.

Da bei der Insel Cherso die Breite fast gar nicht in Betracht kommt, wollen wir sie nur der Länge nach durchwandern. Wenn man sie an ihrer Nordseite, welche in den Quarnero hinein und gegen Abbazia gerichtet ist, betritt, so geschieht das in der Regel nicht an der äußersten Spitze, der Punta Jablanac, sondern etwa beim Hafen von Farasina auf der Seite des gleichnamigen Kanals oder auf der entgegengesetzten Seite bei Caisole (caput insulae) oder auch bei dem südöstlich davon gelegenen Smergo. An diesem letzteren Punkte bietet sich dem Beschauer eine der großartigsten Scenerien vom Karst-Gepräge dar.

Der aus der Höhe von circa 300 Meter zum Quarnerolo steil abfallende Felsenhang hatte einst eine geräumige domartige Karsthöhle geborgen; später ist in unbekannter Zeit die dem Meere zugekehrte Wand des Domes eingestürzt und liegt nun als ein ungeheurer Trümmerhaufen am Fuß des Gehänges, einen Wall bildend zwischen dem Meere und dem Innern der bloßgelegten Höhle. Diese erscheint als ein riesig hohes Amphitheater mit muschelartig zurückgewölbten Wänden und einem oben ausgezackten Rand, der häufig von großen Geiern besetzt ist.

Umgeht man diesen Absturz, der als „Dirupo di Smergo“ (Meragska jama) bekannt ist, auf schmalem Pfade und erreicht den Höhenrücken der Insel, so kommt man auf einem Reitwege gegen Südwesten fortschreitend nach einem mäßigen Abstieg zur Hauptstadt Cherso, die in einer gut geschützten Bucht liegt und sich in nichts von dem

Typus der schon geschilderten istrianischen Hafenstädtchen, welche einst unter venetianischem Einfluß standen, unterscheidet.

Vorüber an dem sumpfenden, fieberhaften Hintergrund der Hafenbucht, Valle Pischio, gelangt man zwischen dichten Ölgärten hindurch, welche überhaupt den Reichthum der meisten Besitzungen auf dieser Insel bilden, wieder aufwärts zum Rücken der Insel, der dann auf eine Länge von 20 Kilometer ein Bild der ärmsten Karstöde bietet, was selbst die eigenen Bewohner veranlaßt hat, dieser Steinwüste den Namen „Arabia petrea" beizulegen. Einiges Interesse erweckt auf dem Ritt durch diese Gegend der etwas abseits



Felsenpartie unter der Villa Angiolina in Abbazia.

nach Westen gelegene Vrana-See, und wir lassen es uns nicht verdrießen, einen Abstecher dahin zu machen. Da liegt in einer von kahlen Steinwänden ganz umschlossenen ovalen Karstmulde von Nordnordwest nach Südsüdost gestreckt ein ansehnlicher Süßwassersee von über 5 Kilometer Länge und 1·5 Kilometer größter Breite, stahlblau im Unterschied vom indigoblauen Meere. Der See ist ohne sichtbaren Abfluß, während von allen Seiten Wasserfurchen zu ihm hinabführen, die ihm übrigens nur bei Regen ihre Torrenti zuschicken. Spärliches Strauchwerk und Schilf, letzteres fast nur am südlichen Rande, zieht sich am Ufer hin, gerade genug, um durch die daran hängenden Schlammtheilchen zu zeigen, welche Höhe das Wasser bei seinem letzten Höchststande eingenommen und in welchen Absätzen es sich auf seinen jetzigen Stand zurückgezogen hat. Ein verfallenes Kapellchen, eine alte Mauer, ein einziges niedriges Steinhäuschen sind als Spuren menschlicher Thätigkeit zu erblicken, und ein einziges morsches Boot haben wir seinerzeit dort gesehen und benützt.

Das Niveau des Sees liegt um 16 Meter höher als jenes des Quarnero, seine Tiefe beträgt fast ebensoviel wie jene dieses Golfes, nämlich gegen 70 Meter. Das Wasser ist süß bis zum Grunde und nur Süßwasserthiere finden sich in seiner Tiefe vor, er hat also keine unterirdische Communication mit dem benachbarten Meere. Die mehrfach ventilirte Frage, woher der See sein Wasser nehme — ob aus unterirdischen Quellen oder nur aus den Niederschlägen, welche auf die umgebenden Gehänge fallen — beschäftigt wohl jeden Besucher und zieht seine Gedanken von der öden Landschaft ab; uns aber darf sie hier nicht aufhalten und wir kehren zur Hauptroute zurück, um die Durchlängung der Insel zu vollziehen.

Der Reitweg, welcher nach der ganzen Länge des Inselrückens führt, wird „strada regia“ genannt, wohl etwas euphemistisch, denn er ist oft so eng, daß man beim Reiten bald mit dem einen, bald mit dem anderen Fuße an die begrenzenden niedrigen Steinmauern oder die darüber angebrachten dürren Dornzweige stößt. Außer chaotisch durcheinander liegenden grauweißen Steinblöcken und hervorragenden Klippen, abwechselnd mit flacheren Steinplatten und wenigen rothen Erdflecken, unterscheidet das gelangweilte Auge nur noch schwarzgrüne Wachholderbäume, die bald mehr, bald weniger zahlreich zerstreut, nie aber in dichtem Stande dem Boden von weitem ein schwarzgeflecktes Aussehen geben. Höchst eigenthümlich nehmen sich diese oft 3 bis 4 Meter hohen Bäume dadurch aus, daß ihre Stämme sämmtlich im gleichen Winkel von etwa 50 bis 60 Grad von Nordost nach Südwest, also in der Richtung der Bora geneigt sind und auch ihre Äste und Zweige schirmartig nur nach der gleichen Richtung, also gegen Südwest hin sich ausbreiten, während an der entgegengesetzten, der Bora zugewendeten Seite keine dauernde Astentwicklung stattfindet. Die Schafe, welche unter diesen einseitigen Wachholderschirmen vor Sonnenbrand, Wind und Schneegestöber Schutz finden, bilden die einzige thierische Staffage der Landschaft außer etwa einigen Geiern, die in der Luft kreisen und nach verendeten Schafen spähen.

Die Reise entbehrt übrigens doch nicht ganz einer gewissen Poesie. Bisweilen wendet sich der Weg auf der Rückenlinie der Insel soweit nach links, daß man überrascht das Wellenspiel des Quarnerolo und einige Ansiedlungen an seinem Ufer heraufgrüßen sieht und die Fahrt von Schiffen unter Segeln oder Dampf weithin verfolgen kann, bis wieder eine kahle, graue Steinwelle die Aussicht beschränkt.

Nach vielstündigem Ritt, nachdem allmälig selbst die Wachholderbäume seltener geworden sind und dafür unheimlich aussehende gelblich-graue hohe Wolfsmilchpflanzen überhand genommen haben, führt der Weg hinab zur einstigen gemeinsamen Haupt- und Bischofsstadt der beiden Inseln Cherso und Lussin — zum alten Ossero. Ansehnlichere meist noch gut erhaltene Häuser und eine bessere Straße, als sie selbst in der jetzigen

Hauptstadt Cherso und überhaupt auf allen quarnerischen Inseln zu finden sind, eine große Basilica, ein fast residenzartiges Aussehen des Ganzen ließen vermuthen, daß dort auch ein lebendiges Treiben und eine gewisse Wohlhabenheit zu finden sei; leider ist die Stadt seit langen Jahren verödet und verlassen infolge des überhandnehmenden, hier besonders perniciösen Malariafiebers, dessen Ursache in einer seitwärts von der Stadt gelegenen ekelhaften Maremme zu suchen ist. Allmälige ungehinderte Verschlammung und Verseichtung dieser flachen, aber früher doch stets unter Wasser gestandenen Bucht mit ihren Milliarden von Seewürmern, deren Kadaver darin faulen, haben dahin geführt, daß nun durch einen großen Theil des Tages der schwarze Schlamm bloßliegt und die ärgsten



Der Vrana-See auf Cherso.

Miasmen entsendet; der benachbarte Monte d'Ossero, das Wahrzeichen jener Gegend für einen weiten Umkreis, blickt nun auf ein Opfer fatalistischen Nichtsthuns herab.

Von Ossero niedersteigend gelangt man an die Stelle, wo die Inseln Cherso und Lussin durch eine schmale Landenge zusammenhängen, in welcher ein schmaler Kanal, die sogenannte „Cavanella von Ossero", eingeschnitten ist. Diese Furche verbindet die beiderseits gelegenen Meerestheile und wird von einer kurzen Drehbrücke übersetzt.

Ob dieser Einschnitt, ohne den Lussin keine Insel, sondern ein Anhängsel von Cherso wäre, schon von der Natur präformirt war oder erst künstlich ausgesprengt wurde, ist uns nicht bekannt, gewiß ist nur, daß er schon vorlängst wenigstens eine künstliche Erweiterung erhalten hat, um wenigstens den kleinsten Küstenfahrzeugen die Durchfahrt zu ermöglichen und ihnen den ungeheuren Umweg zu ersparen, den sie sonst machen müßten, um von einem Punkt der dortigen Inselküsten zu einem anderen, in der Luftlinie nur wenige Kilometer entfernten zu gelangen. Die Cavanella bietet das eigenthümliche Schauspiel dar, daß durch sie eine fortwährend wechselnde Strömung mit auffallender Vehemenz aus- und

eingeht, um den Niveauausgleich zwischen den zwei durch die erwähnte Landenge getrennten Meerestheilen herzustellen.

Bei der Cavanella endigt noch nicht die Insel Cherso, sondern hat dort erst etwa zwei Drittel ihrer Länge erreicht und setzt in südöstlicher Richtung gegen Dalmatien hin fort, nur flacher und niedriger, als wir sie bisher gefunden haben, auch weniger rauh und mehr bewachsen mit überhandnehmenden immergrünen Sträuchern.

Wir verfolgen dieses letztes Drittel nicht weiter und überschreiten den Steg von Ossero, um Lussin zu betreten.

Diese gleichfalls schmale und langgestreckte Insel, ein verkleinertes Abbild von Cherso, wendet die eine ihrer Längsseiten der Bora entgegen mit einem Ausblick zunächst auf das gegenüber liegende Cherso und weiterhin auf die nördlichsten dalmatinischen Inseln und die dazwischen liegenden Meerestheile mit dem Velebit als Hintergrund. An dieser Küste liegt die ältere, aber jetzt kleinere Stadt Lussin grande mit einer reizenden Aussicht und zahlreichen grünenden Campagnen, aber ohne Schutz gegen die Bora.

Die entgegengesetzte Küste sieht nach Südwesten in die weite offene See hinaus, wo nur wenige kleine Inseln auftauchen; hier liegt der Hafen von Cigale, weit und breit der passendste Punkt, um wirklich reine Seeluft zu athmen, nur bietet er leider bisher keine bequeme Unterkunft. Zwei Einschnitte dieser offenen Meeresküste führen in eine große, wieder parallel mit dem Inselrücken gestreckte Bucht, ähnlich einem Binnensee und ohne Aussicht auf das offene Meer, wo am südöstlichen geschützteren schmalen Ende die Stadt Lussin piccolo erbaut ist, welche heutzutage das früher genannte Lussin grande an Größe weit übertrifft. Lussin piccolo empfiehlt sich wohl hauptsächlich nur durch die größere Wohnlichkeit vor den anderen bekannteren Orten der Insel, im übrigen bietet es mit seinen ringsum beinahe kahlen Steingehängen, welche erst nach und nach der Bepflanzung entgegengehen, weder die landschaftliche Schönheit von Lussin grande, noch den anziehenden maritimen Charakter von Cigale.

Wer von Lussin einen wirklich reizenden Anblick genießen will, muß eben einen der beiden erstgenannten Orte, die sehr leicht und bequem zu erreichen sind, oder das etwas entferntere Neresine besuchen. Dieser letztere Ort liegt am Wege von Lussin zum Monte d'Ossero, welcher, je mehr man sich Neresine nähert, ein desto vollkommeneres Bild einer dichtgedrängten, vielgestaltigen, immergrünen Vegetation gewährt. Zuerst gelangt man über eine Strecke, wo mächtige Myrthensträucher auf schotterigem Boden zerstreut stehen; weiterhin schließen dieselben sich näher aneinander und werden noch weiter fort von baumartigen Eriken, Steinlinden, Stecheichen, Erdbeerbäumen u. s. w. verdrängt, welche in dichtem Schlusse die ausgesprochenste sogenannte „Macchienformation“ darstellen, die man schöner und vollständiger nicht leicht wieder finden kann.



Lussin piccolo mit dem Monte Ossero.

Neresine selbst, ganz eingeschlossen von solch immergrünem Buschwerk, blickt nicht nach der offenen See, sondern gegen Cherso hinüber und ist entweder der Ausgangspunkt oder ein Ruhepunkt für Ausflüge auf den Monte d'Ossero mit 588 Meter absoluter Höhe. Von allen Seiten, insbesondere aber vom Meere aus gesehen, erscheint er umso imposanter, weil er ohne so zahlreiche Vorhöhen, wie sie z. B. der Monte Maggiore besitzt, aufsteigt.

Seine oberste Region erscheint von allen Seiten gesehen als eine Pyramide und läßt sich etwa der Gestalt nach mit dem niederösterreichischen Ötscher vergleichen. Der östlich gegen Neresine gelegene Fuß des Berges ist reichlich bewaldet und bebuscht, weniger sind es die anderen Gehänge ringsum, und die oberen Partien bieten nur eine kahle Steinwüste.

Nachdem wir nun die südlichste der drei größeren quarnerischen Inseln wenigstens kurz überschaut und noch einen Blick auf die kleinen, gegen Süden hin auftauchenden Inseln Levrera, Unie und Sansego, — eine stufenförmig terrassirte gelbliche, baumlose, aber rebenreiche Sandmasse auf einem reinweißen niedrigen Sockel von Kalkstein — geworfen haben, besuchen wir zum Schluß die Veglia.

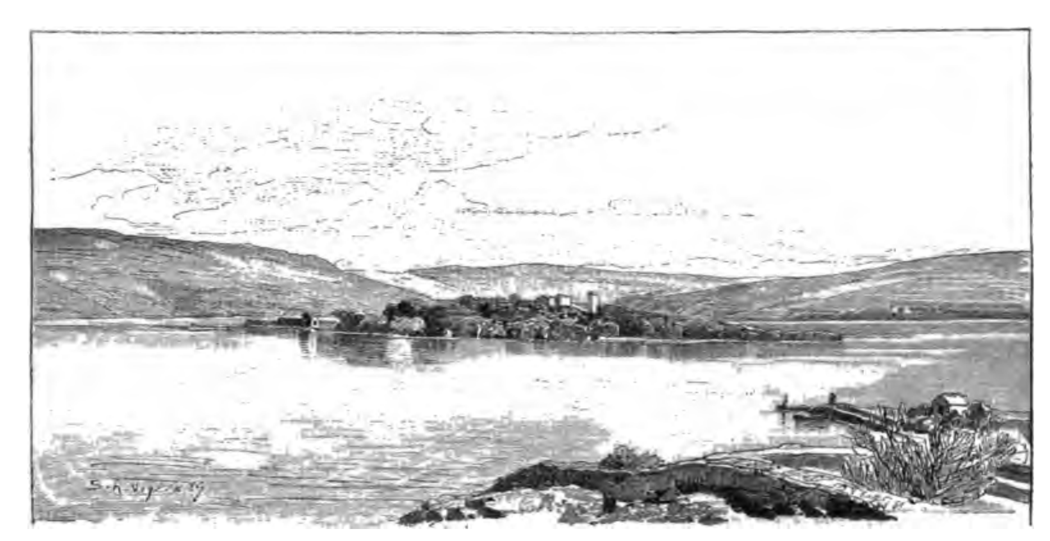
Wenn wir die Umrisse dieser Insel betrachten und dabei von der Nordspitze ausgehen, so läuft von dort aus eine Seite nach Südwesten, also dem inneren Quarnero zugewendet, eine zweite in spitzem Winkel mit der ersten verläuft gegenüber dem kroatischen Küstenlande und bildet das eine Ufer des Canale di Maltempo und des Canale della Morlacca, die dritte mehr gerundete verläuft über Südost nach Süd und Südwest und bildet das eine Ufer des Quarnerolo und des Canale di mezzo, das andere wird von Cherso gebildet.

Übersetzt man vom nördlichen Cherso, etwa von Caisole aus, nach der Insel Veglia, so gelangt man zunächst an eine buchtenreiche, nicht sehr steil abgebrochene Küste mit dahinterliegenden karstartigen Terrainwellen, welche ein Plateau zusammensetzen und bei wenig schroffen Formen und ziemlich reichlicher Erdbedeckung weit günstigere Culturflächen darbieten, als sie in Cherso vorkommen. Man erinnert sich dabei unwillkürlich an die breiteren Culturgelände der mittleren Istria rossa, etwa um Visinada, San Lorenzo, Canfanaro u. s. w. Wie dort sind auch auf Veglia die Haine, welche zwischen den Feldern und Weingärten zerstreut liegen, nur aus sommergrünen Eichen, Mannaeschen u. s. w. zusammengesetzt; auf den dürren Karstweiden sind niedrige Wachholdersträuche zerstreut; immergrünes Buschwerk kommt nur im kleinsten Ausmaß in Gärten vor.

Je mehr man sich über die nordsüdliche Mittellinie der Insel hinaus ihrer Ostküste nähert, desto mehr tritt eine Terraingestaltung auf, wie sie in Istrien vorwiegend dem westlichen Theile zukommt, nämlich schluchtenartige Einrisse und lange, thalartige Mulden, die sich aus dem Innern des Landes gegen die Küste hin erstrecken. Unter den engen Schluchten ist die längste diejenige, welche bei Dobrigno mit einem schmalen, steilen Einriß

beginnt, mit leicht abbröckelnden, stark durchfurchten wilden Gehängen in südöstlicher Richtung sich 7 Kilometer weit erstreckt, bis in der Gegend von Verbenico ein Querriegel sie abschließt. Die Schlucht führt einen bösen Torrente, der nach Regengüssen mit Schutt beladen in dem unteren flacheren, von nichtbrüchigem Karstkalk umsäumten Theile des Thales ankommt und dort schlimme Versumpfungen hinter dem abschließenden Hügel (Klamm genannt) verursacht.

Im Gegensatz zu dieser schluchtartigen Senkung steht das freundliche Thal von Besca nuova, welches mehr an die schöneren Strecken der Draga in Istrien mahnt. Tief im Innern der Insel beginnt es mit einer jähen schmalen Senkung und erstreckt sich, sehr



Klosterinsel Val Cassione.

bald verbreitert, gleichfalls in südöstlicher Richtung fast 8 Kilometer bis zum Canale di Maltempo. Die höheren Partien der beiderseitigen Gehänge sind von festen Kalksteinwänden gebildet, das östliche ziemlich reichlich mit Eichen bestockt, das westliche, schroffere, nur am unteren Saume mit Waldstreifen besetzt. Beiderseits folgen unter den Kalksteinbänken sanftere Lehnen von Sandstein und daraus gebildeter heller Erde und gehen allmälig in den ebenen Thalboden über, der reichlich cultivirt und von einem Bächlein durchschlängelt ist. Dieses Thal ist die ausgesprochenste ländliche Idylle der Insel.

Als charakteristische Bilder vom Küstensaum Veglias mögen nur drei hervorgehoben werden, unter denen die landschaftlich unbedeutende Gegend der Hauptstadt Veglia sich nicht befindet. Zunächst sei des romantisch gelegenen Felsennestes Castelmuschio gedacht, welches nahe am Nordende der Insel im Hintergrund einer geräumigen Bucht an der seeseitigen Kante eines steil abgebrochenen Plateaus liegt und mit seinen in der Nähe

schmutzigen, in der Ferne weißglänzenden Häusern, theilweise von altem Festungsgemäuer überragt, einen weithin sichtbaren Ruhepunkt für das über den Quarnero hinschweifende Auge bietet. Im Gegensatz dazu stehen die Ansiedlungen um die große, aber flachuferige und seichte Bucht von Dobrigno mit einer Terrainbildung, wie sie zur Anlage von Seesalinen geeignet ist. Weit zerstreute Häuser von vorwiegend bäuerlichem Typus umgeben in geringer Höhe die Bucht, deren Umrandung sich landeinwärts sachte zum Plateau erhebt, wo in einer Terrainsenkung die Ortschaft Dobrigno — eine gute Stunde von der gleichnamigen Bucht entfernt — erbaut ist. Solche flache Buchten gibt es im Canale di Maltempo noch mehrere mit ganz ähnlichem Charakter, und sie wurden in früherer Zeit theilweise als Seesalinen verwendet.

Als letztes Küstenbildchen von Veglia sei Val Cassione an der Südseite vorgeführt. Inmitten einer fast kreisrunden ruhigen Bucht, die nur eine ganz enge und gekrümmte Einfahrt vom Quarnerolo her hat, liegt eine flach-schildförmige Insel, welche hinter einem Gürtel schöner Steineichen und Ahorne ein Franciscaner-Klösterlein birgt. Der Gegensatz dieser üppigen Vegetation zu den kahlen Ufern der Bucht, dann das hohe gegen den Berg Treskavac ansteigende nordöstliche Ufer im Unterschied zu den anderen niedrigeren Rändern der Bucht, endlich die fast teichartige Ruhe des Wassers gegenüber der Brandung außerhalb, verleihen diesem Bilde seine Eigenthümlichkeit.



Schutzhaus am Monte Maggiore.



Dom von St. Just.

Landschaftliche Lage, Volksleben, geschichtliche und culturelle Entwicklung Triests.



Wer Triest mit der Südbahn zufährt, fühlt sich hinter Nabresina aufs angenehmste überrascht. Der Gegensatz zwischen der bisherigen Karstöde und der vom blauen Meer bespülten Küste ist ein bedeutender. Je mehr man sich Triest selbst nähert, desto freundlicher und abwechslungsreicher wird das Bild. Einen noch gewaltigeren Eindruck aber empfängt der Reisende, welcher schon bei Sessana die Bahn verläßt und auf der Straße, die seinerzeit von der Post benützt wurde, über Opčina der Hafenstadt zugeht. Auch hier wandert er zunächst über Karstboden. Sobald er aber bei jenem Obelisk angelangt ist, den die Triester nach der Eröffnung der neuen Straße dem Kaiser Franz I. zu Ehren errichteten, sieht er mit einem Male das Meer und die Stadt sammt ihrer reizvollen Umgebung zu seinen Füßen.

Das Plateau von Kreide- und Nummulitenkalk, das die letzte Karstzone ausmacht, fällt an dieser Stelle steil ab. Ihm sind eine Reihe von Sandsteinhügeln vorgelagert, die,

sich allmälig senkend, ihre äußersten Ausläufer weit ins Meer erstrecken. Durch Farbe und Vegetation unterscheiden sie sich scharf von der Kalkzone. An einem der vordersten dieser Hügel liegt malerisch hineingebettet der größere Theil Triests.

Der nächste, etwas kürzere Höhenzug trägt nahe seinem Ende das Dörflein Servola.

Weiter südlich beginnen hinter der malerischen Bucht von Muggia die ähnlich gebauten Ausläufer der istrischen Küste mit der Punta Sottile und der Punta Grossa und südwestlich dieser die Punta Pirano und endlich folgt der westlichste Vorsprung der Halbinsel, die Punta Bassania.

Wenden wir unsere Blicke dem vor uns liegenden Abhang zu. Jäh senkt sich das Kalkplateau zum Dörfchen Pischianze hinab, das zwischen zwei theilweise terrassenförmig bebauten Sandsteinhügeln eingezwängt ist. Zerstreute Häuser ziehen sich an beiden Seiten die Thalschlucht entlang, die erst gegen die Mündung zu breiter wird. Dort liegt Rojano mit seinem stattlichen Kirchthurm und der Kaserne. Dahinter dehnen sich die großartigen Anlagen des neuen Hafens aus.

Die weite Meeresfläche, die wir überschauen, begrenzen westlich die Lagunen von Grado und hinter ihnen schimmern bei reinem Himmel die fernen Alpenzüge herüber. So reicht unser Blick, selbst wenn wir nicht zu dem etwas höher gelegenen Aussichtspunkt emporsteigen, an vielen Stellen weit über die Grenzen des Stadtgebietes hinaus.

Triest mit Gebiet umfaßt 94·62 Quadratkilometer und zählte 1880 144.844 Seelen. Das schmale Territorium beginnt bei der Küste unweit St. Croce, bei der Wasserleitung von Auresina, und verbreitert sich nach Südosten zu, wo auch das Karstplateau zurücktritt und einer größeren Küstenebene Raum gewährt. Dort endet beim Umbug der Küste, bei Zaule das Stadtgebiet, zu dem auch eine Anzahl von kleineren Ortschaften auf dem Karstboden gehört.

So schön der Blick von Opčina aus an einem klaren Tage ist, so reizend der Sonnenuntergang, so eigenartig ist auch der Blick auf die Stadt zur Nachtzeit. Unzählige Lichter strahlen aus der dunklen Tiefe herauf. In geometrischen Figuren zeichnen uns dieselben die Umrisse der Hafendämme und Uferstrecken, die Plätze und Straßen. Von den gelblichen Gasflammen heben sich die elektrischen Lichter des neuen Hafens, die grünen und rothen Signalflammen scharf ab.

Es läßt sich nicht nachweisen, wer zuerst die dominirende Anhöhe, auf der noch jetzt das Kastell steht, besetzte. Die Römer waren es nicht, doch beginnt mit ihrem Erscheinen hier das geschichtliche Leben. Seitdem das weltbeherrschende Volk jenes Gebiet, welches den Übergang von der apenninischen zur Balkanhalbinsel bildet, in den Kreis seiner Eroberungen zog, legte es auch hier Colonien als Stützpunkte einer dauernden Herrschaft an. So entstand Tergeste.

Das Geburtsjahr der römischen Colonialstadt ist unbekannt, doch steht es wohl nicht zu weit von dem siegreichen Feldzuge des Consuls Sempronius Tuditanus gegen die Japyden (129 v. Chr.) ab. Mehr als sieben Jahrzehnte später fiel der Ort, als das cisalpinische Gallien bei Cäsars Unternehmungen jenseits der Alpen von Truppen entblößt war, einem Plünderungszuge der Japyden zum Opfer. Octavianus Augustus (30 v. Chr. bis 14 n. Chr.) gab Tergeste neue Befestigungen, derselbe Fürst, welcher auch das Unterthanengebiet der Colonie bedeutend erweiterte.

Aber nicht nur den Ort selbst schützten Wall und Graben, auch die wichtigeren Verkehrswege, die nach Tergeste führten, waren durch Kastelle gesichert. Sogar das entferntere Gebiet wurde von Verschanzungen durchzogen, deren Spuren noch erkennbar sind. Galt dieser Bezirk doch als Vormauer Italiens, das seit der Reichseintheilung des Augustus Istrien bis zur Arsia (heute Arsa) umfaßte.

So genoß denn unsere Stadt alle materiellen und politischen Vortheile, welche das Kernland des römischen Reiches vor den Provinzen auszeichneten. Tergeste blühte und gedieh, so lange die italischen Gemeinwesen unter dem Schutze dieser Vorrechte und eines selten unterbrochenen Friedens standen; es sank und verfiel, als die Grundbedingungen seiner Wohlfahrt dahinschwanden.

Allerdings war Tergeste auch in den glänzendsten Tagen des römischen Weltreiches kein bedeutender Ort. Zu nahe lag das gewaltige Aquileja, das Handelsemporium für unsere Alpenländer, der Knotenpunkt der Straßenlinien. Aber ebenso weit entfernt war Triest jenes Fischernest zu sein, als welches man es nach der Entstehung des Freihafens oft geringschätzig bezeichnete. Dem an Umfang über die heutige Altstadt hinausreichenden Orte fehlte es zur Römerzeit weder am Nothwendigen, noch am Schönen, weder an Hafenanlagen und Wasserleitungen, noch an einem Theater, an Tempeln, Altären und Statuen.

Wer heutzutage die Stadt durchwandert, findet allerdings wenige Spuren aus dieser längstvergangenen Zeit. In den Thurm unserer Kathedrale sind einige Säulen eingemauert, Bestandtheile eines Tempels der capitolinischen Gottheiten, welchen Clodius Quirinalis, Präfect der Flotte von Ravenna zur Zeit Neros, erneuert hatte. Unweit einer anderen Kirche in der Altstadt, der ehemaligen Jesuitenkirche, steht ein eigenthümlicher, halb im Boden vergrabener inschriftloser Bogen, seiner Form nach der spätrömischen Zeit angehörig und von unsicherer Bestimmung. Ein Kranz von Sagen hat das verwitterte Mauerwerk umflochten und sich auch der Namen desselben bemächtigt. Die gegenwärtige Benennung „Arco di Riccardo“, welcher der Kreuzfahrer Richard Löwenherz vorschwebt, ist ebensowenig begründet wie eine andere, die den „Rè Carlo“, den Longobardenbesieger im Auge hat. Noch dürftiger sind die Spuren, welche sich von dem unter Trajan durch G. Petronius

erbauten Theater erhalten haben. Merkwürdigerweise trägt jedoch die ganze an das einstige Theater stoßende Gegend noch heutzutage den Namen Rena (aus Arena) vecchia.

Was sonst aus der Zeit des weltbeherrschenden Volkes übrig ist, befindet sich zumeist in zwei städtischen Sammlungen, dem archäologischen Museum und dem Lapidario nahe der Domkirche. Während das sorgsam gehaltene Museum seiner Beschaffenheit und inneren Einrichtung nach anderen ähnlichen Sammlungen gleicht, hat das Lapidario einen eigenartigen Charakter.

Als einer der besten Männer unserer Stadt, der 1842 gestorbene Dr. Domenico de Rossetti, nach vieljährigen Bemühungen einen seiner Lieblingswünsche verwirklichte, dem großen Winkelmann, der auf der Rückreise nach Italien 1768 hier einem fremden Mörder zum Opfer gefallen war, ein Denkmal zu errichten, da faßte er den Plan, dieses Monument zum Mittelpunkt einer Sammlung heimischer Alterthümer zu machen. Ein Theil des gerade damals aufgelassenen Friedhofes bei der Domkirche wurde dazu bestimmt, das Terrain etwas umgestaltet, und in der That fand, allerdings erst nach dem Tode des Gründers, die Eröffnung des mit Grab- und Votivsteinen, Altären, Inschriften und dergleichen geschmückten Gartens statt. Für die werthvolleren Sculpturen und eine besonders hervorragende Inschrift wurde später ein eigener tempelartiger Bau errichtet. Wer den aus drei Terrassen bestehenden, mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Raum betritt, dem weht ein eigenthümlicher Hauch milder Schwermuth entgegen. Die zahlreichen Inschriften, viele in den schönen Linien der classischen Periode, andere aus den späteren Jahrhunderten bis auf die neuere Zeit, die meisten gleich den freistehenden Denkmälern die Spuren der Verwitterung tragend, — sie gemahnen an das, was der Ort einst war, an einen Friedhof. Aber in diesem Friedhof schlummern jetzt fast neunzehn Jahrhunderte! Wer es versteht, die alten Steine zu lesen, dem erzählen sie von längst verstorbenen Menschen und von verklungenen Zeiten. Diesen halb verwitterten Denkmälern verdanken wir zunächst unsere Kenntnisse von dem inneren Leben Tergestes, von Personen und Familien, Ämtern und Würden, Bauten und bedeutungsvollen Ereignissen.

Wenn von solchen, namentlich größeren Denkmälern Vieles unwiederbringlich verloren ist, liegt die Schuld nicht nur an der Nachlässigkeit und dem rücksichtslos praktischen Sinne späterer Geschlechter, sondern auch an den mannigfachen Bedrängnissen, die nach dem Sturz des römischen Reiches über die einzelnen Gebiete desselben hereinbrachen und unter welchen auch unsere Stadt unleugbar litt.

Als Triest aus dem Dunkel der Zeiten wieder hervortritt, steht es unter dem Zeichen des Krummstabes.

Schon um das Jahr 50 hatte nach der Legende die Lehre Christi durch Sendboten des Hermagoras von Aquileja aus hier Wurzel gefaßt und manche Bekenner derselben



Arco di Riccardo.

besiegelten in Zeiten der Verfolgung ihre Glaubenstreue mit ihrem Blute. Justus, der Stadtpatron (gestorben wahrscheinlich 303), der Krieger Sergius, dessen Hellebarde noch heute das Stadtwappen ziert, und Servulus, jener fromme Jüngling, der einige Zeit in einer Felsengrotte bei Triest hauste, mögen als Beispiele dienen. Aber auch hier, wie anderwärts, befruchtete das Blut der Märtyrer den ausgestreuten Samen. Mit Frugifer beginnt im VI. Jahrhundert die Reihe der sicher überlieferten Triester Bischöfe. Wie das Elend der Zeiten und die Politik der Herrscher den Kirchenvorstehern immer mehr Einfluß und Gewalt, häufig auch zuletzt die weltliche Macht verschaffte, so erging es auch hier. Im Jahr 948 verlieh König Lothar von Italien, zu welchem Reiche unser Gebiet nach der Auflösung der Monarchie

Karl des Großen gerechnet wurde, dem damaligen Bischof Johannes Triest sammt einem Bezirke von 22·7 Kilometern im Umkreise, dem allerdings kleinen Überreste des einstigen Colonialgebietes.

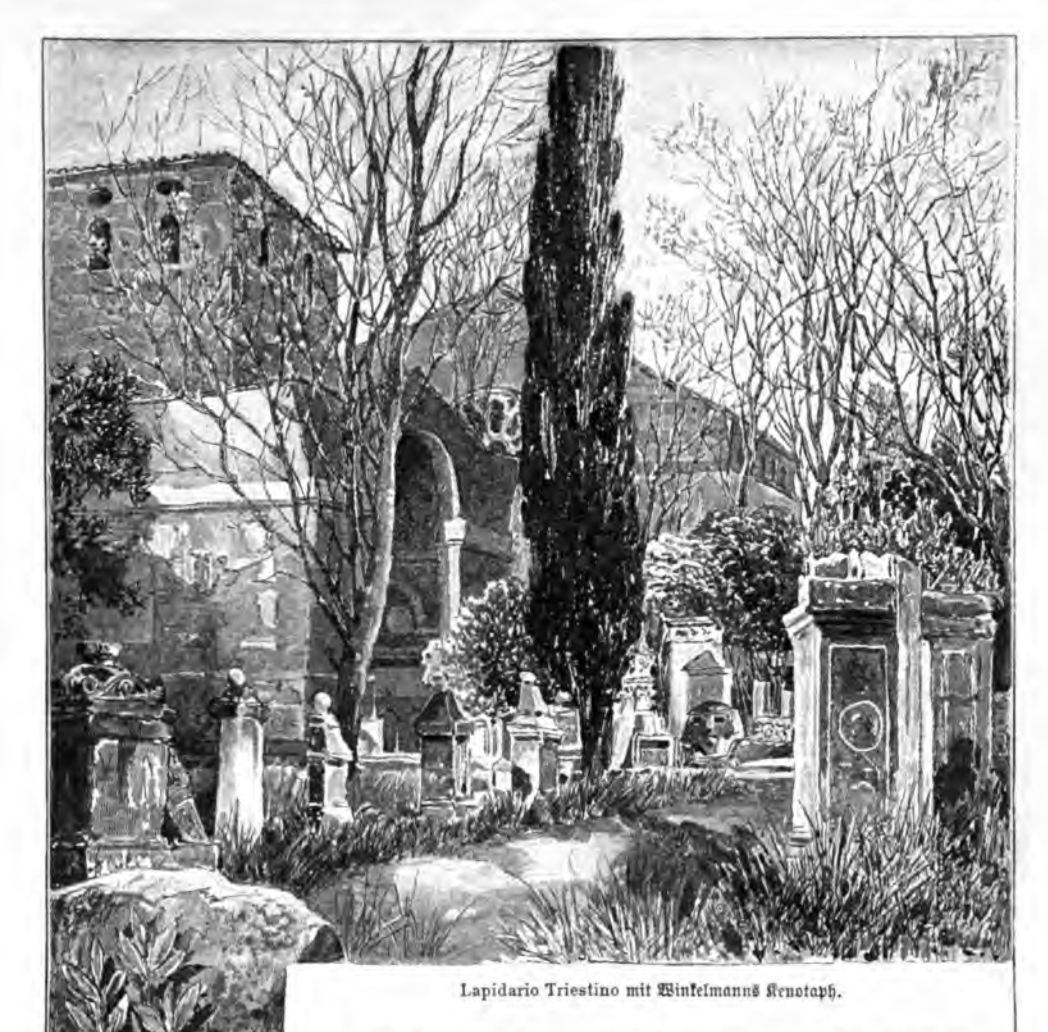
Gewaltig herrschte der Bischof, der nunmehr die weltlichen mit den geistlichen Befugnissen vereinigte, in der Stadt. Und über drei Jahrhunderte dauerte es, bis die Gemeinde unter Benützung der Geldverlegenheiten ihrer Gebieter im Stande war, allmälig diese Bande zu lösen. Mit dem letzten derartigen Abtretungsvertrage, in dem Bischof Brissa di Toppo (1295) unter Zustimmung des Patriarchen für 200 Mark Denare auch auf das Amt des Gastalden und die Regalien verzichtete, hatte die Gemeinde im Wesentlichen ihre Selbständigkeit erlangt.

Es ist bezeichnend, daß aus der unmittelbar nachfolgenden Zeit (1313 bis 1319) das erste überlieferte Stadtrecht von Triest stammt. Dieses „Statut" zeigt uns ebenso wie seine späteren Umarbeitungen, daß sich unser Gemeinwesen in ähnlicher Weise wie die benachbarten Küstenorte verwaltete: mit einem aus der Fremde geholten Podestà an der Spitze, einem großen und kleinen Rathe und mit verschiedenen Beamten, deren Mehrheit den edlen Familien der Stadt entnommen war. Überhaupt gewann die Verfassung immer mehr einen aristokratischen Charakter. Selbst unter den Edlen hatten sich schon 1246 dreizehn Familien abgesondert und eine Bruderschaft gegründet, die jedem Abkömmling einer anderen Familie den Zutritt streng verschloß.

Zu wiederholten Malen versuchten die Bischöfe, die verlorene Gewalt wieder an sich zu ziehen. Gleich dem ersten mißglückten Unternehmen (1313) fiel eine der angesehensten Familien der Stadt, die bischöflich gesinnten Ranfo zum Opfer. Auch die hartnäckigen Bemühungen Antonios de Negri (1350 bis 1370), der zuerst den Titel „Graf von Triest" annahm, führten zu keinem Ergebniß.

Wenn die Bürger auch dieser Versuche sich glücklich erwehrten, so waren sie doch weit davon entfernt, unabhängig zu sein. Abgesehen von dem schwankenden Verhältniß zu den Patriarchen von Aquileja, die seit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts auch des Reiches Markgrafen in Istrien waren, hatte Triest viel drückendere Beziehungen zu der mächtigen Seestadt jenseits des Golfes — zu Venedig. Nach dem Verfall der römischen Flottenstation Aquileja hatte der Lagunenstaat allmälig die Reinhaltung der Adria von Piraten übernommen, forderte dafür aber entsprechende Leistungen von den mitbetheiligten Küstenorten. Keine Stadt Istriens setzte diesem Begehren nachhaltigeren Widerstand entgegen, keine griff deshalb öfters zum Schwerte als Triest, wenn es auch bei derartigen Versuchen häufig unglücklich war.

Am schlimmsten schien es 1369 dem von Hungersnoth heimgesuchten Orte zu ergehen, als die Venetianer nach elfmonatlicher Belagerung einzogen und zur dauernden Nieder-



Lapidario Triestino mit Winkelmanns Kenotaph.

haltung der Bewohner zwei Forts zu errichten begannen. Zwar machte die nächste anderweitige kriegerische Verwicklung des Lagunenstaates Triest wieder frei; die Forts wurden geschleift und am 7. October 1381 sogar die Unabhängigkeit der Stadt förmlich von Venedig anerkannt. War jedoch den Triestern mit einem Vertrage, dessen Wirkung voraussichtlich nur eine vorübergehende war, geholfen? Auch die Patriarchen-Markgrafen, die hier in der letzten Zeit energischer ihre Rechte gewahrt hatten, boten keinen genügenden Rückhalt — kämpften sie doch selbst einen aussichtslosen Kampf gegen die

Republik. Da entschlossen sich unsere Bürger, sich an das mächtigste Fürstengeschlecht, das im nahen Hinterlande gebot, an die Habsburger zu wenden.

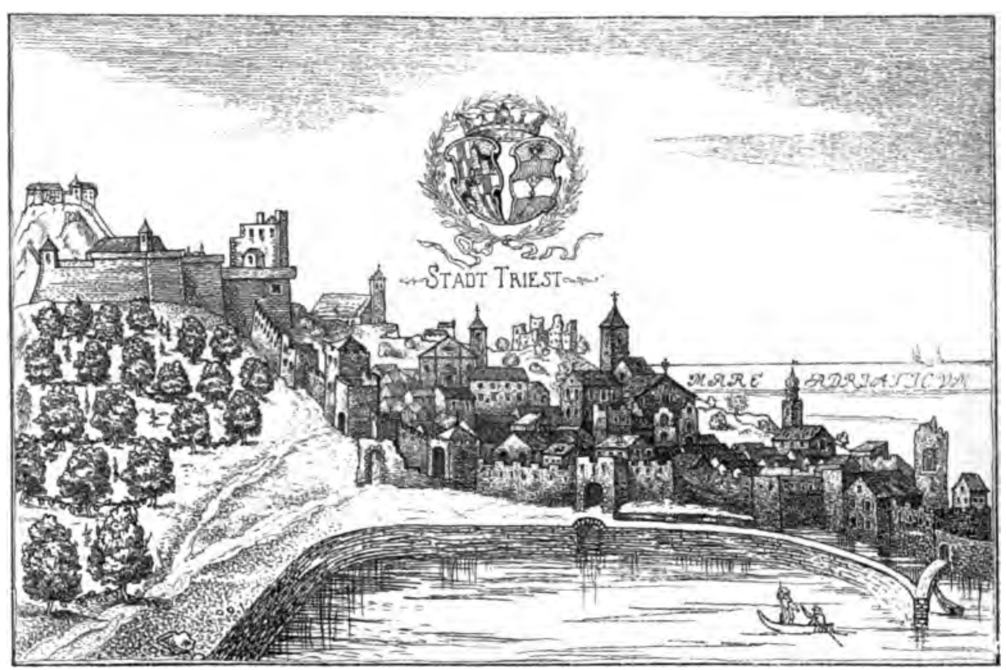
Am 30. September 1382 nahm Herzog Leopold III. die freiwillige Unterwerfung der Stadt in der Burg von Graz an. Wenn damit eine neue Epoche in der Geschichte Triests beginnt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das Verhältniß der Stadt zu den Herzogen anfangs ein sehr unbestimmtes war. Wohl trat an die Stelle des gewählten Podestà der von ihnen gesandte Capitän, aber nicht nur vollzog sich die gesammte innere Verwaltung nach den bisherigen Statuten, die Gemeinde trat auch nach außen hin so selbständig auf, daß sie auf eigene Faust Krieg führte und Frieden schloß, ohne von den Herzogen gefördert oder gehindert zu werden. Namentlich der Straßenzwang, welchen die Habsburger zu Gunsten Triests über ihre binnenländischen Unterthanen verfügten, gab oft Anlaß zu Verwicklungen. Die istrischen Küstenstädte, die sich in ihren Handelsinteressen gefährdet sahen, griffen zu den Waffen und ihre Herrin Venedig stellte sich auf ihre Seite.

Im Jahre 1463 verlor die Stadt nach einem derartigen, wie gewöhnlich tapfer, aber unglücklich geführten Kriege („Triestiner Krieg") einen Theil ihres Territoriums, so daß sie auf das gegenwärtige Gebiet eingeschränkt wurde. Wegen ihrer Haltung erhielt die Stadt eine kaiserliche Gnadenurkunde vom 22. Februar 1464 datirt, womit ihre Treue belobt und ihrem Wappen der kaiserliche Adler einverleibt wurde. Aber die herben Gebietsverluste des Jahres 1463, sowie die anderen Leiden des Krieges hatten in Triest heftige innere Wirren erzeugt. Als die Stadt während derselben unter dem Einfluß des Capitäns Niclas Lueger am 28. Mai 1468 ihrer bisherigen Autonomie entsagte und die volle landesfürstliche Gewalt anerkannte, brach eine Gegenbewegung aus. Lueger mußte Triest räumen. In der Stadt floß Blut. Bürger wütheten gegen Bürger. Erst als Kaiser Friedrich III. eine größere Truppenabtheilung schickte, wurde nach heftigem Kampfe die Ruhe wieder hergestellt (1469). Bald darauf erschien der Kaiser selbst (1470) und hielt Gericht. Der Bau eines Kastells wurde zur Sicherung Triests anbefohlen, die Statuten, welche zunächst außer Kraft gesetzt worden waren, fanden zwar allmälig wieder Eingang, aber die Stadt verlor viel von ihrer früheren Unabhängigkeit.

Noch einmal gelang es den Venetianern unter dem Nachfolger Friedrichs, Kaiser Maximilian I., Triest während eines Krieges vorübergehend zu besetzen (6. Mai 1508). Die Fortschritte der kaiserlichen Waffen machten nicht nur diesem Zustande ein Ende (4. Juli 1509), die Triester hörten auch seitdem auf, den Dogen den bis dahin üblichen Jahrestribut an Wein zu entrichten. Etwas Wichtigeres hielt der Markuslöwe damals allerdings fest: die Herrschaft über die Adria. Erst zwei Jahrhunderte später gab er, altersschwach geworden, auch diese auf.

Mit der Gewährung des Freihafenrechtes durch Kaiser Karl VI. (1719) beginnt wieder eine neue Periode im Leben Triests. Aus dem Küstenstädtchen wird allmälig das Emporium des adriatischen Meeres und mit der Entwicklung des Handels hält auch das räumliche Anwachsen der Stadt gleichen Schritt.

In enge Grenzen war das mittelalterliche Triest gebannt gewesen. Wer auf einem modernen Stadtplan vom Kastell aus eine Linie ungefähr zum Sackgäßchen der via del macello vecchio zieht, dann von dieser Gasse durch die gekrümmte via delle beccherie,



Triest im XVII. Jahrhundert.

sie vor ihrem Ende durchbrechend, zur Theatergasse geht, weiter am Rande des älteren Theils des großen Platzes gegen die Fischplatzgasse und die via fornelli zu, dann im rechten Winkel umbiegend durch die via del fortino und jener Gasse folgend, die noch jetzt den bezeichnenden Namen „Mauergasse" führt, über den Barbakanplatz, endlich die androna degli orti oben durchsetzend zum Dom und Kastell wandert, der hat so ziemlich die mittelalterliche Stadt umschritten. Dieser Raum, der sich fast dreieckig am nordwestlichen Abhange des Kastells hinzog und dem südlich der Borgo S. Lorenzo vorlag, zerfiel in vier Bezirke: Cavana, Mercato, Riborgo und Castello. Fünf Haupt- und vier Seitenthore führten ins Freie. Außerhalb der porta Cavana lagen Klöster und Spitäler, an oder nahe den Stadtenden auf der Seeseite Salinen, in den höheren Theilen zerstreute Häuser, Gärten, Olivenhaine und Rebengelände.

Verhältnißmäßig wenig hatte sich die Stadt in der Folgezeit erweitert, bevor die großen Veränderungen des XVIII. Jahrhunderts eintraten.

Unter Kaiser Karl VI. entstanden zunächst auf den verschütteten Salinen am Nordrande der Stadt die Werften einer großen Handelsgesellschaft, der orientalischen Compagnie, dann, nach deren Eingehen, ein kaiserliches Arsenal, endlich Privatbauten. Einen viel größeren Aufschwung und eine umfassendere Erweiterung gewann aber die Stadt unter der Regierung Maria Theresias, jener Fürstin, der Triest so Vieles verdankt: die Erweiterung der Freihafenrechte, die Umgestaltung und Vergrößerung des Hafens, die Einführung und Verbesserung wichtiger Handelsmaßregeln. Den sprechendsten Beweis für das Anwachsen der Bevölkerung bieten wieder Ziffern. Noch 1758 zählte man hier kaum 6500, 1777 aber schon an 20.000 Seelen. Die meisten der neuen Ankömmlinge siedelten sich neben den ersten Zuwanderern auf dem Raume zwischen dem heutigen Corso und dem Torrente an, jenem Bache, der damals sichtbar und namentlich im Sommer auch riechbar, jetzt längst zugedeckt, die via torrente und Ghega durchfließt.

Wer vom Kastell auf die Stadt herabsieht, dem tritt in der verschiedenen Anordnung der Häusermassen deutlich nicht blos der Unterschied zwischen Alt- und Neustadt, sondern auch die verschiedene Entstehung beider ins Auge. Die schmalen, gewundenen Gassen nahe am Kastellhügel zeigen mit ihren meist wenig ansehnlichen geschwärzten Häusern den altersgrauen Ort, bei dessen Anlage das Bestreben möglichster Raumersparniß und höchster Wehrfähigkeit maßgebend war. Die gleichmäßig breiten, geraden Gassen der Neustadt, die sich durchwegs in rechten Winkeln kreuzen und überall reichlich Luft und Licht, allerdings auch Wind und Sonnenhitze eindringen lassen, verrathen alle Merkmale einer modernen Anlage, die sich nach gewissen von der Behörde vorgeschriebenen Gesetzen vollzogen hat.

Die ganze Anordnung der Neustadt, besonders die ihrer Wasserwege, bot Anlaß zu den verschiedenartigsten Entwürfen. Man dachte an ein förmliches Klein-Venedig, an Kanäle, welche die neue Handelsstadt rechtwinklig durchschneiden sollten, dann wieder an größere Wasserbecken und blieb schließlich beim einfachsten stehen: bei der Erweiterung des einstigen Salinenkanals, der zum Unterschied von einem etwas südlicher gelegenen der große Kanal (Canal Grande) genannt wurde.

Rasch wuchs auf diesem Gebiete, dessen Bewohner allein die Vorrechte des Freihafens und die Enthebung von den Gemeindelasten genossen und überhaupt nicht den städtischen, sondern nur den kaiserlichen Behörden unterstanden, die Zahl der Ansiedler. Da aber die Ausnahmestellung derselben schon in den Tagen Kaiser Karls VI. zu heftigen Reibungen mit der Bürgerschaft geführt hatte, verleibte Maria Theresia — unter deren Regierung der Molo beim Lazareth S. Carlo, der Ausbau des Canal Grande und

die Erbauung des neuen Lazareths vollführt wurde — im Jahre 1749 den ganzen sogenannten Cameraldistrict unter einigen Vorbehalten der Stadt ein. Damals fielen die Mauern zwischen dieser und der nunmehrigen „Theresienstadt“. Leichter aber wuchsen die neuen Häusergebiete, zu denen sich unter dem Nachfolger der Kaiserin im Südwesten die „Josephsstadt“ gesellte, mit den alten zusammen, als die erbgesessene und die zugewanderte Bevölkerung mit einander verschmolzen. Lange Zeit standen die Altbürger abseits vom hastigen Treiben, das sich in den neuen Stadttheilen und am Hafen abspielte. Aus ihrem ruhigen Leben aufgeschreckt und zum Verkehr mit den energischen, oft rücksichtslosen Fremden wenig geneigt, zogen sie sich auf sich selbst zurück. Unterdessen stieg der Wohlstand derer, die von der neuen Zeit Gewinn zu ziehen wußten. Selbst die sonst verhängnißvolle Periode der Coalitionskriege, welche den blutigen Übergang von dem vorigen auf unser Jahrhundert bilden, brachte Triest zwar während der zweimaligen französischen Besetzung (1797 und 1805) vorübergehende Verluste, hemmte aber nicht den dauernden Aufschwung des Handels.

Ja gerade die strengen Maßnahmen, die Napoleon auch in der Adria auf dem seinem Machtbereich unterworfenen Gebiete gegen die Engländer traf, förderten den Handel jener Städte, die sich unter anderem Scepter befanden, also beispielsweise Triests. Von welcher Zuversicht die hiesigen Kaufleute gerade damals erfüllt waren, beweisen die in jener Zeit entstandenen größeren Bauten: Theater (1801) und Börse (1802). Erst die dauernde Besetzung der Stadt durch die Franzosen von 1809 bis 1813 brachte diese Entwicklung zum Stillstand. Die französische Herrschaft begrub auch die alte Verfassung und Selbstverwaltung Triests, die schon seit dem Beginn der Freihafenperiode immer mehr erschüttert worden war. Bereits Maria Theresia hatte, wenn auch mit möglichster Schonung, die wichtigeren Befugnisse kaiserlichen Beamten übertragen. Unter Kaiser Josef II. hörte jede Rücksichtnahme auf die städtischen Einrichtungen auf. Seine Erlässe und Gesetze machten unsere Statuten zum großen Theile werthlos. Der Rath sank zur Scheinvertretung herab, die administrative Sonderstellung Triests fiel durch die Vereinigung mit Görz-Gradiska ebenso weg wie die kirchliche durch die Aufhebung des Bisthums. Mehrere Klöster verschwanden, nicht minder die Brüderschaften; eine Reihe von kleineren Kirchen und Kapellen wurde dem Cultus entzogen.

Mit dem Tode des Kaisers, der sich übrigens um die Hebung des Handels große Verdienste erworben hat, änderte sich Einiges. Triest erhielt wieder seine kirchliche und politische Sonderstellung, auch das Staatskleid der Patrizier kam nochmals zu Ehren. Es war nur ein kurzes Scheinleben. Mit dem Einrücken der Franzosen wurde die alte Verfassung eingesargt, und als die österreichische Regierung unter dem Jubel des Volkes im October 1813 wieder von der Stadt Besitz nahm, da hütete sie sich, Einrichtungen

hervorzuholen, die sich innerlich überlebt hatten. Zur allgemeinen Befriedigung hob sie die französische Municipalordnung auf, an die Stelle des Maire und seiner Adjuncten trat der politisch-ökonomische Magistrat, also ein Regierungsorgan. Im Jahre 1819 erhielt Triest, das dem deutschen Bunde einverleibt wurde, den Ehrentitel: die „allergetreueste Stadt". Erst Kaiser Ferdinand I. gab 1839 wieder eine städtische Vertretung mit einem großen und kleinen Rath, die bis zum Jahre 1848 währte. Zwei Jahre später verlieh Seine Majestät Kaiser Franz Joseph der Stadt in Anerkennung ihrer patriotischen Haltung die „Reichsunmittelbarkeit" (1. October 1849) und das noch gegenwärtig geltende Statut (12. April 1850).

Wenn die napoleonische Periode das alte Gemeinwesen endgiltig beseitigte, so führte sie hier auch in socialer Beziehung manche Veränderungen herbei. Eine Zeit, die mit dem Gewohnten und Ererbten so gründlich aufräumte, mußte auch die Verschmelzung der verschiedenartigen Bevölkerungselemente energisch befördern. Sprößlinge des napoleonischen Hauses, die bei dem Sturz des Imperators hier ein Asyl gefunden hatten, schufen zuerst in Triest ein gesellschaftliches Leben. Damals bot die Villa Murat, deren Garten vor kurzem der Hafenerweiterung zum Opfer fiel, einen glänzenden Vereinigungsort. Aber nicht nur Napoleoniden, Geschwister des Gefangenen von St. Helena (Jerôme, Caroline Murat, Elise Bacciocchi) nahmen mit ihren Getreuen hier längeren Aufenthalt. Schon vorher hatten zwei Tanten Ludwigs XVI. auf der Flucht von Frankreich hier eine kurze Rast vor dem Tode gefunden und wieder einige Jahrzehnte später wandten sich spanische Bourbons, Don Carlos und seine Familie nach Triest, als ihre Hoffnungen auf Gewinnung des Throns gescheitert waren. So wurde unsere Stadt zu wiederholten Malen ein Asyl für gestürzte Größen.

Mit der Rückkehr der österreichischen Herrschaft blühte Triest rasch wieder auf und nahm an Ausdehnung und Bevölkerung stetig zu. Vor Allem bedeckten sich die ebenen Flächen an den äußersten Enden mit Häusern. Im Osten war schon um die Wende des Jahrhunderts der Anfang zu einem neuen Stadttheil, dem borgo Franceschino, gelegt worden. Seitdem ein Schienenstrang Triest mit dem Innern der Monarchie verband, erweiterte sich die Stadt auch nach Norden zu. Ja nirgends hat die Thätigkeit der Menschen die frühere Gestalt der Gegend so völlig umgeändert als gerade hier. Bei dem schmalen Raume, den die Vorhügel des Karstes zwischen sich und der Küste lassen, ist es erklärlich, daß nicht nur die Häuser stets weiter an den Höhen hinaufrücken, sondern daß selbst das Meer stark zurückgedrängt wird. Unsere ganze Uferstrecke schiebt sich seit historischen Zeiten vor, an keiner Stelle aber hat die Stadt in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Meere einen größeren Raum abgerungen als beim neuen Hafen. In dieser Gegend ist Alles neu. Selbst der Bahnhof, den wir heute sehen, ist erst mit den neuen Hafenanlagen (dem Umbau

Triest in der Gegenwart.

der offenen Rhede in einen geschlossenen Hafen durch die Anlegung dreier mächtiger Bassins und eines mit der Uferlinie parallel laufenden Hafendammes) hier 1878 erstanden, während er früher an einer anderen Stelle lag. Auch die Häuser, welche den Bahnhofplatz umschließen, sind der Mehrzahl nach neu, nicht minder die beiden inneren Gärtchen und das Denkmal in dem einen derselben.

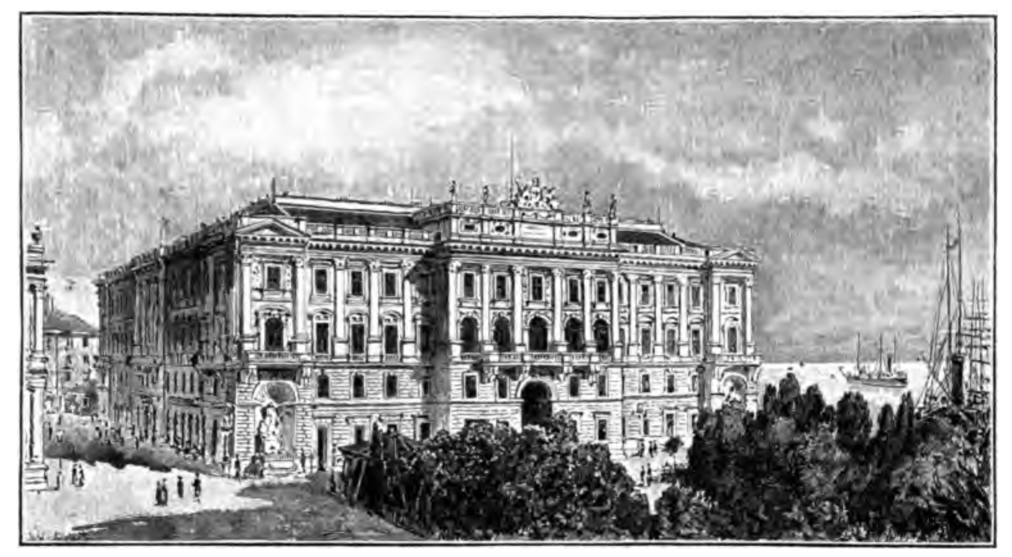
Und sowie der Platz neu ist, mit dem der zu Lande kommende Fremde gewöhnlich die Stadt betritt, so hat auch der Hauptplatz Triests sein altes Aussehen ganz und gar verloren. Abgesehen davon, daß auch hier das Meer, das zur Römerzeit an einzelnen Stellen sogar hinter den heutigen Platz zurückging, im Laufe der Jahrhunderte zurückgedrängt wurde, hat sich der Platz nicht blos erweitert, sondern auch seine saalartige Geschlossenheit abgestreift. Die alte „piazza grande“ trennten Mauern und Häuser gänzlich vom Meere, der Stadtpalast stand frei da, an der Stelle des heutigen, die Rückseite des Platzes einnehmenden Rathhauses erhob sich ein anderes städtisches Gebäude, zwei Kirchlein bezeugten den frommen Sinn der Bürgerschaft, ein Thor führte zum Meere, Durchlässe und enge Gassen zu der übrigen Stadt. In dieser Form erinnerte der Platz an jene der istrianischen Küstenstädte. Im gegenwärtigen Jahrhundert fanden hier große Umgestaltungen statt. Es verschwanden die beiden Kirchlein, der alte Palast, der seine Rolle längst ausgespielt und in der letzten Zeit nur eine wenig würdige Verwendung gefunden hatte, die Mauern und die Bauten, welche den freien Blick auf das Meer hinderten. Natürlich fiel auch das Hafenthor, das einzige noch bestehende Stadtthor. An die Stelle des zugeschütteten inneren Hafens, des Mandracchio, trat ein Gärtchen und in den Jahren 1880 bis 1883 erstand an der einen Seite desselben, wo früher der Fischmarkt gewesen war, der Lloydpalast, ein prachtvoller Renaissancebau Heinrich von Ferstels. Wird einmal auch das gegenwärtige Regierungsgebäude durch einen würdigeren Neubau ersetzt, dann werden die beiden Flügel des Platzes gegen das Meer zu einen harmonischen, schönen Abschluß gefunden haben. Die Rückseite bildet der 1875 vollendete städtische Palast, der einzige öffentliche Prunkbau Triests, der von einem einheimischen Architekten, Giuseppe Bruni, herrührt. Leider entspricht der stattlichen, im reichsten Renaissancestil gehaltenen Façade nicht die Tiefe des Palastes, — der dünne Bau gleicht fast einem Vorhang, der mitleidig die Altstadt verdeckt.

Erst wenn wir diese betreten und einige der engen, winkeligen Gassen durchwandert haben, fühlen wir uns vom Hauche des Alten umweht. Hier erinnert noch Manches an die istrischen Küstenstädtchen. Nach Jahrzehnten dürfte sich allerdings auch in diesem Bezirke Vieles geändert haben.

Da fast alle schöneren Gebäude unserer Stadt der neuesten Zeit angehören, so ist hier auch nicht von einer historischen Entwicklung und Aufeinanderfolge verschiedener

Stilgattungen die Rede. Selbst von den Gotteshäusern sind die zwei schönsten, welche Eigenthum nichtkatholischer Gemeinden sind, ein Werk unserer Tage. Hier waren bei der Wahl des Baustils religiöse und nationale Neigungen maßgebend. Die Kirche der deutschen Augsbürger-Evangelischen ist im gothischen, jene der illyrischen Gemeinde griechisch-orientalischen Glaubens in byzantinischem Stil gehalten.

Die reformatorischen Regungen, welche im XVI. Jahrhundert auch an unserer Stadt nicht spurlos vorübergegangen waren, erloschen gegen das Ende desselben. Die ersten protestantischen Ansiedler der Freihafenepoche fanden hier keine Glaubensgenossen mehr vor. Aus verschiedenen Gegenden kamen die zuwandernden Kaufleute und Handwerker,



Lloydpalast.

aus dem Süden und Westen Deutschlands, aus der Schweiz und hier vorzugsweise aus Graubündten. Confessionelle und zumeist sprachliche Verschiedenheiten führten zur Bildung zweier Gemeinden: die deutschen Augsburger behielten ihre Muttersprache bei, die national gemischten Helveter wählten das Italienische, die Sprache der hiesigen Stadtbevölkerung. Als die Protestanten unter Josef II. eine rechtlich gesichertere Stellung erhielten, schritten sie, die vorher ihren Gottesdienst in den Häusern von Glaubensgenossen abgehalten hatten, zur Erwerbung eigener Kirchen. Die Augsburger kauften (1785) die aufgelassene Rosario-, die Helveter (1786) die Sylvesterkirche, nach der Legende die einstige Behausung der Märtyrerinnen Euphemia und Thekla und die erste christliche Cultusstätte in Triest. Im Jahre 1871 schritten die Augsburger an den Bau eines neuen Gotteshauses, während ihr altes wieder durch Rückkauf in den Besitz der Stadtgemeinde und dadurch der Katholiken

gelangte. Die neue evangelische Kirche wurde nach den Plänen des Breslauer Baurathes Karl Zimmermann in drei Jahren hergestellt. Der edle gothische Bau ist eine wahre Zierde unserer Stadt.

Früher als die Protestanten erlangten die Griechen unserer Stadt ein Gotteshaus. Kaiserin Maria Theresia war ihnen, die zu den frühesten Besuchern des Freihafens gehörten und von deren Ansiedlung sie die besten Folgen für den Orienthandel erwartete, ungemein gewogen. Sie gestattete ihnen nicht nur schon 1753 eine Kirche zu bauen, sondern steuerte selbst dazu bei. Längere Zeit waren mit den Griechen die aus Dalmatien und den türkischen Grenzprovinzen eingewanderten nichtunirten Südslaven zu einer Gemeinde vereinigt. Der Gottesdienst wurde abwechselnd in zwei Sprachen gehalten. Als dieses Verhältniß aber zu Reibungen führte, erlangten die Griechen 1782 die Erlaubniß, eine eigene Gemeinde zu bilden, und erbauten am Meere die S. Nikolauskirche. Das alte Gotteshaus verblieb der nunmehrigen „illyrischen Gemeinde". Da aber der Schüttgrund, auf dem dieses Gebäude stand, allmälig nachgab, so mußte schon 1850 einer der beiden charakteristischen Glockenthürme abgetragen werden. Elf Jahre später begann man nach der Beseitigung des ganzen alten Bauwerkes die kostspielige und langwierige Arbeit der Grundlegung einer neuen Kirche. 1868 war diese nach den Plänen des Mailänders Macciachini aufgeführt. Sie bildet ein griechisches Kreuz, das an den vier Ecken von Glockenthürmen gekrönt wird, die zugleich der großen Mittelkuppel zur Stütze dienen. Das Innere ist, wie bei der griechischen S. Nikolauskirche, aufs reichste ausgestattet. Die Außenwände schmücken gegenwärtig Mosaiken venetianischer Arbeit. Sie sind in byzantinischer Manier gehalten und stellen auf Goldgrund verschiedene Heilige der orientalischen Kirche dar.

Namentlich von der gegenüberliegenden Seite des Canal grande aus betrachtet bietet der schöngeformte Bau mit seinen Kuppeln einen fesselnden Hintergrund zu den Fahrzeugen. Den genannten Kanal schließt eine andere, die katholische Antoniuskirche ab. Auch sie ist in ihrer gegenwärtigen Form modernen Ursprungs. Im Jahre 1827 begann die Stadtgemeinde an der Stelle eines kleineren demolirten Gotteshauses ein größeres, das nach den Plänen des Schweizers Pietro Nobile, des späteren Directors der Wiener Akademie der bildenden Künste, errichtet wurde. Da sich der Bau in die Länge zog, stellte man unterdessen eine Holzkirche auf einem nahen Platze auf. Am 14. October 1849 weihte endlich Bischof Legat zur Feier des hundertjährigen Bestandes der Theresienstadt das neue Gotteshaus ein. Der einschiffige Kuppelbau erinnert mit seinem säulengeschmückten Pronaos an römische Tempelanlagen.

In der Altstadt vertritt die stattliche Pfarrkirche Santa Maria Maggiore, im Volksmunde noch immer Jesuitenkirche genannt, den diesem Orden eigenthümlichen Stil. Fürst Ulrich von Eggenberg erwies sich als ein eifriger Förderer des Baues, der 1627

nach den Plänen des Jesuiten P. Pozzo begonnen, 1682 vollendet und eingeweiht wurde. Das geschichtlich interessanteste, wenn auch durchaus nicht schönste kirchliche Gebäude ist jedoch der Dom von St. Just (S. Giusto).

Ein ziemlich steiler Weg führt von der Jesuitenkirche zur Kathedrale empor. Nahe der Stelle, die einst den Tempel der capitolinischen Gottheiten trug, erhob sich vielleicht schon im V. Jahrhundert eine Basilica zu Ehren der Mutter Gottes. Bischof Frugifer



Munizipalpalast.

erbaute neben ihr um die Mitte des nächstfolgenden Jahrhunderts einen kleinen byzantinischen Kuppelbau, den er dem heiligen Justus weihte. Beide Kirchen standen ebenso wie eine kleine seitliche Taufkapelle von einander getrennt, bis im XIV. Jahrhundert ihre Vereinigung erfolgte. Das linke Seitenschiff der Marien- und das rechte der Justuskirche bildeten sammt dem dazwischenliegenden Raume das Hauptschiff des Neubaues, der zugleich nach vorn bis zum Glockenthurm verlängert wurde. Um die Arbeit zu fördern, bediente man sich auch unbedenklich der Überreste des Alterthums.

Mancher Römerstein verschwand damals unter dem Mauerwerk oder erhielt eine Bestimmung, an die einst Niemand gedacht hätte. Ein Grabdenkmal der Familie Barbia wurde beispielsweise zersägt und die beiden Theile, noch dazu verkehrt, als Seitenpfeiler

beim Hauptthor angebracht. Zwei andere mit Inschriften versehene Statuenpiedestale fanden beim Zugang zum Glockenthurm Verwendung. Daß in diesem selbst Überreste des antiken Tempels stecken, ist bereits erwähnt worden.

Der neue fünfschiffige Dom erhielt seinen Namen von den Heiligen beider Kirchen. 1385 wurde er durch Bischof Heinrich von Wildenstein feierlich eingeweiht. Ein großes gothisches Radfenster gab dem durch die Vereinigung entstandenen Hauptschiff das nöthige Licht. Übrigens fanden in den nächsten Jahrhunderten noch mancherlei kleinere Umgestaltungen statt. Zahlreiche Kapellen wurden angefügt, in einer derselben steht die alte Marmorwanne, in der einst die Taufe mittelst Eintauchens vollzogen wurde.

Der Fußboden erhielt mehrfache Veränderungen, die Apsis des Hauptschiffes einen Umbau. Die letzten durchgreifenden Restaurirungen fanden im Jahre 1843 statt. So umfaßt also die Baugeschichte unseres Domes, wenn wir ihn als Cultusstätte überhaupt betrachten, einen Zeitraum von mehr als achtzehnhundert Jahren.

Schön sieht die Kathedrale in ihrem gegenwärtigen Zustande allerdings nicht aus. Die ungünstigen Verhältnisse von Länge und Breite (32·58 und 31·64 Meter), die nüchterne graue Tünche, welche die Innenwände bedeckt, die dürftigen Säulen, die schlichte Kanzel, die sonderbare Mischung von Altem und geschmacklos Modernem macht auf unser ästhetisches Gefühl nicht den angenehmsten Eindruck. Schreiten wir aber an die Besichtigung der einzelnen Theile, so finden wir Manches, was unser Interesse erregt, Manches auch, was von großem Werthe ist. Schon der sonst plumpe Glockenthurm enthält in den früher erwähnten römischen Bauresten, denen wir noch einige andere zugesellen könnten, Bestandtheile, wie sie ein christlicher Glockenthurm selten aufzuweisen hat. Die Hauptfaçade der Kirche ist in ihrem untersten Theile mit Grabsteinen bedeckt, die einst den Fußboden des Innern bildeten. Etwas höher zeigen sich uns drei moderne Bronzebüsten von Triester Bischöfen verschiedener Zeiten, des Äneas Silvius Piccolomini (1447 bis 1451), des Humanisten und späteren Papstes Pius II., des Andrea Rapicio (1565 bis 1573) und des Reinaldo Scarlichio (1621 bis 1630). Werfen wir noch einen Blick auf die Schrift über dem Hauptthor, die an die Verwüstung der Kathedrale zur Franzosenzeit (1813) erinnert, so haben wir ein kleines Bild der ganzen Baugeschichte vor Augen.

Den werthvollsten Schmuck des Domes aber bilden seine Mosaiken. Die hell beleuchteten musivischen Bilder hinter dem Justusaltare, die den Erlöser zwischen den Stadtheiligen Justus und Servulus darstellen, locken zumeist das Auge der Besucher auf sich. Viel größeren Kunstwerth besitzen jedoch die musivischen Darstellungen in der Apsis der alten Marienkirche, also im gegenwärtig ersten rechten Seitenschiffe. In der oberen Halbkugel erblicken wir auf einem Thronsessel die Gottesmutter, in einen blauen Mantel gehüllt, den Christusknaben im Schoße haltend. Das schöne, edel geformte Gesicht des

göttlichen Kindes blickt freundlich auf uns herab, die rechte Hand ist nach griechischer Weise segnend ausgestreckt. Auf beiden Seiten stehen in etwas vorgebeugter Haltung die Erzengel Michael und Gabriel in Priesterkleidung mit je einem Lilienstab in der Hand. Unter diesem Bilde führt uns ein breiter Streifen an der Apsiswand die Gestalten der meist mit ihren Namen bezeichneten Apostel vor. Vom archäologischen Standpunkte aus gehört diese Apostelreihe einer sehr frühen Epoche an. Noch erscheinen Petrus und Paulus ohne die sonst üblichen Attribute. Auch sind die ernsten Männergestalten mit ihren würdevoll gefalteten Gewändern mehr nach dem Muster der altchristlichen lateinischen Mosaiken gearbeitet, ja aus mehreren weht noch ein Hauch von antikem Geiste. Einzelnes gemahnt allerdings schon an byzantinische Kunstübung und so mag Haas Recht haben, der das ganze Werk in die Zeit setzt, in der sich Abend- und Morgenland berührten, in das VII. Jahrhundert kurz nach den Mosaiken der Apollinariskirche in Ravenna. „Dahin weisen auch, und zwar direct auf ravennatischen Einfluß, die Behandlung der zwischen den Aposteln angebrachten Pflanzenornamente und die stilisirte Palme.“ Die oberen Mosaiken, Maria mit dem Jesukinde und den Engeln, sind in ihrer gegenwärtigen Form entschieden jünger und reichen wohl nicht über das XI. Jahrhundert hinauf, doch sind sie zweifellos Wiederholungen einer inhaltlich gleichen Darstellung aus viel älterer Zeit. Sämmtliche Mosaiken wurden im Jahre 1863 restaurirt.

Nicht ohne Interesse sind die dem XV. Jahrhundert angehörigen Fresken hinter dem Justusaltar. Sie stellen Scenen aus dem Leben des Heiligen dar. In der Mitte erscheint Justus mit einem Stadtmodell, der ältesten Abbildung Triests, in der Hand.

Von sonstigen hervorragenderen Gemälden ist ein Werk Benedetto Carpaccios (die Madonna mit den Heiligen Justus und Sergius) in der Nähe des Hauptaltars angebracht. Auch ein eigenartiges Vortragekreuz besitzt der Dom. Es ist auf der Vorderseite zum Theil mit vergoldeten Silberplatten belegt, die den gekreuzigten Heiland in getriebener Arbeit zeigen. Das Werk rührt aller Wahrscheinlichkeit nach von einem byzantinischen, aber in Italien lebenden Künstler des XIII. Jahrhunderts her.

Von dem ziemlich breiten Platze vor der Kirche eröffnet sich ein schöner Blick auf einen Theil der Stadt und den Golf. Noch freier und umfassender ist jedoch die Aussicht von den höher gelegenen Bastionen des Kastells. Kein Punkt ist überhaupt geeigneter, die Anlage der Stadt und die Beschaffenheit ihrer nächsten Umgebung zu prüfen. Nur wenige Thürme ragen aus den Häuserreihen und Gruppen heraus. Aber die Natur selbst hat dem Bilde überall einen schönen Abschluß und Rahmen verliehen: auf der einen Seite im Hafen, im blauen Meere und den oft schneebedeckten Alpen, auf der anderen in dem wechselnden Karstabhang und den sanft geschwungenen Linien der Istrianer Berge. So entsteht ein Gesammtbild, das sich dem Gedächtniß dauernd einprägt.

Steigen wir von der luftigen Höhe zur Altstadt herab und wandern wir durch die dichtbevölkerte Rena vecchia, in der sich noch unverfälschtes Triester Volksthum erhalten hat, und durch die Via Riborgo, einst die vornehmste Straße, zum Corso hinaus. Als Maria Theresia die alten Mauern niederreißen ließ, um die Verbindung zwischen der Stadt und dem früheren Cameraldistrict herzustellen, entstand eine Straße, zunächst die „große Gasse" oder auch Contrada della porta di Vienna genannt, von dem Thore, das an ihrem Anfang den großen Platz durchbrach. Seitdem 1783 hier unter dem Gouverneur Graf Brigido in den letzten Faschingstagen Wagenfahrten stattfanden, begann der Name Corso aufzukommen. Diese Straße bildet nicht nur eine für die geschichtliche Entwicklung Triests wichtige Scheidelinie zwischen Alt- und Neustadt, sie ist auch eine Hauptverkehrsader und namentlich zu gewissen Stunden außerordentlich belebt. Die vornehmsten Schauladen locken hier die Käufer an und zu den zahlreichen Menschen, die der geschäftliche Verkehr zusammenführt, zu jenen Vielen, welche den Corso durchwandern, um die nahe Börse zu besuchen oder von einem Stadttheil zum anderen zu gehen, gesellt sich namentlich in den Abendstunden die Schar der „lieben Müßiggänger". Manche lehnen sich dabei behaglich an jene ungefähr meterhohen Säulenstümpfe, die in Triest fast überall die Gangsteige begrenzen und so recht geschaffen scheinen, die Mühe des Stehens zu erleichtern. Umso mehr Ausdauer entwickeln auch die echten Corsobummler: sie lassen die Menschenwellen an sich vorüberziehen und freuen sich an den vornehmen Frauen und Mädchen, die den Wagen entsteigen, um Einkäufe zu machen, nicht minder aber an den niedlichen feineren Arbeiterinnen, die nach vollbrachtem Tagwerk über den Corso wandeln. Es gibt hübsche Mädchen unter den „Sartorelle" und sie wissen sich zu tragen. Daß die meisten von ihnen ohne Hut gehen und ihr Kopf nur von dem sorgfältig frisirten Haare, in der kühleren Jahreszeit von einem Schleier bedeckt ist, vermindert sicher nicht den Reiz der Erscheinung dieses frohen raschlebigen Völkchens, in dessen Adern südliches Blut rollt.

Den Tag über führt die Sartorella unermüdlich die Nadel, dabei denkt sie an den Feierabend, an dem sie sich zum Ausgang putzt, an den Sonntag, der sie mit dem Freunde oder der Freundin ins Freie oder in das Theater führt. Darum trällert sie auch die ganze Woche hindurch die Arien, die sie in der letzten Sonntagvorstellung gehört hat, manchmal auch die Liedchen, die man auf der Gasse singt.

Vertritt die Sartorella unter der weiblichen arbeitenden Bevölkerung, wenn man so sagen darf, das „Fräulein", strebt sie mehr darnach, sich jener Welt zu nähern, der sie auch manche Äußerlichkeiten entlehnt hat — und nicht selten endet eine schmucke Sartorella als wohlhabende Kaufmannsfrau —, so ist das eigentliche Kind des Volkes die Sessolotta. Der Name kommt von „Sessola" (Schaufel), und so bezeichnet das Wort zunächst jene Mädchen, die bei der Arbeit eine kleine Schaufel brauchen, also die beim Kaffee- und

Droguenzweige bediensteten. Im weiteren Sinne bezeichnet der Volksmund mit dem Worte die ganze Classe der bei den Magazinen beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte, wenngleich viele von ihnen — denn auch dieser Stand hat seine Abstufungen — den Namen Sessolotte nicht für recht geziemend halten und sich lieber nach ihrer besonderen Beschäftigung Sponghere (Schwammarbeiterinnen), Limoniere (Limonienarbeiterinnen) oder ganz allgemein „Operaie“ nennen. Ein großer Theil dieser Mädchen arbeitet nicht in den Magazinen selbst; nur jene Beschäftigungen, die durch die Raumverhältnisse, die Benützung eigenartiger Vorrichtungen oder die Nothwendigkeit von Anleitung und Aufsicht an die Magazine gebunden sind, werden dort vorgenommen. Sonst bekommt jede Sessolotta ihren Theil in einem Sack zugewiesen und begibt sich dann nach Hause, um im Verein mit ihren Angehörigen die Arbeit durchzuführen. Am Morgen sieht man daher oft vor den Magazinen ganze Reihen von Arbeiterinnen, und da sich häufig mehr Bewerberinnen einfinden, als der Nachfrage entspricht, die Zuletztkommenden also leer ausgehen, so fehlt es nicht an Streitigkeiten um die Rangfolge.

Ihre äußere Erscheinung ist nicht so in die Augen fallend wie die der Sartorella. Nur lebt sie gern auf gutem Fuß, das heißt, sie verwendet einen für ihre Verhältnisse nicht unbedeutenden Betrag auf ein schönes Schuhwerk. Vielleicht veranlaßt gerade der Umstand, daß die Sessolotta oft genöthigt ist, sich bei der Arbeit der unschönen zabate (roher pantoffelartiger Halbschuhe) zu bedienen, sie dazu, sich an Sonntagen dafür schadlos zu halten. Sonst ist ihre Tracht einfach, die Kleider, meist aus hellen Stoffen, haben keinen feinen Schnitt und die Frisuren sind im Gegensatz zu dem aufgethürmten Bau der Sartorelle schlicht. Es steckt überhaupt in ihnen viel mehr Unmittelbares, Urwüchsiges. Die Sessolotta ist derb, und wenn gereizt, um Kraftworte nicht verlegen, aber gutmüthig und ihrem Manne oder Freunde treu ergeben, arbeitsam und von einer fast unglaublichen Genügsamkeit.

Die Sessolotte wohnen vorzugsweise in der Rena und in S. Giacomo. An Sonntagnachmittagen stehen oft ihrer viele vor einzelnen Häusern beisammen oder gehen in Reihen durch die Gassen, miteinander lebhaft sprechend oder Lieder singend. Denn die Sessolotta ist noch sangeslustiger als ihre vornehmere Schwester, die Sartorella, sie ist zugleich die eigentliche Pflegerin des Volksliedes, während jene den Opernarien den Vorzug gibt.

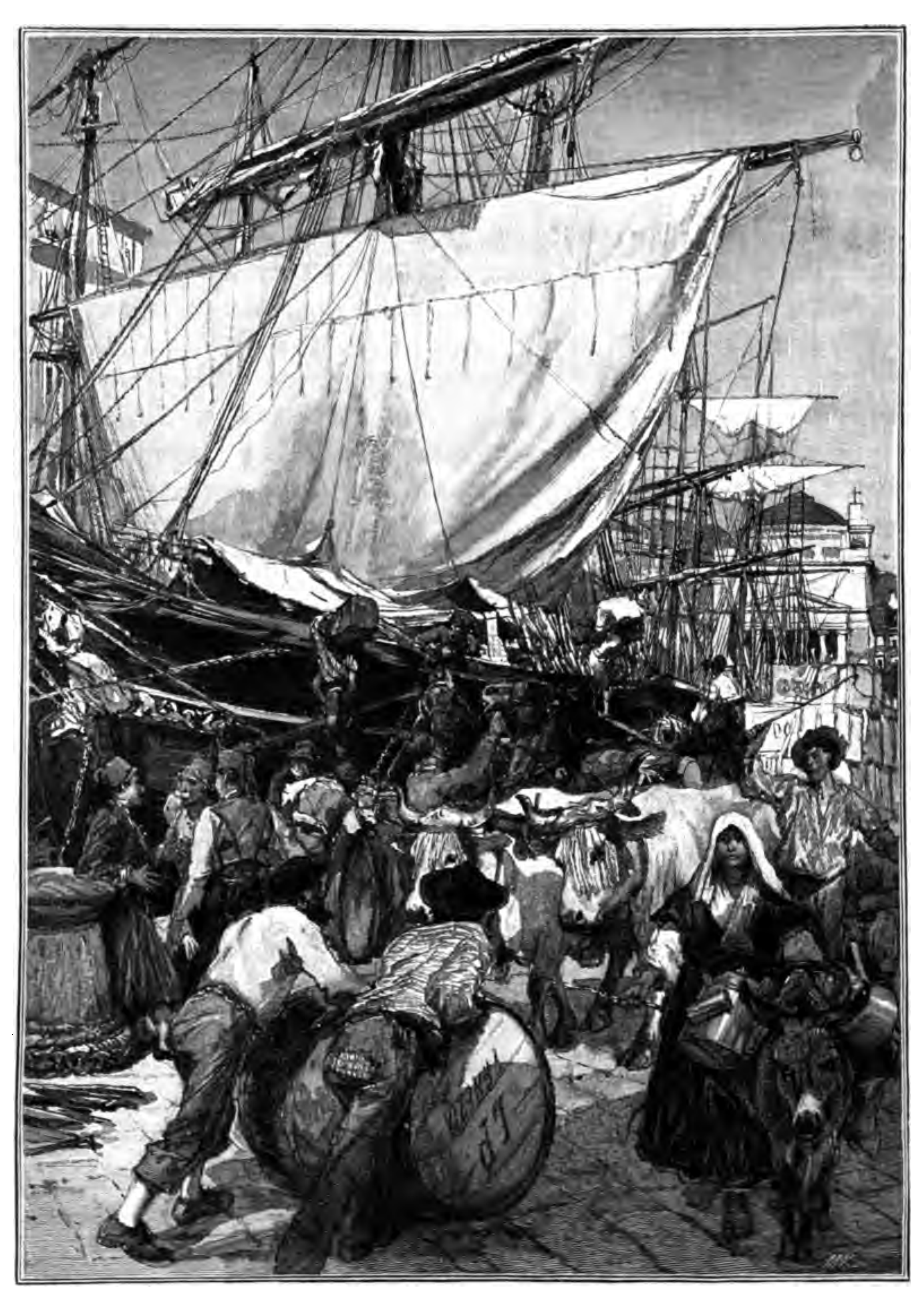
Mit der Triester Volkspoesie ist es allerdings in einer Beziehung übel bestellt. Ein Volkslied, das nicht nur allgemein verbreitet ist, sondern auch dauernd fortlebt, das, von einem Geschlecht zum anderen übergehend, gleichsam zum geistigen Hausrath derselben gehört, fehlt hier. Das rasch pulsirende Leben der Handelsstadt äußert sich auch im raschen Verbrauche der Lieder. Ein findiger Kopf hat zu neuer leicht sangbarer Melodie ein Liedchen ausgeheckt, das entweder allgemeiner Natur ist, der Liebe Freude und Leid

besingt oder Standeseigenthümlichkeiten und Unterschiede verspottet, hier und da auch die jüngsten Localereignisse oder stadtbekannte Personen behandelt. Das Lied gefällt, es wird auf billigem, häufig farbigem Papier gedruckt, von wandernden Leuten herumgetragen und bald von Groß und Klein gesungen. Nach kurzer Zeit aber ist es wieder verklungen und vergessen. Früher brachte jeder Carneval sein neues Lied. Seitdem aber der Fasching viel von seiner alten Urwüchsigkeit und Frische verloren hat, kümmert sich auch die Volksmuse nicht mehr um ihn und in ganz unregelmäßiger Zeitfolge lösen sich jetzt die Lieder ab. Neben vielem Flachen, Unbedeutenden, ja Anstößigen enthalten sie doch auch manche glückliche Einfälle, scharfe Wendungen, treffende Bemerkungen, die ein Streiflicht auf Geist und Sinnesart der Bevölkerung werfen, und so ist es zu bedauern, daß bis jetzt Niemand eine Sammlung der Triester Volkslieder herausgegeben hat.

Die Sangeslust der männlichen arbeitenden Bevölkerung findet eine für die Nachbarschaft oft sehr unbequeme Pflegestätte in den Weinschenken (Osterie). Daß es an solchen in einer Hafenstadt ebensowenig fehlt als an Bierhäusern verschiedensten Ranges, versteht sich von selbst. Die Osterien haben zumeist südliches Gepräge. In einem der Schankräume ist zugleich der Herd, vor dem das Rohmaterial zu den Speisen liegt, welche die Gäste bereitet wünschen. Eine Ecke ziert noch manchmal ein Bild der Madonna, von einem Öllämpchen beleuchtet. Die Fässer, aus denen das feurige Naß geschenkt wird, sind gleichfalls sichtbar. Jeder Gast erhält den Trunk statt in Flaschen in irdenen Krügen. Da sitzen nun in den Schenken niederen Ranges die Handwerker, Facchine, Matrosen und dergleichen in Hemdärmeln und singen, daß die Wände dröhnen. Ab und zu führen auch Wein, Weiber oder Spiel einen Streit herbei, und das rasch gezückte Messer schafft ein blutiges Werk. Häufig löst sich aber auch ein Zank, der nach der kampflustigen Stellung der Gegner und dem furchtbaren Aufgebot von Kraftwörtern den bedenklichsten Charakter zu haben scheint, in harmlosester Weise auf.

Dienen Corso und großer Platz nicht nur dem Verkehr, sondern als Spaziergänge auch dem Vergnügen, so theilen sie diesen Charakter mit zwei anderen Strecken, dem Acquedotto und dem herrlichen Küstengelände von S. Andrea. Weitere Punkte besucht der Triester nur dann, wenn billige Fahrgelegenheiten zu ihnen führen. Der Südländer hat überhaupt kein lebhaftes Bedürfniß, sich im Freien herumzutummeln. Er bleibt gern innerhalb der Stadt, ihn interessiren mehr die Menschen als die Natur. Ein Spaziergang auf dem Corso, dem Platze und dem Molo S. Carlo genügt ihm vollkommen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß namentlich die letztere Wanderung viel Reizendes hat.

Der genannte Molo, der seinen Namen einem 1737 dort versunkenen österreichischen Kriegsschiff verdankt, wurde im Laufe der Zeiten zu wiederholten Malen vergrößert und hat gegenwärtig 246·5 Meter Länge und 19 Meter Breite.



Leben im Hafen (Canal grande).

An Sommerabenden wandert eine große Menge Menschen hier auf und ab. Auch sie umfaßt alle Stände, hoch und nieder. Bekannte suchen und treffen sich und namentlich am Ende des Molo geht es lebhaft zu. Wenn bei den meisten neben dem Wunsche nach Kühlung durch die Meeresbrise wieder das Interesse an den Menschen vorherrscht, so fehlt es doch nicht an solchen, die dem prächtigen Hafenbilde ihre alleinige Aufmerksamkeit zuwenden.

Auf der leicht gekräuselten See fahren, den frischen Lufthauch benützend, mehrere Segler zum Hafen hinaus. Wie viel schöner ist doch der Anblick dieser Fahrzeuge, die Riesenschwänen gleichen, als jener des pustenden und keuchenden Gesellen, der dort tactmäßig dunkelgelbe Rauchwolken aus seinem Schlote herausstößt! Aber im Nu ist der Dampfer verschwunden und das von poetischem Hauche umflossene Segelschiff kommt nur langsam vorwärts.

Auch in unserer Nähe wird es mittlerweile lebendig. Kleine Segelbarken tauchen auf, farbige Lämpchen erscheinen plötzlich und rasch schießen Ruderboote, von kräftigen Jünglingen bewegt, an uns vorüber. Auch einige Führer von Barken, die hart am Molo liegen, laden zur Hafenfahrt ein.

Am schönsten ist es allerdings, vom Wasser aus die beleuchtete Küste zu sehen und sich von den schaukelnden Wellen einlullen zu lassen in den süßen Schlaf, der zur Sommerszeit in der heißen Stadt den Müden oft flieht. Aber schön bleibt auch der Anblick vom Steindamme aus auf den neuen Hafen mit seinen elektrischen Lichtern und auf den Leuchtthurm, der wie ein riesiger Wächter sein feuersprühendes Auge bald nach dieser, bald nach jener Seite wendet. Wir blicken uns um, der Molo ist mittlerweile fast leer geworden, die Stunde des Abendessens hat die Meisten heimgeführt. An beiden Seiten des Hafendammes liegen unbeweglich die Dampfschiffe. Auf dem einen herrscht regeres Leben: es ist der Venedigdampfer, der um 11 Uhr abgeht und den einige vorsichtige Reisende schon jetzt aufsuchen.

Wenn wir vorher den Corso als eine Hauptverkehrsader Triests bezeichnet haben, so ist es doch selbstverständlich, daß sich der Waarenverkehr vorzugsweise am Hafen abspielt. Inländer, die mit der aus Büchern aufgenommenen Vorstellung vom dichten Mastenwald hierher kommen, sind manchmal enttäuscht, wenn sie überall zwischen den Schiffen das Meer sehen. Vor dreißig Jahren war es allerdings anders. Der Handelsverkehr drängte sich im „alten Hafen“ zusammen, die vielen Segelschiffe, die eine verhältnißmäßig geringe Menge Waaren in sich bargen und überdies lange liegen blieben, bis die alte Fracht gelöscht und neue eingenommen war, erzeugten, namentlich wenn sie nach Regenwetter die ganze Leinwand zum Trocknen aussetzten, das Bild vom undurchdringlichen Mastenwald, der das Meer verdeckte. Jetzt hat sich ein großer Theil des

Verkehrs nach dem „neuen Hafen“ gezogen, an dessen breiten Dämmen die Riesendampfer ihre Waarenmassen in verhältnißmäßig kurzer Zeit löschen, um dann rasch weiterfahrend anderen Schiffen Platz zu machen. So hat das Bild viel von dem früheren Charakter verloren. Noch manches wird sich in der nächsten Zeit ändern, sobald die Aufhebung des Freihafens durchgeführt sein wird.

Wenn uns bei den Dampfern des neuen Hafens, vor Allem bei den englischen Indienfahrern unter der Bemannung die dunkelhäutigen Söhne Afrikas und die Kinder des Ostens begegnen, so haben wir im alten Hafen eine bunte Musterkarte der Flaggen und Nationen Europas vor Augen.

Gleich auf der ersten Strecke in der Nähe des Bahnhofplatzes liegen neben den heimischen Fahrzeugen verschiedenster Gestalt und Größe fremde, vorzugsweise italienische und griechische Segler. Lange Karren, die meist mit Ochsen bespannt sind, führen die Waaren zu und ab. Während wir vorwärts schreiten, tönt aus einem niedrigen Gebäude lautes Stimmengewirr heraus. Es kommt von der Fischhalle, einem ziemlich neuen, nicht sehr großen Bauwerke, das weniger malerisch, aber ungleich praktischer ist als die offenen Stände, auf denen einst weiter südlich die Fische verkauft wurden. Friedlich liegen auf den steinernen Bänken die Bewohner des Meeres beisammen, Wolfsbarsche, Makrelen, Barben, Goldbrassen und wie sie alle heißen mögen, die leckeren Fische, die der Feinschmecker liebt. An anderen Ständen wimmelt in den Behältern das sich krümmende Geschlecht der Aale, daneben billige Fischlein und die Masse der niedrigen Thiere, der „Frutti di mare“. So verschiedenartig die Gerichte, so verschiedenartig sind auch die Käufer und Verkäufer. Neben den Dienstmädchen, die natürlich die Hauptmasse der ersteren bilden, fehlt es nicht an Frauen und an oft eleganten Herren, denn schon in Triest herrscht bei vielen italienischen Familien die Sitte, daß der Mann Besorgungen übernimmt, die sonst dem weiblichen Geschlecht zufallen, vor Allem die Einkäufe auf dem Fischmarkt.

Mit Mühe erreichen wir einen der Ausgänge, gehen an den Weibern vorbei, die Limonien und Küchengewächse feilbieten, und stehen bald vor einer stets belebten Drehbrücke. Auf den schmalen Gehsteigen drängen sich die Fußgänger; Personen- und Lastwagen, Tramway und die Uferbahn zwischen Staats- und Südbahnhof, sie alle benützen die grüne Brücke. Jeden Mittag wird sie geöffnet, um den Schiffen den Verkehr mit dem Canal grande zu ermöglichen.

Oft wurde davon gesprochen, den gegen 372 Meter langen und über 28 Meter breiten Kanal, jetzt den einzigen Triests, zu verschütten und dadurch einen nutzbaren Grund zu gewinnen. Sicher ist, daß die Stadt dadurch eines der malerischen Objecte, an denen sie ohnehin nicht reich ist, verlieren würde. Die Segelschiffe, die im Kanal liegen, geben mit den diesen begleitenden Wohnhäusern, der tempelartigen Antoniuskirche und den

Bergen, die von der Ferne herüberschimmern, ein reizvolles Gemisch von Land- und Seescenerie. Rechts von der Mündung des Kanals steht der Palast Carciotti, dessen grüne Kuppel weithin sichtbar ist; nicht weit davon der erste Gasthof der Stadt, bei seiner Gründung 1841 Hotel Metternich genannt, seit 1848 in Hôtel de la Ville umgetauft.

Eine Reihe meist griechischer Segler, deren Ladung die zahlreichen Ölfässer verrathen, liegt an der nächsten Uferstrecke vor der griechischen S. Nicolokirche. An den sogenannten „kleinen Kanal", der einst in der Nähe bis zur inneren Stadt führte, erinnert nur mehr der Name einer Gasse.

Lassen wir den früher besuchten Molo S. Carlo beiseite liegen, so treffen wir bis zum Gebäude der Seebehörde eine Reihe kleinerer Dampfer für den Localverkehr. Jenseits der Sanità treten wieder die Segler auf. Andere Schiffe, andere Gesichter! Am Molo S. Carlo hätten wir vor norwegischen Briggs die blonden Nordlandsrecken beim Abladen der Thran- und Kolophoniumfässer beobachten können, hier tauchen aus dem Bauche sicilianischer Trabakel dunkeläugige Söhne des Südens herauf, die hellgelben Schwefelprismen ans Land hebend.

Jenseits des nächsten Molo, des erst 1841 erbauten und später vergrößerten Molo Giuseppino, liegen zumeist Istrianer und Dalmatiner Weinbarken, dann die Fischerboote der Chioggioten mit ihren weithin kennbaren Segeln. Zwei Albanesen in ihrer charakteristischen Kleidung stoßen eben vom Ufer ab, um einem türkischen Schooner zuzurudern. Da lenkt ein Kanonenschuß — das Mittagszeichen — unsere Aufmerksamkeit von den Fahrzeugen ab und dem Leuchtthurm zu, der nicht blos bei Nacht leuchtet, sondern auch bei Tage die ankommenden Schiffe signalisirt und an seinem Rumpfe den Barometerstand graphisch darstellt.

Während wir dem Lichtspender näher rücken, sehen wir im Schatten der Häuser Arbeiter gemächlich ausgestreckt liegen. Ist das nicht echtes und unverfälschtes Lazzaronithum? Gemach! Dieselben Facchine, die jetzt hier auf hartem Lager ruhen, haben noch vor einer halben Stunde schwere Säcke auf den bloßen Schultern zu den Schiffen geschleppt. Nach einem kargen Imbiß und einer kurzen Rast nehmen sie ihre schwere Arbeit neuerdings auf.

Der Leuchtthurm, den man zu Lande durch das einstige Lazareth Karls VI., das gegenwärtige Artilleriearsenal und auf einem langen Damm erreicht, dessen erste Anlage der römischen, dessen gegenwärtige Form der Epoche Maria Theresias angehört, — daher der Name Molo Teresiano — wurde 1833 erbaut. Sein wechselndes Licht ist 121·3 Kilometer weit sichtbar. Bei diesem Molo, von dem wir den ganzen Hafen überblicken, nehmen wir Abschied von dem Hauptschauplatz des materiellen Lebens Triests und wenden uns nun der Betrachtung seiner geistigen Entwicklung zu.



Leben auf dem Fischmarkt.

Es versteht sich von selbst, daß in einer Stadt, die durch den Handel emporgekommen ist, auch die Handelsinteressen die ausschlaggebenden sind. Zu weit gehend wäre es allerdings, wollte man der Bevölkerung deshalb jeden Sinn für anderweitige Bestrebungen absprechen. Vor dem XVIII. Jahrhundert, als die Handelsbewegung noch sehr mäßig, die kleine Einwohnerschaft national geschlossen war, herrschte hier ein relativ viel regeres geistiges Leben als später. In einer Zeit, in der die Adria im vollsten Sinne des Wortes eine italienische See war, fanden die Culturkeime, die von der Westküste herübergespült wurden, willige Aufnahme. Mit der Errichtung des Freihafens jedoch und mit dem Zuströmen von Ansiedlern verschiedener Nationen trat eine, und zwar anfangs durchaus nicht günstige Änderung ein. Wenn sich die Bürger von der Berührung mit den Fremden möglichst zurückhielten und ihrer stürmischen „Jagd nach dem Glück“ unmuthig und rathlos zusahen, so erlahmte bei ihnen selbst unter dem Druck dieser Stimmung der geistige Schaffensdrang. Und die Eingewanderten? Sie erstrebten nur eines: möglichst rasch reich zu werden. Viele hegten gar nicht die Absicht, sich auf dem neuen Boden dauernd seßhaft zu machen. Von einem Interesse für das, was das Leben ziert und veredelt, war bei den wenigsten die Rede. Zu der inneren Verschiedenheit der neuen Ankömmlinge gesellte sich überdies die nationale Buntscheckigkeit. Wohl gab es auch vor der Errichtung des Freihafens hier immer Eingewanderte, aber nicht in großer Anzahl und vorwiegend Italiener. Das Deutsche war in dieser Zeit wenig verbreitet, allerdings nicht ganz unbekannt.

Mit der Zeit Maria Theresias, mit dem wachsenden Strom von Fremden, für welche die von der Regierung begünstigte Sprache ein naheliegendes Bindemittel bot, schien dieser hier eine große Zukunft zu erblühen. In der That hatte es unter dem thatkräftigen Josef II., der auch das Schulwesen entsprechend umgestaltete, den Anschein, als ob zunächst die Neustadt deutsch werden und dadurch die Altstadt beeinflussen würde. Aber es kam anders. Je mehr sich in der Folge, unter zum Theile geänderten politischen Verhältnissen, die Verschmelzung beider Bevölkerungsgruppen vollzog, desto mehr drang das Italienische durch, und jede neue eheliche Verbindung, die ein Zugewanderter mit der Tochter eines Ansässigen schloß, förderte diesen Anpassungsproceß zu Gunsten des bodenständigen Elementes. Das allmälige Näherkommen von Einheimischen und Eingewanderten äußerte sich unter Anderem auch in der gemeinsamen Pflege jener Kunst, der ja von Haus aus eine Vermittlerrolle zufällt — der Musik.

Schon den alten Triestern war die Tonkunst ebensowenig ganz fremd geblieben als die mit ihr häufig zusammenwirkende Dramatik. Wenn sich die letztere im Mittelalter überhaupt zunächst auf religiöser Grundlage entwickelte, so war dies nachweisbar auch in Triest der Fall. Schon 1364 hören wir von einer „Kreuzklage“ (planctus crucis). Ob damals auch weltliche Stoffe behandelt wurden, ist wegen Mangels der betreffenden Quellen

nicht nachweisbar. Als die Gemeinde im XVI. Jahrhundert den Vorstellungen dadurch einen officiellen Charakter gab, daß sie sie an den letzten Carnevalsabenden auf ihre Kosten im Stadthause veranstaltete, hören wir von Comödien und Tänzen, die von Pfeife, Flöte und Tamburin begleitet wurden. Nicht jedes Jahr erwähnen die Rechnungen der städtischen Kämmerer die Comödien ausdrücklich, immer aber „Pfeifer", und da diese einen verhältnißmäßig hohen Lohn erhielten, so dürften sie wohl zugleich Komiker gewesen sein, wie sie in einem späteren Documente (1621) ausdrücklich genannt werden. Sicher ist, daß 1525 die erste im Palast gespielte Comödie beglaubigt erscheint. Das alte kirchliche Schauspiel ging dabei nicht leer aus, besonders die Lebensgeschichte des heiligen Justus (de missier San Giusto) erfreute sich nachhaltiger Beliebtheit. Auch Anspielungen auf Zeitereignisse fehlten nicht ganz. So ist uns aus dem bedeutungsvollen Jahre 1683 ein Stück des Stadtlehrers Mons. Pietro Rossetti „La fidutia in Dio ovvero Vienna liberata", zwei Jahre später ein anderes auf die Siege der kaiserlichen Waffen über die Türken bekannt. Die Jesuiten, welche seit 1620 in unserer Stadt ein Collegium errichtet hatten, pflegten ihrem Schulprogramm gemäß gleichfalls theatralische Aufführungen, anfangs in lateinischer, später in italienischer Sprache. Sie erbauten sogar 1739 in ihrem Collegium ein kleines Haustheater. Drei Jahrzehnte vorher war schon im städtischen Palast zunächst provisorisch ein Theater errichtet worden, in welchem das Ballet, sowie die commedia dell' arte gepflegt wurde. 1763 verwandelte sich das mittlerweile dauernd in der Stua comunale untergebrachte S. Pietro-Theater in ein kaiserlich-königliches. Meist wurde zur Zeit des Laurentius-Marktes von venetianischen Opern- und Balletgesellschaften gespielt. Seitdem die Bevölkerung zunahm und die Zahl der Theaterbesucher stieg, dauerte die Spielzeit länger.

Auch deutsche Gesellschaften kamen ab und zu. Am 11. Juni 1786 begann beispielsweise die Truppe des Johann Friedl ihre Vorstellungen mit dem Schröder'schen Lustspiel „Der Fähnrich". Dieselbe Gesellschaft trat im folgenden Jahre wieder mit Goethes „Clavigo" und Schillers „Kabale und Liebe" auf. So groß war die Theaterlust der Triester, daß man mitten unter den Stürmen der napoleonischen Kriege daran ging, ein geräumigeres Haus zu bauen. So entstand 1801 das nach den Plänen des Deutschen Pertsch errichtete gegenwärtige Communaltheater.

Während der französischen Occupation von 1805 enthielt sich die Bevölkerung, sowie 1797, trotz der Bemühungen der Machthaber des Theaterbesuches. Auch die Zeit von 1809 bis 1813, mit der ja ein bedeutender Rückgang in der Entwicklung unserer Stadt verbunden war, verlief für das Theaterleben wenig günstig. Dagegen hob sich dasselbe nach der Rückkehr der Österreicher immer mehr. Namentlich auf dem Gebiete der Oper behauptete das Teatro grande, wie man es auch nannte, eine hervorragende Stellung.

Bedeutende Componisten schrieben eigens für dasselbe und legten, ebenso wie ausübende Künstler, der Aufnahme ihrer Leistungen durch das hiesige Publicum große Bedeutung bei. Das Orchester war anerkannt gut und von tüchtigen Männern geleitet. Unter diesen war ein Künstlergeschlecht, das der Scaramelli, in drei Generationen thätig. Der letzte, Josef Alexander, ein geborener Triester, schrieb die Musik zu vielen Ballets, die hier aufgeführt wurden. Auch andere heimische Talente fanden am hiesigen Theater Verwendung, und während im vorigen Jahrhundert der begabte Domenico Steffani (geboren 1738, gestorben 1783) seine Tüchtigkeit dem Auslande, dem damals fürstbischöflichen Würzburger Operntheater zuwendete, gelangten sie hier zu ehrenvoller Anerkennung. Als der Triester Ruggiero Manna mit seiner Erstlingsoper „Jacopo de Valenza" (1832) einen glänzenden Erfolg erzielte, wurde er nach der dritten Vorstellung mit Musik und Fackeln nach Hause geleitet. Auch Josef Rota, welcher als Nachfolger L. Riccis die altbekannte städtische Schule für Kirchengesang und die Kapelle von S. Just leitete, sowie die damit verbundene Stelle eines Concertmeisters am Theater bekleidete, schrieb mehrere beifällig aufgenommene Opern, nicht minder Josef Sinico. Die Glanzzeit unseres Communaltheaters ist längst vorüber, doch behauptet es unter den italienischen Bühnen noch immer einen ehrenvollen Ruf. Deutsche Vorstellungen fanden im städtischen Theater bis in die Vierziger-Jahre statt. Noch 1844 trat die Wiener Hofschauspielerin Julie Rettich als Gast auf. Später wanderten die deutschen Schauspieler nach den anderen Theatern, die mittlerweile in unserer Stadt entstanden waren. Diese sind: das Fenicetheater (an der Stelle des 1876 abgebrannten Mauronertheaters), das Filodramatico in der Altstadt, das elegante Armoniatheater und das größte, gegen 5.000 Personen fassende Polytheama Rossetti, 1878 nach den Plänen des Genuesers Bruno gebaut. Selbstverständlich wird nicht in allen Schauspielhäusern zugleich gespielt. Durchschnittlich sind, von den Sommermonaten abgesehen, drei Theater von wechselnden Gesellschaften besetzt.

Wenn man im Allgemeinen auch hier berechtigte Klagen über die abnehmende Theaterlust hört, so ist doch in den unteren Volkskreisen das Interesse an dramatischen Aufführungen und namentlich an Opern ein reges. An Sonntagen erfreuen sich die Theater durchwegs eines starken Besuches.

Da die Entwicklung der Musik im Küstenlande keine selbständige Behandlung erfährt, müssen wir an dieser Stelle bei einem Vertreter der Tonkunst verweilen, dessen Name auch heute noch in der musizirenden und musikfreundlichen Welt mit Anerkennung genannt wird. Es ist dies der Violonist, Componist und Theoretiker Giuseppe Tartini. Am 12. April 1692 zu Pirano in Istrien geboren, ward dem Knaben in der Schule der Oratorianer zu Capodistria der erste Unterricht in der Musik zutheil. Die heimliche Vermählung mit dem Mädchen seiner Wahl zwang den Jüngling zur Flucht aus Padua,

wo er an der Hochschule den juridischen Studien oblag, aber auch mit großem Eifer die Kunst des Fechtens übte, so daß er sich mit dem Gedanken trug, Fechtmeister zu werden. Aus Padua entflohen und bei einem Freunde im Versteck, widmete er sich während dieser längeren Verbannung aus der menschlichen Gesellschaft einzig der Musik, die von nun an seine Lebensaufgabe werden sollte. Um diese Zeit componirte er auch, inspirirt durch ein



Giuseppe Tartini.

„Faust"'sches Traumbild, seine berühmt gewordene und noch jetzt von Violinvirtuosen gespielte „Teufelssonate". — Bei seinen anhaltenden Übungen auf der Geige entdeckte er die sogenannten „Combinationstöne" (die mitklingenden Töne), welche er für die Erzielung reiner Intonation praktisch verwerthete, wie denn auch seine Kunst der Bogenführung für das moderne Violinspiel mustergiltig wurde. Nach einem bewegten Virtuosenleben zog er nach Padua, wo er eine Schule gründete; als Lehrer aufgesucht von Lernbegierigen aus allen Theilen Europas, bildete er zahlreiche Virtuosen auf der Geige heran, verfaßte eine

Reihe theoretischer Werke und regte viele gelehrte Männer seiner Zeit zu musikalisch-literarischer Thätigkeit an. Seine Compositionen, welche die Zahl 500 weit überschreiten sollen, erscheinen zum Theil noch jetzt in neuen Ausgaben. Tartini starb am 26. Februar 1770 zu Padua. In der Jugend eine ungestüme, ans Phantastische grenzende, aber selbstständige Künstlernatur, führte man vom reifen, weit und breit gefeierten Virtuosen das geflügelte Wort im Munde: „Tartini spielt nicht, er singt auf der Violine."

Wenn die italienische Bevölkerung Triests am literarischen Leben der Nation in älterer und, nachdem die ersten Einwirkungen des Freihafens überwunden waren, auch in neuester Zeit entsprechenden Antheil genommen hat, so können auch die Deutschen — deren Zahl im officiellen Berichte von 1880 mit 5141 angegeben wurde — einiger Dichter gedenken, die, obschon nicht in Triest geboren, doch Jahre eifriger Thätigkeit hier verbrachten und bedeutende Werke schufen: Robert Hamerling und Rudolf Baumbach. Auf dem Gebiete der Tonkunst wirkte hier durch fast dreißig Jahre der Wiener Karl Lickl (geboren 1803, gestorben 1864), ein tüchtiger Componist, dessen Oper La disfida di Barletta 1848 im großen Theater beifällig aufgenommen wurde. Als Pianisten sind ferner erwähnenswerth: der durch seine erfolgreichen Kunstreisen weithin bekannte Alfred Jaell und Otto von Leis, beide Triester, und der hier eingewanderte Eduard Bix. Von auswärts kam auch vor mehr als drei Jahrzehnten der ausgezeichnete Violinist Julius Heller, der hier seitdem für die Pflege classischer Musik thätig ist als Lehrer, Concertmeister, Schöpfer des nach ihm benannten Quartetts und als Musikdirector bei jenem Vereine, der sich die Aufführung großer classischer und Orchesterwerke zu einer seiner Aufgaben gestellt hat, dem Schillerverein.

Eine langsamere und dürftigere Entwicklung nahmen in Triest die bildenden Künste, zunächst die Architektur. Wer die Altstadt durchwandert, späht vergebens nach hervorragenden Gebäuden aus früheren Zeiten. Die Wohnhäuser vornehmerer Familien, soweit sie noch erhalten sind, lassen zwar nicht Bequemlichkeit, wohl aber äußeren Schmuck vermissen. Der interessanteste Theil Alt-Triests, das Herz der Stadt, der große Platz, hat seine frühere Form und seine alten Gebäude verloren. Aber auch die erste Zeit des Freihafens brachte keine schönen Bauten hervor. Wohl strömten, von dem wachsenden Bedürfniß angezogen, Bauleute und Handwerker in Menge herbei. Aber die neuen Ansiedler ließen keine prunkvollen Gebäude errichten. Selbst wenn sie über größere Geldmittel verfügten, wendeten sie dieselben lieber ganz dem gewinnbringenden Handel zu; sie bauten nur Häuser, um nicht obdachlos zu sein. Damals entstanden in den nach der Schnur gezogenen Gassen der Theresienstadt viele Bauwerke der verschiedensten Größe aus dem elendesten Material und nur durch lebhaften Farbenanstrich auffallend. Auch die stattlicher aussehenden Gebäude waren häufig sehr unsolid angelegt.



Maximilian-Denkmal mit Revoltella-Museum.

Als der bekannte deutsche Schriftsteller Seume auf seiner Fußwanderung nach Italien im Jänner 1802 durch Triest kam, fand er von Privathäusern nur das des Griechen Carciotti, das er das beste der Stadt nennt, erwähnenswerth. Seitdem hat sich Vieles zum Bessern geändert. Abgesehen von den stattlichen Neubauten sind auch manche der kleinen, unschönen Häuser verschwunden, um größeren und solideren Platz zu machen. An wahrhaft stilgemäßen Bauten hat allerdings die Stadt auch jetzt keinen Überfluß und die schönsten öffentlichen und Privathäuser rühren nicht von heimischen Architekten her.

Wenden wir uns der Bildhauerkunst und der Malerei zu.

Wer beim Südbahnhof unsere Stadt betritt, erblickt schon im ersten Gärtchen unter einem Obelisken eine in Erz gegossene weibliche Figur, Triest darstellend — das von dem Dalmatiner Rendič jüngst ausgeführte Erinnerungsdenkmal an die fünfhundertjährige Vereinigung der Stadt mit Österreich. Weit gefehlt wäre es aber zu schließen, daß Triest sonst an schönen Monumenten reich wäre. Nur ein Standbild entspricht überhaupt höheren Anforderungen, das des Erzherzogs Ferdinand Max, des unvergeßlichen Kaisers von Mexico. Das in seiner Gesammtheit über 9 Meter hohe Denkmal am Josefsplatz ist ein Werk des Dresdener Bildhauers J. Schilling. Sowohl die Gestalt des Erzherzogs, der, in österreichische Admiralsuniform gekleidet, mit dem Gesicht gegen

das Meer und Miramar, seine Lieblingsschöpfung, gerichtet dasteht, ist von meisterhafter Auffassung und Durchführung, als auch die kleineren Figuren, welche die Weltgegenden darstellen, die Reliefs und Medaillons. Die verschiedenen Inschriften beziehen sich auf die Thätigkeit des Kaisers für die Kriegs- und Handelsmarine, auf seine liebevolle Sorge für unsere Stadt und für Miramar. Unter den Reliefs ziehen sich in einem Streifen die schönen Worte aus dem Testament des Kaisers vom 16. Juni 1867 hin, in denen er unserer Gestade gedenkt und die übersetzt lauten: „Der österreichischen Marine, für die ich solche Zuneigung hegte, allen Freunden, die ich längs der Gestade der Adria zurücklasse, mein letztes Lebewohl!“

Von älteren Fürstenstandbildern ist nichts Rühmliches zu berichten. Die im Arsenal von Venedig gegossene Bronzestatue Leopolds I., namentlich aber das steinerne von Lorenz Fanolli angefertigte Standbild Karls VI. zeigen den guten Willen, aber auch die beschränkten Mittel der damaligen Bürger. Der theresianischen Zeit, also der Periode des ersten commerciellen Aufschwunges, entstammen zwei Brunnenanlagen. Die eine wurde nach dem Entwurf des Ingenieur-Oberlieutenants Bonomo 1751 von dem Bildhauer Mazzoleni auf dem großen Platze ausgeführt, und zwar nach Vollendung einer Wasserleitung, mit der die große Kaiserin in die Fußstapfen der Römer trat. Wer dem barocken Gebilde heutzutage einen Blick schenkt, interessirt sich viel mehr für den Feigenbaum, der lustig aus den Ritzen des künstlichen Felsens emporsprießt, als für die verstümmelten allegorischen Figuren. Von demselben Bildhauer, der das Werk auf Kosten der Stadt anfertigte, rührt auch der Neptunsbrunnen auf dem Börsenplatz her.

Seit Mazzoleni haben wir durch lange Zeit in Triest weder einen einheimischen, noch einen hier dauernd angesiedelten Bildhauer. Die Sculpturarbeiten, welche die aus der Wende des Jahrhunderts stammenden Bauwerke schmücken, wurden meist in Venedig, vorzugsweise durch die beiden Bosa verfertigt. Erst um 1830 beginnen sich Triester mit größerem Erfolge der bildenden Kunst zu widmen. Auch sie sind fast ausnahmelos Schüler der venetianischen Akademie: Baldini, Capolino, Conti L., Depaul, Pezzicar u. A.

Die Werke unserer Bildhauer sind in Kirchen und anderen hervorragenden Gebäuden der Stadt (dem Lloydarsenal, Navale adriatico, Revoltella-Palast &c.), sehr viele auf den Gottesackern der verschiedenen Confessionen zerstreut. Namentlich der katholische Friedhof, der begreiflicherweise auch die größte Ausdehnung hat, besitzt die meisten Denkmäler. Eine ganze Langseite enthält unter einem dorischen Porticus die Grabstätten angesehener Familien.

Einer etwas lebhafteren Pflege als die Bau- und Bildhauerkunst erfreute sich in Triest, wenigstens in den letzten Jahrzehnten die Malerei. In alter Zeit diente sie fast ausschließlich kirchlichen Zwecken. Soweit unsere archivalischen Quellen zurückreichen,

erfahren wir von Männern, welche durch die Gemeinde oder jene Körperschaft, der die Sorge über den Bau von St. Just oblag, berufen wurden. Unter den Fremden sind die wichtigsten: der schon genannte Benedetto Carpaccio und Giorgio Vincenti, beide aus Capodistria, von Einheimischen Andrea de Paris (aus dem Ende des XV. Jahrhunderts) und Giusto Spada (XVI. Jahrhundert).

Wie sehr noch im ganzen ersten Säculum des Freihafens die Malerei hier im Argen lag, beweist am besten der Umstand, daß zu allen wichtigeren Werken ebenso, wie wir es bei den anderen bildenden Künsten gesehen haben, Fremde herbeigezogen werden mußten, meist Venetianer oder Mitglieder der venetianischen Akademie. Manche fanden wohl hier ein zweites Heim, wie Gius. Bern. Bison und Natale Schiavoni, dessen berühmter Sohn Felice hier 1803 das Licht der Welt erblickte. — Auch als die Ausschmückung der neuen Antoniuskirche eine Reihe von Bildern erforderte, fiel die Herstellung derselben der venetianischen Akademie zu. Zwei der damals beschäftigten Künstler, Grigoletti und Lipparini, erwarben sich das Verdienst, Triester Maler herangebildet zu haben. Allmälig erwachte nämlich auch hier die Lust, am künstlerischen Schaffen selbst theilzunehmen, und wiederholte Kunstausstellungen in unserer Stadt förderten sie. Niemand nahm an diesen Bestrebungen eifrigeren Antheil als der schon oft genannte Mann, der die edelste Vereinigung von Alt- und Neubürgerthum in Triest verkörpert — Domenico de Rossetti. Sohn eines Kaufmanns aus der Theresienstadt, aber außerhalb Triest erzogen, war er den Überlieferungen der alten Stadt fremd und doch ihr eifrigster Vertreter, zugleich dem Herrscherhause so ergeben, daß er während der französischen Zwischenherrschaft kein Amt annahm, ein treuer Pfleger seiner Muttersprache, thätig auf den verschiedensten Gebieten und stets bereit, sein Wissen der Vaterstadt zu widmen. Entsprach auch bei seinen künstlerischen Bemühungen, wie bei so manchen anderen, der Erfolg nicht ganz seinen Wünschen, so gelang es ihm doch wenigstens, das zarte Pflänzchen, das auf dem steinigen Boden nur mühsam Wurzel faßte, mit vor dem Untergang zu bewahren.

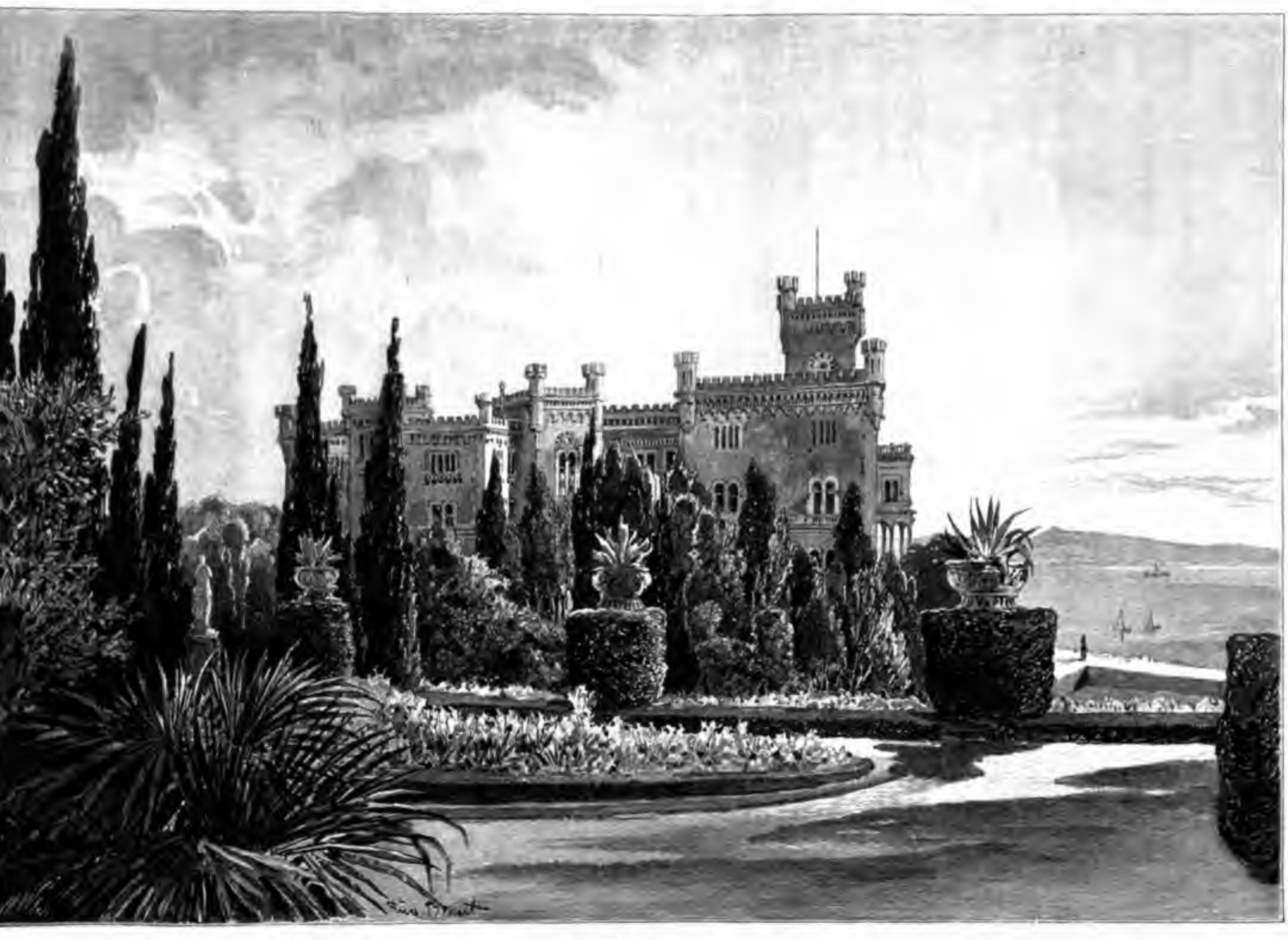
Wer jetzt den Revoltella-Palast durchwandert, der durch die großherzige Spende seines einstigen Besitzers sammt dem reichen Inhalt und den nöthigen Summen zur Vermehrung der Sammlungen der Gemeinde vermacht wurde, der findet eine Reihe von Gemälden, die von Triester Künstlern der letzten vier Jahrzehnte herrühren. Hier sind, wenn wir den Todten den Vortritt lassen, Bilder Gatteris, jenes Malers, dessen erste Knabenversuche schon die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten, ferner von August Tominz, dem mittleren dreier Künstlergenerationen: schon sein Vater Josef war in den Zwanziger-Jahren hier als Porträtmaler thätig und sein Sohn Alfred, der gegenwärtige Conservator des Museums, ist insbesondere als Pferdemaler geschätzt. Hier erblicken wir Bilder Lor. Buttis, dann des zugewanderten, aber bis zu seinem Lebensende in Triest

schaffenden Karl Haase, sowie W. Beuerlins. Und von Lebenden finden wir vertreten: den in Brüssel weilenden Altmeister Cesare dell' Acqua, den die Triester, obwohl er Pirano seinen Geburtsort nennt, zu den Ihren rechnen; dann Agujari, Barison, Beda, Lonza, Pascutti und den Orientmaler Fiedler, einen Deutschen, der seit vielen Jahren in Triest sein Heim aufgeschlagen hat. Fügen wir noch die Namen einiger Maler hinzu, denen wir nicht im Museum begegnen: Astolfi, Crevatin, den in Paris lebenden Rota, Scomparini, — der jungen Generation: Grünhut, Veruda und Wostry nicht zu vergessen, so sehen wir, daß die einst ausgestreute Saat nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ist.

Nicht weit vom Revoltella-Museum stoßen wir auf dem Leipziger Platz in einem Gebäude, in dem außer der k. k. Akademie für Handel und Nautik auch die Bibliothek, das Archiv und das Alterthumsmuseum der Stadt untergebracht sind, auf eine bedeutende naturhistorische Sammlung. Sie trägt den Namen des Erzherzogs Ferdinand Max und ist insbesondere für das Studium der Fauna des adriatischen Meeres wichtig. Auch eine im Entstehen begriffene prähistorische Abtheilung, meist Funde aus dem Küstenland umfassend, ist nicht ohne Interesse. Der Name des Platzes, auf dem sich das gedachte Gebäude befindet, erinnert in seinem Wechsel an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Als der Platz 1813 — also gegen das Ende der französischen Herrschaft — durch die Regulirung einstiger Klostergründe entstand, wurde er vom Intendanten Calafati nach einem Siege Napoleons Lützener-Platz genannt. Wenige Monate darauf war der Stern des Imperators erblichen, die österreichischen Truppen rückten in Triest ein und der Platz erhielt einen neuen Namen von dem Ort, bei dem sich die Wendung des Geschickes Napoleons vollzogen hatte. Bezeichnender aber als der nunmehrige Name wäre ein anderer: „Schulplatz". Denn die beiden großen Gebäude an den Langseiten sind ganz Studienzwecken gewidmet und stark besuchte Schulen sind hier wie in naheliegenden Häusern untergebracht. Überhaupt ist die Stadt Triest reich an Unterrichtsanstalten und die eifrige Pflege des Schulwesens bildet einen Ehrentitel der Bürgerschaft, ebenso wie ihr unermüdlicher Wohlthätigkeitssinn.

Den größten Theil des soeben genannten Leipziger-Platzes nimmt ein wohlgepflegtes Gärtchen ein. Leider ist Triest an ähnlichen Anlagen ungemein arm. Selbst der nach dem einstigen verdienten Bürgermeister Muzio Tommasini benannte Volksgarten macht zwar durch seine wohlgepflegten Baum- und Blumengruppen einen vortrefflichen Eindruck, ist aber namentlich an Sonntagen für die Zahl der Besucher viel zu klein.

Zu den beliebtesten Spaziergängen gehört der Acquedotto, dessen Name an die römische und die theresianische Wasserleitung erinnert. Übrigens reichte das im Jahre 1751 vollendete Werk der Kaiserin damals ebensowenig aus, als die im Jahre 1859 eröffnete



Miramar.

Aurisinaleitung, die das Wasser mehrerer Quellen vom Fuße des Kalkplateaus unterhalb von St. Croce der Stadt zuführt, den gesteigerten Anforderungen der gegenwärtigen Bevölkerung genügt.

Der Acquedotto erhielt 1807 auf Kosten Domenico Rossettis die erste Allee Triests. Ihre Fortsetzung führt zum Boschetto und eine reiche Auswahl von Wegen steht uns zur Verfügung, wenn wir den „Jägerhügel" hinansteigen wollen. Auf den schönsten Punkten der Höhe liegen das Schießhaus des Triester Schützenvereins, dann ein als Gasthaus benützter Bau, den die Triester 1844 dem Kaiser zu Ehren, der ihnen den Eichenwald als „immerwährenden Spaziergang" geschenkt, „Ferdinandeo" nannten, endlich das ehemalige Landhaus Revoltellas mit einem Park. Hier ruht auch der vielgenannte Triester Kaufherr in einer schönen, nach den Plänen des Wieners Kranner erbauten romanischen Kapelle. Die Zeichnungen für das Wohnhaus stammen ebenso wie jene für das Ferdinandeo und das Stadthaus Revoltellas vom Berliner Architekten Hitzig. Gegenwärtig gehört die ganze Anlage der Gemeinde.

Bieten schon die soeben erwähnten Orte am „Jäger" reizende Ausblicke, so gewährt der weit höhere Punkt am Obelisken von Opčina ein noch großartigeres Bild. Ein landschaftliches Interesse anderer Art erwecken die Spaziergänge an der Küste, das vielbesuchte St. Andrea am Westende der Stadt mit der fast einem Gebirgssee ähnlichen Bucht von Muggia und das eine halbe Stunde nördlich von Triest liegende Barcola mit seinen Badeanlagen. Schon von Barcola aus glänzt uns ein weißschimmerndes Schloß von einem Küstenvorsprung entgegen. Es ist Miramar. Welche Fülle von Erinnerungen erhebender und schmerzlicher Art erweckt das eine Wort! Als einst Erzherzog Ferdinand Max, damals Obercommandant der Kriegsmarine, bei einer Fahrt nach Duino durch einen heftigen Borasturm genöthigt wurde, bei der Punta di Grignano vor Anker zu gehen, gefiel ihm die Lage und Umgebung des Hauses Daneu, in dem er ein Obdach gefunden, so gut, daß er beschloß, sich dort anzusiedeln. Bald war der nöthige Grund gekauft und nun begann ein emsiges Schaffen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit erhob sich statt des bescheidenen Wohnhauses ein in normannischem Stil erbautes herrliches Schloß und das Reben- und Wiesengelände, ja stellenweise der nackte Felsboden verwandelten sich in einen zaubervollen Park. Schon am heiligen Abend 1860 konnte der Erzherzog sein neues Heim beziehen, das er von dem Ausrufe „Si mira il mare (Man sieht das Meer!)" „Miramar" nannte. Den Plan des Hauptgebäudes hatte der Architekt Karl Junker entworfen, die Ausführung leitete zunächst derselbe, dann der Architekt Hauser. Aber auch der hohe Bauherr, der sich für seine Schöpfung lebhaft interessirte, nahm sowohl auf die Pläne des Gebäudes, wie vor Allem auf dessen innere Ausschmückung den größten Einfluß.

Mit wehmüthigen Gefühlen durchwandert heute der Besucher die Wohn- und Arbeitsgemächer des Fürsten, jene Räume, die er in dankbarer Erinnerung an die Freuden des Seelebens im Kajütenstil ausstatten ließ und die noch heute so erhalten sind, wie sie ihr Bauherr verließ. Auf Schritt und Tritt werden wir im ganzen Erdgeschoß daran erinnert, daß hier Maximilian mehrere der schönsten Jahre seines Lebens verbrachte. Sind wir aber durch das Stiegenhaus mit seinen leuchtertragenden Herolden, Jagdtrophäen und Waffenstücken zum ersten Stockwerk emporgestiegen, so gelangen wir in die eigentlichen Prunkgemächer, jene Räume, die erst während der Kaiserzeit Maximilians hergerichtet wurden.

Wie sehr sich dieser auch unter den schwierigsten Regierungssorgen um sein Heim an der Adria kümmerte, beweist der Umstand, daß er sich nicht nur über die Ausschmückung aller Gemächer genauen Bericht erstatten ließ und selbst für die kleinsten Einzelnheiten Verfügungen traf, sondern daß er sogar den Plan hegte, das Schloß durch Erbauung eines zweiten Flügels zu erweitern und die Parkanlagen noch größer und prachtvoller zu gestalten. Der Tod des Kaisers schnitt alle diese Pläne ab, ja schon ehe das erste Stockwerk ganz vollendet war, weilte der Schöpfer des Baues nicht mehr unter den Lebenden. In einem dieser Zimmer hängt noch das letzte Porträt des Kaisers, das ein französischer Maler in Mexico ausführte, und nicht unpassend sind in demselben Gemache die baulichen Schöpfungen des Erzherzogs abgebildet, Maxing bei Hietzing, Miramar und Pola, dessen eifriger Förderer er als Marine-Obercommandant gewesen war. Ein anderer prächtiger Raum des ersten Stockwerkes, das Familien-Speisezimmer, enthält sechs Wandbilder mit Scenen aus der Geschichte der Gegend. Sie rühren, ebenso wie das allegorische, die Gründung Miramares darstellende Deckengemälde von dem bereits unter den Triester Malern genannten Cesare dell' Acqua her. Wieder ein anderes Zimmer, das Cerclezimmer hinter dem Thron- oder Festsaal, zieren Bilder älterer berühmter Meister. Bieten sich schon von den einzelnen Wohnzimmern, wie von der Terrasse des Schlosses schöne Ausblicke nach allen Seiten, so übersehen wir das ganze kleine Paradies, wenn wir den Thurm hinansteigen. Die verschiedenen Partien des herrlich gehaltenen Parkes treten scharf hervor, die Terrassen mit ihren exotischen Pflanzen und ihren Statuen, die Rosenlauben, Cameliengehecken, Eichen- und Fichtenwäldchen, sowie die reizend zerstreuten Häuschen mit ihren zierlichen Anlagen. Namentlich im Frühjahr ist das Bild, das sich hier bietet, ein unsagbar schönes. Gegenwärtig ist das Schloß, in welchem Erzherzog Maximilian am 10. April 1863 die mexicanische Kaiserwürde angenommen hatte, im Besitze Seiner Majestät des Kaisers und dient ab und zu Mitgliedern des Kaiserhauses zum zeitweiligen Aufenthalt.

Noch ein anderer Punkt in unserer Nähe gehört dem Monarchen. Wer in einer Fahrt das Küstengelände und das Karstplateau kennen lernen will, der wandere mit uns nach Lipizza.

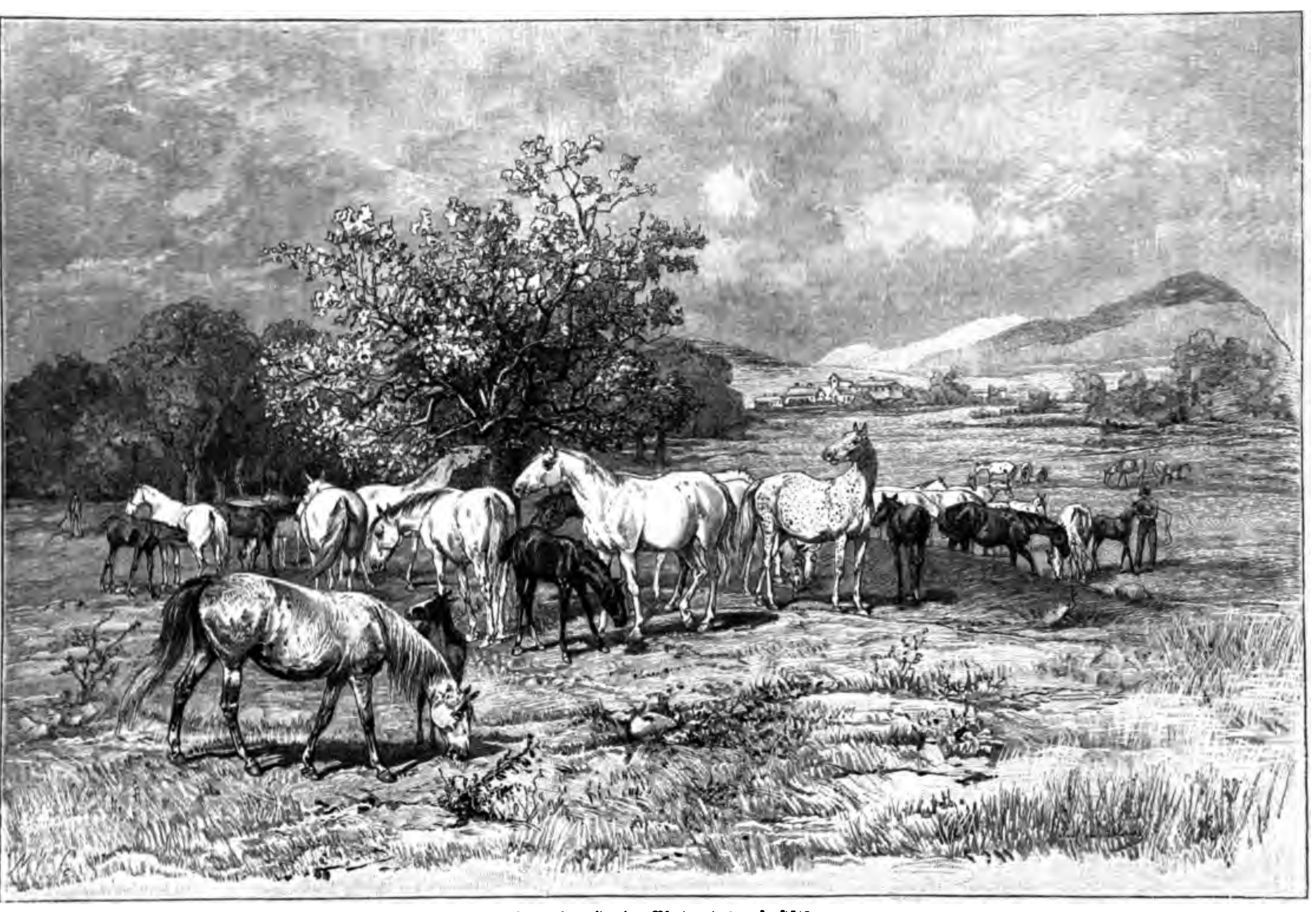
Die prächtige Straße, die in langgezogenen Windungen zur Höhe des Plateaus hinaufführt, bietet eine Reihe wechselnder Aussichten auf Stadt und Hafen, das Thal von St. Giovanni und die umliegenden Höhen. Oben ändert sich das Bild, — wir sind auf dem Karste. Wohl tritt derselbe hier nicht in seiner ganzen Nacktheit auf und bald durchfahren wir die freundlichere Gegend von Basovizza. Dennoch sind wir froh, sobald uns der 310 Hektar große Lipizzanerwald aufnimmt. Trotz seines Namens (lipizza slovenisch Kleinlinde) weist er jetzt vorzugsweise Eichenbestand auf.

Schon im Alterthum war die nicht zu ferne Gegend am Timavus (Timaus, Timavo) wegen ihrer Pferdezüchter berühmt und noch im XVI. Jahrhundert erfreuten sich die dortigen Turnierpferde eines guten Rufes. Vielleicht legte dieser Umstand dem Erzherzog Karl, als er 1576 Triest besuchte, den Gedanken nahe, auf dem Karst ein Hofgestüt zu errichten. Vier Jahre später brachte er die bischöfliche Villa Lipizza, die damals aus drei Huben bestand, zunächst pachtweise an sich, ließ die Hubenleute anderweitig unterbringen und begann den Bau des Gestütes, das zuerst mit Zuchtpferden aus der Polesina bei Rovigo und aus Spanien besetzt wurde.

Mancherlei Schicksale machte das Gestüt, das allmälig größer wurde und mehrere Zubauten erhielt, durch. Wiederholt lief es Gefahr, aufgehoben zu werden. Dreimal wanderten Menschen und Pferde zur Zeit der Franzosenkriege aus: 1797, 1805 und 1809. Das letzte Mal blieben sie sechs Jahre von der alten Heimstätte fern. Seitdem erfreute sich das Gestüt dauernder Ruhe und feierte 1880 unter großer Theilnahme der umwohnenden Bevölkerung das Fest seines dreihundertjährigen Bestandes. Gegenwärtig sind ungefähr 140 Pferde in Lipizza untergebracht, die zumeist den fünf Stämmen der reinen Lipizzaner Race angehören.

Das Hofgestüt hat die Aufgabe, die Hengste für die spanische Schule in Wien, den einzigen noch bestehenden Hort gediegener höherer Reitkunst, zu liefern. Auch werden die Lipizzanerpferde, die sich durch leichten Gang, Ausdauer und Willigkeit auszeichnen, bei Hof zu leichten Jucker- und Sechserzügen verwendet.

Versetzen wir uns jetzt von den freundlichen Wiesen, auf denen die munteren Füllen umherspringen, von den rauschenden Eichen des Lipizzanerwaldes noch einmal an das Ufer des Meeres zu dem Mastenwald im Hafen. Soeben stößt ein Schiff vom Lande ab. Wie reizend ist doch der Anblick, den Triest von der See darbietet! Hinter der langgestreckten Häuserreihe der Riva ziehen sich die höher gelegenen Gassen hin, über ihnen thront das Kastell, dazwischen blicken zahlreiche Stadthäuser und Villen aus dem Grün der Gärten hervor. Und wie bewegt ist das Leben im Hafen selbst! Hat das Schiff den Leuchtthurm umfahren, so ändert sich allmälig das Bild. Ein Theil der Stadt wird verdeckt, dafür taucht ein anderer am Nordabhang der Bucht von Muggia auf. Begrenzen hier die Berge



Lipizza mit weidenden Pferden des Hofgestüts.

des Čičenbodens den Gesichtskreis, so steigen bald auch über der Karstwand, die den Triester Golf im Norden und Osten umspannt, höhere Berge empor. Immer Neues entrollt sich dem Blick, während die Stadt langsam unseren Augen entschwindet. Mag man Triest aber von der See oder, wie wir es am Beginn unserer Schilderung gethan haben, vom Lande aus betrachten, immer nimmt man einen bedeutungsvollen Eindruck in sich auf, immer fühlt man, daß die Stadt, die so anmuthig und stolz daliegt, eine Königin ist, ein Handelsemporium der Adria.





Das Grabfeld von Santa Lucia mit Funden.

Vorgeschichte, Geschichte und Culturentwicklung.

Der Name der Grafschaft Görz tritt spät, erst mit dem Jahre 1000 n. Chr., in die Geschichte ein, während die Vorzeit nur spärlich durch einige Lichtpunkte aufgehellt wird. Als die Veneter ihren Zug aus Thrazien an den Nordrand des adriatischen Meeres unternahmen (ungefähr im XIV. Jahrhundert v. Chr.), überstiegen sie die julischen Alpen (welche deshalb von den Alten Alpes Venetae genannt wurden), wo dieselben eine Depression darbieten, in dem heutigen Birnbaumer Walde, setzten sich am Fluß Timavus nächst der Meeresküste fest, erbauten dort dem Diomedes, wie Strabo berichtet, einen Tempel, friedeten den nahen Wald ein und betrieben die ihnen von ihren früheren Sitzen her altgewohnte Pferdezucht. Die herrlichen Eichenwaldungen an den Abhängen des Karstgebirges, das beständige Klima, die milde Luft und der harte Boden eigneten sich in ausgezeichneter Weise dafür. In der Folge setzten die Veneter, wahrscheinlich von ihren keltischen Nachbarn gedrängt, ihren Zug an den Westrand des Meeres fort, wo sie sich im Bereich des nachmaligen Padua bleibend niederließen. Die Pflege der Pferdezucht hat sich jedoch am Abhang des Karstes durch alle Folgezeiten in mehrfachem Wechsel erhalten und als letzte Schöpfung der Pferdezüchter sehen wir noch heutzutage das kaiserliche Gestüt zu Lipizza am Karst.

Ungefähr ein Jahrtausend nach diesem Zuge erscheint als frühestes Wahrzeichen dieses Gebietes der Timavus historisch beglaubigt, da ihn der griechische Seefahrer Skymnos in seinem Periplus mit Namen bezeichnet.

Im Jahre 181 v. Chr. errichteten die Römer die Grenzfestung Aquileja zur Abwehr gegen die Einfälle der Bergvölker und erhoben sie zur Colonie. Ihr Weichbild erweiterte sich mit dem Anwachsen der Volkszahl allmälig bis an den Abhang des Karstes. Der fruchtbare Boden dieser Gegend, welcher sich über den heutigen Bezirk von Monfalcone erstreckte, ward von den Römern zu hoher Cultur gebracht. Wir besitzen darüber das Zeugniß des Herodianus (im III. Jahrhundert n. Chr.), der berichtet, daß daselbst die Bäume, in gleicher Reihe gepflanzt, mit einander durch die zwischen ihnen rankenden Reben verbunden waren und einen lieblichen Anblick darboten, so daß die ganze Provinz mit einer grünen Laubkrone geschmückt schien. Dies ist ein Bild, welches heute noch für die erwähnte Gegend zutreffend erscheint, wie sich auch das römische Element der Bevölkerung im Wechsel aller Zeiten in dem Gebiete von Monfalcone erhalten hat.

Als der Kaiser Maximinus (im Jahre 238 n. Chr.) mit seinem Heere zur Eroberung Aquilejas heranzog, stieß er auf das Hinderniß des am Ausgang des Wippacherthals vorbeifließenden Sontius, über welchen alle Brücken abgebrochen waren. Er befahl, daß

aus den nahen und fernen Gehöften die stärksten Weinstöcke herbeigebracht werden sollten, aus welchen eine Schiffbrücke über den Fluß zusammengestellt wurde. Es beweist dies, daß damals die Weincultur in diesen Gegenden lebhaft betrieben wurde.

Auch der Streit um die Weltherrschaft zwischen dem Usurpator Eugenius und dem Kaiser Theodosius wurde auf den Görzer Gefilden entschieden, und diese Entscheidung ward in merkwürdiger Weise zum Wohle der Christenheit und der gesammten Civilisation durch die Bora herbeigeführt. In dem Kampfe um die Herrschaft des römischen Reiches rückte der von dem Heiden Arbogast eingesetzte Usurpator Eugenius mit einem gewaltigen Heere aus Gallien heran und lagerte sich in dem breiten Thale an der Wippach. Kaiser Theodosius, mit seiner Kriegsmacht von Pannonien heranziehend, traf daselbst mit dem Gegner zusammen. Am 6. September 394 entspann sich der Kampf zwischen beiden Heeren. Beiderseits wurde tapfer gekämpft, doch der Vortheil blieb bei Eugenius, indem die Vorhut des Kaisers niedergehauen ward, doch hinderte die Nacht dessen völlige Niederlage. Am nächsten Tage erneuerte Theodosius den Kampf und schon war die Gefahr nahe, daß er mit seiner geringeren Heeresmacht die Schlacht verlieren werde, als sich im kritischen Momente plötzlich eine gewaltige Bora erhob. Das Heer des Theodosius hatte den Wind im Rücken, jenes des Eugenius im Gesicht. Der Sturm war so heftig, daß er den Kriegsleuten, die ihn gegen sich hatten, den Athem verlegte, und das Toben des Windes so stark, daß man das Commando der Führer nicht mehr vernahm. Die Wurfgeschosse fielen, von der Windströmung gehindert, zu Boden, ehe sie den Feind erreichten, während jene der Theodosianer, von der Windrichtung gefördert, mit verdoppelter Kraft den Gegner trafen. Unfähig, gegen den Anprall des Sturmes ihre Schilder zu erheben, wurden die Eugenianer durch die vom Winde aufgewirbelten Staubwolken in dichte Finsterniß gehüllt. Der ungleiche Kampf lähmte den Angriff der Eugenianer, ihre Reihen geriethen in Verwirrung und vom Staube halb erstickt zerstreuten sie sich. Theodosius benützte den günstigen Moment und entschied durch einen letzten Angriff den Sieg, in dessen Folge Eugenius Heer und Leben verlor.

Im Jahre 489 n. Chr. fand abermals an der Ausmündung des Wippachthals an der Brücke des Sontius (ad pontem Sontii) eine Schlacht statt, in welcher Theodorich, König der Gothen, den Herulerfürsten Odoaker besiegte. Die in Fluß gerathene Völkerwanderung erreichte ihren Höhepunkt, als die Schwärme der Hunnen unter Attila sich heranwälzten, ihre Spuren durch Mord, Zerstörung und Verwüstung jeglicher Art bezeichneten und nach ihrem Abzug das Land als fast menschenleere Öde zurückließen. So fand Alboin, als er mit seinen Longobarden über den Birnbaumer Wald heranzog, keinen Widerstand und konnte seinen Weg (568 n. Chr.) nach Italien zur dortigen bleibenden Niederlassung fortsetzen. Bald darauf, im Beginn des VII. Jahrhunderts, schlossen die

Slovenen auf ihrem Zuge nach dem Westen die Völkerwanderung auf dem Görzer Gebiete ab, setzten sich in dem entvölkerten Lande bis an dessen Südrand fest und verblieben daselbst bis auf den heutigen Tag.

Nachdem Kaiser Otto I. den König Berengar besiegt und Oberitalien erobert hatte, trennte er die Mark Verona (mit Treviso, Aquileja und dem Görzer Gebiet) von Italien und verlieh sie — zur Sicherung der Alpenübergänge — seinem Bruder Heinrich, dem Herzog von Baiern und Kärnten (952). Letzteres wurde in der Folge von Baiern losgetrennt, aber mit Kärnten verblieb das Görzer Gebiet in steter Verbindung, die sich in wechselnder Form bis auf die neuere Zeit, den Eintritt der österreichischen Herrschaft, erhalten hat. Am Schlusse des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung erscheint Görz zum ersten Male urkundlich erwähnt. Im Jahre 1001 schenkte Kaiser Otto III. dem Patriarchen Johannes von Aquileja die Hälfte des Schlosses Salcano (Silicanum) und des Ortes (Villa) Görz sammt allen Grundstücken, Wäldern und sonstigen Grundrechten in dem Gebiete zwischen der Wippach und dem Isonzo bis zu den Jochen der es umgebenden Alpen, somit nahezu den Umfang des heutigen Bezirkes Görz. Noch in demselben Jahre verlieh der Kaiser die andere Hälfte dieses Gebietes dem Grafen Werigand von Friaul. Die Schenkung erfolgte mit Zustimmung des Territorialherrn Herzogs Otto von Kärnten. Ob die beiden Beschenkten sich im gemeinschaftlichen Besitze des Gebietes befanden (was wahrscheinlich ist) oder sich in denselben theilten, ist nicht bekannt, doch ist sicher, daß der Besitz des Grafen Werigand ein sehr weitreichender und für ihn um so werthvoller war, als er die Grafschaft Friaul mit der ihm gleichfalls gehörigen Grafschaft Istrien verband. Die Grafschaft Friaul erbte sein Sohn Azzo, das Görzer Gebiet seine Tochter Hedwig, welche mit dem Grafen Marquard III. aus dem Hause Eppenstein vermählt war. Da die hohe Lage des Schlosses von Salcano sich für die Verwaltung des Gebietes nicht wohl eignen mochte, erbaute sich Marquard (vielleicht auch schon Werigand) auf dem freistehenden Hügel nächst dem Orte Görz ein Schloß, von welchem er den Namen des Grafen von Görz annahm. Als solcher erscheint Marquard bereits bei der Einweihung des Domes von Aquileja durch den Patriarchen Popo (1031), er kommt in der Folge als Schutzvogt des Patriarchates vor und wird 1060 urkundlich als Graf von Görz genannt. Während sein älterer Sohn Liutold den Herzogsstuhl in Kärnten bestieg, gelangte die Grafschaft Görz sammt der Markgrafschaft Istrien an seinen zweitgebornen Sohn Heinrich. Welch umfassendes Besitzthum Graf Heinrich in der Grafschaft Görz hatte, erhellt aus den großartigen Schenkungen von Gütern, die er an die Abtei Rosazzo im nahen Friaul, nachmals die Ruhestätte der Grafen von Görz, vergab.

Als Heinrich nach dem Tode seines Bruders Liutold Herzog von Kärnten wurde, erledigte sich die Grafschaft Görz, welche nun an ein neues Dynastengeschlecht überging.

Mit dem Beginn des XII. Jahrhunderts tritt dieses Geschlecht als Herr des Gebietes von Görz auf, dessen Mitglieder bis zu dem im Jahre 1500 erfolgten Aussterben, somit durch volle vierhundert Jahre die Dynasten von Görz blieben. Es waren dies die Grafen von Pusterthal und Lurn, welche aus einem uralten Kärntnergeschlecht, den Gaugrafen von Lurn und den Grafen von Leoben entsprossen waren. Wie dieselben in den Besitz der Grafschaft Görz gelangten, ist nicht näher bekannt. Wahrscheinlich waltete zwischen ihnen und den Eppensteiner Herzogen von Kärnten ein Verwandtschaftsverhältniß ob; diese Grafen nannten einen umfassenden Besitz in Kärnten — die Grafschaft Lurn und mehrere andere Güter, wie Stein und Moosburg — ihr Eigen.

Die Grafen von Görz erlangten sehr bald die Schutzvogtei des Patriarchates von Aquileja, welches Verhältniß infolge der Übergriffe und Gewaltthätigkeiten der Grafen die Quelle fortwährender Streitigkeiten mit den Patriarchen wurde. Im Jahre 1150 kam zur Regelung dieses Verhältnisses zwischen dem Patriarchen Pilgrim I. und dem Grafen Engelbert II. der Vertrag von Ramoscello zu Stande; da aber auch dieser nicht gehalten wurde und Graf Engelbert mit dem Patriarchen in neue Fehde gerieth, wurde das Verhältniß zwischen dem Patriarchen Pilgrim II. und den Grafen Engelbert III. und Meinhard II. unter Vermittlung der befreundeten deutschen Fürsten durch den Friedensvertrag von S. Quirino (eine Kirche bei Cormons) am 27. Januar 1202 definitiv geregelt. Dieser Vertrag war für die Grafen von Görz sehr günstig, denn er consolidirte ihren Besitz der Grafschaft. Bis dahin war gemäß der Schenkung des Kaisers Otto III. der Besitz der Grafschaft zwischen dem Patriarchen und den Grafen von Görz getheilt. In welcher Weise diese Theilung stattfand, ist nicht näher bekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber war der Graf von Görz mit dem Antheil des Patriarchen belehnt. Durch den Friedensvertrag verzichtete der Patriarch auf seinen Antheil und überließ dem Grafen von Görz das volle Eigenthum des Schlosses von Görz mit seinem Gebiete. Auch hatte der Vertrag die Regelung des Schutzvogteirechtes in Bezug auf den Patriarchen zur Folge, welche für alle Zukunft die Grundlage für diese rechtlichen Beziehungen blieb. Die nächste Folgezeit brachte den Grafen von Görz stets erneuerte Fehde mit ihren friaulischen Nachbarn und immer neue Bemühungen zur Befestigung ihres Besitzes. Aber mit Meinhard III. (gestorben 1258), dem Sohn des Grafen Engelbert III., beginnt eine neue Periode für die Geschichte der Grafen von Görz, während welcher sie durch Erbschaften und Heiraten ihre Güter binnen wenigen Jahren ansehnlich vermehrten, die mächtigsten Grafen des deutschen Reiches wurden und selbst die Herzogs- und Königskrone ihrem Geschlecht vorübergehend zuwendeten.

Nach dem Erlöschen des Hauses Andechs erhielt Meinhard III., dessen Großmutter diesem Hause entsprossen war, die Andechs'schen Besitzungen im Inn- und Wippthal,

ferner den Besitz in der windischen Mark und die Grafschaft Istrien (Mitterburg oder Pisino). Fünf Jahre später, im Jahre 1253, starb Albert IV., Graf von Tirol, welcher zwei Töchter hinterließ, Adelheid, Gemalin Meinhards III., und Elisabeth, Gemalin des Grafen von Hirschberg. Infolge dieser Heirat dehnte Meinhard seinen Besitz auch über den größten Theil von Tirol aus.

Meinhard III. folgten seine beiden Söhne Meinhard IV. und Albrecht II. (damals noch minderjährig), von denen der erstere die Regierung der gemeinschaftlichen Besitzungen übernahm. Die unter seinem Vater begonnene Erweiterung des Hausbesitzes vervollständigte er mit kluger und kräftiger Hand und unter der Gunst der Zeitverhältnisse erhob er sich durch Gewandtheit, Muth und Tapferkeit zu einer sehr hohen Stufe des Ansehens und der Macht. Meinhard hatte ein bedeutendes flüssiges Vermögen gesammelt, und in jenen geldarmen Zeiten war der Besitz eines solchen die hauptsächlichste Grundlage der Bedeutung, wie denn überhaupt das Geld in der Geschichte der Grafen von Görz eine große Rolle spielt und Meinhard IV., sowie sein Neffe Heinrich II. durch eine kluge Verwendung desselben ebenso ihre Überlegenheit begründeten, wie ihre Nachfolger durch den Mangel daran, großentheils auch durch ihre Unfähigkeit von der hohen Stufe ihrer Vorgänger herabsanken und ein kümmerliches Dasein führten. Meinhard erweiterte seinen Besitz in Tirol beträchtlich durch den Ankauf des Hirschberg'schen Antheils an der Erbschaft des Grafen Albrecht, durch den Kauf von anderen Gütern, durch Belehnungen mit bischöflichen Besitzungen, sowie durch gewaltthätige Unterwerfung mehrerer reichsunmittelbaren Dynasten, so daß er allmälig zum Gebieter des gesammten Umfanges der nachmaligen Grafschaft Tirol wurde. Seinen hochstrebenden Sinn bewährte er durch die Vermählung mit Elisabeth von Baiern, Witwe des Königs Conrad III. und Mutter des unglücklichen Conradin von Schwaben, welche ihm als Heiratsgut die welfischen Besitzungen im Oberinnthal und im Vintschgau zubrachte. Die Thätigkeit Meinhards beschränkte sich aber nicht allein auf Tirol, sie erstreckte sich von Triest und Friaul bis nach Frankfurt. Vor Allem aber zog seine



Siegel Meinhards IV. von Görz (1259).

Verbindung mit dem Grafen und nachmaligen König Rudolf von Habsburg die günstigsten Folgen nach sich. Namentlich hat er entscheidend zu dessen Siege über den König Ottokar von Böhmen beigetragen. Rudolf bewahrte ihm dafür seine lebenslängliche Freundschaft, seinen Sohn Albrecht aber vermählte er mit Elisabeth, der Tochter Meinhards, welche dadurch zur Stammmutter des habsburgischen Herrschergeschlechtes wurde, und im Jahre 1286 verlieh er ihm unter gleichzeitiger Erhebung zum Reichsfürsten das Herzogthum Kärnten.

Meinhard gründete die Tiroler Linie seines Geschlechtes, denn im Jahre 1271 schloß er mit seinem Bruder einen Theilungsvertrag, durch welchen die bisherigen gemeinschaftlichen Besitzungen in zwei staatsrechtlich von einander geschiedene Gebiete getrennt wurden, die Grafschaft Tirol und die Grafschaft Görz. Kraft dieses Vertrages erhielt Meinhard Tirol bis zur Haslacher (Mühlbacher) Klause, welche dieses Gebiet von dem Pusterthal scheidet, Albrecht II. aber die übrigen Besitzungen des Görzer Hauses von der Haslacher Klause abwärts gegen Kärnten, das Herzogthum Kärnten, und die Grafschaft Görz sammt dem damit verbundenen Gebiete. Im nächsten Jahre, 1272, überließ Meinhard seinem Bruder Albrecht noch die Herrschaft Möttling in der windischen Mark, die Grafschaft Pisino in Istrien und die Herrschaft Rechberg. Die Titel „Graf von Görz und Tirol“ und „Schutzvogt der Kirchen von Aquileja, Trient und Brixen“ blieben gemeinsam.


Münze Alberts II. von Görz (1258 bis 1304).

Es ereignet sich im Laufe der Zeit sehr häufig, daß regierende Familien, unter beschränkten Verhältnissen beginnend, durch Glück, Erbschaft und Heirat ihren Besitz und ihre politische Geltung erweitern, bis ein thatkräftiger, unternehmender Regent, die überkommenen Güter vermehrend, durch Geldmittel unterstützt, den Höhepunkt der Macht seines Geschlechtes erreicht und, aus dem engen Kreise heraustretend, bestimmenden Einfluß auf die Geschicke weithin reichender Länder erhält, während nach dessen Abgang die Familie allgemach durch Unfähigkeit ihrer Häupter, Theilung des Besitzes, dadurch erzeugte finanzielle Bedrängniß und sonstiges Mißgeschick ihre Bedeutung verliert, in Armut verfällt und endlich das entkräftete Geschlecht fast spurlos erlischt. So geschah es auch mit den Grafen von Görz. Nachdem die früheren Häupter der Familie namentlich durch Erbschaft und Heirat ihre Besitzungen bedeutend erweitert und sich einen Hausschatz gesammelt hatten, benützte der Sohn des Grafen Albert II., Namens Heinrich II., diese günstigen Umstände, um sich zu der Stellung des mächtigsten Herrn in den Alpenländern emporzuschwingen. Er gebot von Padua und Treviso, welche Städte seiner Herrschaft

unterworfen waren, bis in die windische Mark an der kroatischen Grenze, von der Höhe der Tiroler Alpen bis an die Spitze von Istrien, verfügte über bedeutende Geldmittel, hatte aus seinen weitreichenden Besitzungen ein wohldisciplinirtes Heer gebildet und wußte durch seine geistige Überlegenheit, seine Kriegserfahrenheit und die Raschheit seiner Bewegungen seine Gegner allenthalben zu besiegen. Seine Freundschaft mit dem deutschen König und österreichischen Herzog Friedrich trug wesentlich zu der Erhöhung seiner Macht und seines Einflusses bei. Er war sein ganzes Leben hindurch mit kriegerischen Unternehmungen beschäftigt. Zuerst richtete er dieselben gegen den Patriarchen von Aquileja und machte sich mit wechselndem Erfolge zum factischen Beherrscher des in seinen Grundfesten erschütterten Patriarchats, das hierdurch seinem tragischen Ende entgegengeführt wurde. Bald aber eröffnete sich dem Ehrgeiz des Grafen Heinrich ein noch weiter reichender Schauplatz für seine Unternehmungen. Die Zerfahrenheit der Verhältnisse in Oberitalien, die gegenseitigen Bekriegungen der dortigen Dynasten boten dem thatendurstigen Grafen die günstigste Gelegenheit, die allgemeine Verwirrung für seine Zwecke auszubeuten. Den Gipfel seiner Macht erreichte er als Reichsvicar von Treviso, wo er auch durch milde Behandlung seiner Gegner hohes Lob erntete. Heinrich wird aber nicht nur als tapferer, von seinen Feinden gefürchteter Fürst, sondern auch als ein wahrer Vater seiner Unterthanen geschildert. Seinen Stammsitz Görz erhob er zur Stadt mit selbstständiger Verwaltung und den zur Bestreitung ihrer Ausgaben erforderlichen Einnahmen. So verehrt die Stadt Görz den größten und gewaltigsten Fürsten seines Herrschergeschlechtes zugleich als ihren Gründer und hauptsächlichsten Wohlthäter. Graf Heinrich starb in der Vollkraft seines Alters, kaum sechzigjährig, im Jahre 1323 zu Görz, wie man behauptet, an Gift, das ihm sein Gegner Scaligero beibringen ließ.

Des Grafen Heinrich Sohn, Johann Heinrich, befand sich bei dem Tode des Vaters noch in frühem Kindesalter. Die Witwe und Vormünderin Beatrix, geborne Herzogin von Baiern, führte als Regentin die Verwaltung der sämmtlichen Görzischen Güter. Einen Beweis, in welchem Ansehen diese kluge und thatkräftige Frau stand, gewährt die Thatsache, daß sie nach dem Tode des Patriarchen Pagano auch mit der weltlichen Verwaltung des Patriarchates und mit der Schutzvogtei, ja sogar, ein seltener Fall, mit dem Generalcapitanat von Friaul betraut wurde.

Nach dem frühzeitigen Tode Johann Heinrichs (1338) ging der Besitz der Görzer Lande an die Söhne Albrechts III., des Bruders von Heinrich II., über, an Albrecht IV., Meinhard VII. und Heinrich III. Mit diesem Zeitpunkt begann der Verfall der Macht und des Ansehens der Görzer Grafen, denn es traten nun wiederholte Theilungen des Besitzes ein, welche Zwistigkeiten zwischen den Brüdern herbeiführten. Kriegerische Fehden mit dem Patriarchen (Patriarch Bertrand drang in einer solchen mit seinem Kriegsvolke

bis zum Schlosse von Görz vor, wobei er die Messe am Christtag in voller Rüstung las), sowie die Ausstattungen der Töchter bei ihrer Vermählung zerrütteten, gefördert durch eine verwahrloste Verwaltung, die Finanzen der Grafen, stürzten sie in Schulden und führten zu Verpfändungen und theilweisem Verkauf ihrer Güter. Die Herzoge von Österreich unterstützten sie mit Darlehen und erlangten dafür durch mehrfache Verträge die Zusicherung der Erbnachfolge im Fall des Aussterbens des Geschlechtes, welches sogar sehr bald bezüglich des Grafen Albrecht eintraf. Derselbe war kinderlos und übertrug seinen Antheil an den Besitzungen auf die Herzöge von Österreich gegen die Bezahlung seiner Schulden; so erlangten die Habsburger bei seinem bald erfolgten Tode (1374) die Grafschaft Pisino und die windische Mark. Meinhards Sohn, Heinrich IV., dessen Erziehung arg verwahrlost war, führte zu Wien ein leichtfertiges Leben und konnte sich gleichfalls nur durch die Geldunterstützungen der österreichischen Herzoge erhalten. Mit seinen Söhnen Johann und Leonhard endlich, in der dritten Generation des Verfalls, erlosch im Jahre 1500 das Geschlecht der Grafen von Görz, welche in den beiden letzten Jahrhunderten zumeist in der Grafschaft Lienz residirt hatten, wo sich Graf Albert II. das noch heute bestehende Schloß Bruck erbaute. Ihre Grafschaft Görz ließen sie durch Beamte verwalten. So unscheinbar endete das edle und uralte Geschlecht der Grafen von Görz, dessen früher so ansehnlicher Besitz bei seinem Erlöschen zu einem beschränkten, tief verschuldeten Gebiete zusammengeschrumpft war. Es fügte sich eigenthümlich, daß dieser gänzliche Verfall mit dem Aussterben des Geschlechtes zusammentraf und letzteres, welches im Mittelalter unter den Dynasten des deutschen Reiches eine so glanzvolle Rolle gespielt hatte, mit dem Ende des Mittelalters auch sein Dasein beschloß.



Das älteste Stadtsiegel von Görz (XIV. Jahrhundert).

Nach dem Absterben des Grafen Leonhard gelangte Görz in den Besitz des habsburgischen Kaiserhauses. Max I., ein Nachkomme der Tochter des Grafen Meinhard IV., Elisabeth, trat infolge des Erbrechtes, sowie der Erbverträge von 1436, 1474 und 1490 die Regierung des Landes an. Hiermit brach eine neue hoffnungsreiche Zeit an für das abgelegene, bisher isolirte Gebiet. Es gelangte unter die Botmäßigkeit eines mächtigen, überall in höchstem Ansehen stehenden Herrschers, welcher die Staatszügel mit fester Hand leitete; es trat in Gemeinschaft mit den übrigen, dem Kaiser unterworfenen Ländern und nahm Theil an deren Rechten und Begünstigungen. Mit Jubel begleiteten die Görzer den

Regierungswechsel, der bald günstige Folgen nach sich zog, da Kaiser Max im venetianischen Kriege (1508 bis 1516) die benachbarten, jenseits des Isonzo gelegenen Ortschaften mit Einschluß von Aquileja — das Gebiet der nachmaligen Grafschaft Gradiska — eroberte und mit der Grafschaft Görz vereinigte. Wenngleich die geographische Lage, sowie der fast gänzliche Mangel an Straßen ein schwer zu überwindendes Hinderniß der wirthschaftlichen Verbindung mit den benachbarten österreichischen Ländern darboten, so hinderte dies doch nicht, daß der intelligentere Theil der Bevölkerung sich zu dem Mittelpunkt des Reiches, der Quelle der Macht und des Ansehens hingezogen fühlte. Der Adel sendete seine Söhne in die Schulen von Wien und von Graz und widmete sie der öffentlichen Laufbahn, wodurch sie sich bei ihrer angestammten natürlichen Befähigung, der Aufgewecktheit des Geistes und ihren damals anderswo noch seltenen Sprachkenntnissen allmälig einen weitreichenden Einfluß im staatlichen Leben erwarben. Aus dem doch nur kleinen Lande ging im Laufe der letzten Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit eine so große Anzahl von tüchtigen Feldherren und klugen Staatsmännern hervor, als wohl kein anderes von gleich beschränktem Umfang sie aufzuweisen vermochte, wie dies die Namen Attems, Cobenzl, Coronini, Rabatta, Strassoldo und Thurn bezeugen.

Die kriegerischen Zeitläufe gestatteten indeß durch lange Jahre nicht dem Lande zur Ruhe zu kommen; durch die venetianischen Kriege 1508 bis 1516 und 1616 bis 1617, sowie durch die wiederholten Einfälle der Türken wurde es hart mitgenommen, obgleich es von den Greueln des dreißigjährigen Krieges verschont blieb. Inzwischen entwickelten sich die Zustände des Landes in erfreulicher Weise. Unter Kaiser Ferdinand I. wurde die innere Verwaltung in ein festes System gebracht und die Erhebung der Steuern und Abgaben geregelt. Noch weiter bildete sich unter dem Erzherzog Karl, Herrscher von Inner-Österreich, die innere Verwaltung aus und wurde die Grundlage der Wohlfahrt des Landes befestigt. Insbesondere wurde für Errichtung von Unterrichtsanstalten, welche bis dahin gänzlich gemangelt hatten, Sorge getragen. Einen empfindlichen Gebietsverlust erlitt das Land vorübergehend durch die Ausscheidung des zu einer gefürsteten Grafschaft erhobenen Gebietes von Gradiska, welches Kaiser Ferdinand III. dem Fürsten von Eggenberg verlieh. Diese Trennung währte durch siebzig Jahre, nach deren Verlauf mit dem Erlöschen des fürstlichen Geschlechtes das Gebiet wieder an Görz zurückfiel und mit demselben zu einem politischen Körper vereinigt wurde. Die Regierung des Kaisers Karl VI. machte sich durch die Sorge für den Bau von Straßen und den Aufschwung des Handels, sowie durch das festere Auftreten gegenüber der Republik Venedig, namentlich in den dadurch größtentheils beseitigten Grenzstreitigkeiten um das Land verdient.

Eine glückliche Zeit für Görz brach unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia an, deren Name noch heute in dem gesegnetsten Andenken steht. Ihre mütterliche

Sorgfalt war stets auf die Hebung des Wohlstandes ihrer Unterthanen, auf die Verbreitung der geistigen und materiellen Cultur und auf die Verbesserung der Verwaltung des Landes gerichtet. Wenn alle Länder des Reiches ihrem Herzen gleich nahe standen, wenn sich überall die gedeihliche Entwicklung ihrer Regierungsthätigkeit kennbar machte, so kamen doch kaum in einem anderen Lande die glückverbreitenden Früchte ihrer Bemühungen in so sichtbarer Weise zur Geltung als in Görz, welches Ländchen durch sie den Nachwirkungen der zerrütteten Zustände des Mittelalters entzogen und zu dem Genusse der Wohlthaten, welche die fortgeschrittene Cultur der Neuzeit darbot, gebracht wurde. Die Verbesserungen traten auf allen Gebieten des staatlichen Lebens ein. Es wurden die Sümpfe von Aquileja in blühendes Culturland umgewandelt und dadurch die Keime der endemischen Fieber entfernt, es mehrte sich die Bevölkerung, der sich neue Hilfsquellen durch den verbesserten Ackerbau und die insbesondere begünstigte Seidencultur, sowie durch Anlegung von Fabriken erschlossen. Die Verwaltung des Landes erhielt eine neue Einrichtung, durch welche die Entwicklung der Centralgewalt mehr gesichert, die Thätigkeit der Regierungsorgane mehr gekräftigt und nach unten erfolgreicher gemacht wurde. Die Reformen erstreckten sich auch auf das geistige Gebiet; dem öffentlichen Unterricht war die besondere Sorgfalt der Kaiserin gewidmet. Noch eingreifender war ihre Thätigkeit in Bezug auf die Verhältnisse



Grabstein des letzten Grafen von Görz: Leonhard, in der Görzer Domkirche (XV. Jahrhundert).

des Clerus. Die Grafschaft gehörte zur Diöcese des Patriarchen von Aquileja, welcher, zum Schattenbild herabgesunken, von Venedig ernannt im Venetianischen residirte und keinen oder nur einen nachtheiligen Einfluß auf die Görzer Geistlichkeit nahm; es fehlte sohin das Oberhaupt, welches sie leiten, die Disciplin aufrecht erhalten, die Autorität ausüben sollte. Unwissenheit und Sittenlosigkeit nahmen im Clerus überhand. Dies bewog die Kaiserin, ihren ganzen Einfluß bei dem Papst geltend zu machen, um die Aufhebung des Patriarchates und die Errichtung eines Erzbisthums in Görz zu erlangen. Nach langen und harten Kämpfen erreichte sie ihr Ziel und erwirkte durch den neuen Erzbischof Edling eine vollständige Umgestaltung im Bereiche der geistlichen Wirksamkeit. Die fromme Kaiserin betrachtete diese Reform als einen ihrer schönsten Erfolge und stattete das Erzbisthum sammt dem dabei errichteten Seminarium mit reichen Gaben aus.

Die umfassenden, rasch durchgeführten Reformen des Kaisers Josef II. brachten auch für Görz manchen Fortschritt und räumten manchen Mißstand hinweg. Doch kamen sie dem Lande wenig zugute, da die Aufhebung des Erzbisthums, die Verlegung der obersten Ämter nach anderen Provinzen und andere Maßnahmen das Interesse der Bevölkerung in nachtheiliger Weise berührten. Unter Kaiser Leopold II. erhielt Görz neben seinen Landständen auch seine frühere Verfassung wieder. Die erste Hälfte der Regierungszeit des Kaisers Franz I. wurde durch die kriegerischen Ereignisse ausgefüllt, die auch das Land Görz in fühlbarster Weise trafen. Dreimal: 1797, 1805 und 1809 besetzten die feindlichen Heere die Grafschaft, welche zuerst einen Theil ihres Gebietes verlor, dann aber vollständig theils an Frankreich, theils an das Königreich Italien abgetreten wurde. Dieser Zustand währte jedoch nur vier Jahre, 1809 bis 1813, indem nach erfolgtem Frieden Görz wieder an Österreich zurückfiel, und zwar erweitert durch das Gebiet von Monfalcone, welches zuerst durch den Vertrag von Campoformio an Österreich gefallen war. Mit dem Frieden brach für Görz eine ruhiger Entwicklung gewidmete Zeit an, während welcher Kaiser Franz I. das Erzbisthum Görz wieder herstellte. Außerdem wurde die Zeit von 1814 bis 1848 durch mannigfache Reformen in der inneren Verwaltung ausgefüllt, welche veranlaßten, daß Görz als Bestandtheil der Provinz des Küstenlandes dem illyrischen Königreiche einverleibt wurde. Von dem Aufstande der benachbarten italienischen Provinzen im Jahre 1848 wurde Görz ebensowenig als von den Kriegen in den Jahren 1859 und 1866 berührt, in deren Folge Österreich dem Besitz der Lombardie und Venedigs entsagte.

Die Culturgeschichte von Görz fällt so ziemlich zusammen mit derjenigen von Oberitalien. Anfänglich war es jedoch anders. Der Graf von Görz, ein deutscher Dynast, weilte auf seinem Schlosse zu Görz. Die deutschen Ministerialen siedelten sich am Abhang des Schloßhügels an und bildeten ein Gemeinwesen, welches sich durch zwei Jahrhunderte



Die Stadt Görz in der Gegenwart.

unverändert erhielt. Erst als Graf Heinrich II. im XIV. Jahrhundert diesem Gemeinwesen das Stadtrecht verlieh, gestaltete sich eine selbstverständlich deutsche städtische Verwaltung. Dieselbe währte durch länger als ein Jahrhundert, während welcher Zeit die Stadt Görz ein isolirtes Dasein fristete. Die hohen Gebirge und die unwegsamen Straßen hemmten fast gänzlich die Verbindung von Görz mit dem deutschen Hinterland, und als auch der Landesfürst mit den Ministerialen seine Residenz nach der fernen Grafschaft Lienz verlegte, verkümmerte das deutsche Leben in Görz. Gleichzeitig jedoch bildete sich ein reger Verkehr im Westen mit den Ortschaften der friaulischen Ebene, welche durch kein Terrainhinderniß von der Grafschaft getrennt waren. Da um jene Zeit, im Beginn des XV. Jahrhunderts, die Cultur in Friaul wie in ganz Oberitalien bereits weit vorgeschritten war, äußerte sie naturgemäß ihre Einwirkung auf die culturarme Grafschaft Görz, indem sie die geistigen Elemente des socialen Lebens dahin übertrug. Es kamen italienische Fastenprediger nach Görz, friaulische Notare — wie der Stammvater der Grafen Attems — setzten sich in Görz fest. Friaulische Gewerbsleute siedelten sich daselbst an und rechtskundige Richter, an denen es in Görz gebrach, wurden aus Italien berufen, wodurch die italienische Sprache Eingang in die städtische Verwaltung fand. Als im Beginn des XVI. Jahrhunderts Kaiser Max im Kriege mit der Republik Venedig einen friaulischen Landstrich eroberte und denselben — die nachherige Grafschaft Gradiska — mit Görz vereinigte, entwickelte sich ein regeres wirthschaftliches Leben in dem aufblühenden Gemeinwesen. Die Bewohner jenes Landstriches, arme, aber arbeitsame Leute, zogen massenhaft nach der Stadt, wo sie besseren Erwerb suchten und auch fanden. Sie bildeten den Grundstock der friaulischen niederen Volksschicht, wie er noch heute in Görz besteht. Durch diese Vorgänge fand die friaulisch-italienische Sprache in den unteren und mittleren Bevölkerungsclassen weitere Verbreitung, während die Jesuiten es waren, welche die Herrschaft der italienischen Sprache in der oberen gebildeten Classe vollendeten. Die Jesuiten, welche damals aus der Republik Venedig verwiesen wurden, siedelten sich in dem der Grenze so nahen Görz an, um ihre friaulischen Zöglinge nicht zu verlieren. Die österreichische Regierung begünstigte die Niederlassung des Ordens mehrfacherweise, indem sie durch die tüchtigen Schulmänner desselben die Hebung des arg verwahrlosten Unterrichtswesens zu erzielen trachtete. Die Jesuiten richteten sich in einem großen Convent häuslich ein und gründeten italienische Volksschulen und ein Gymnasium. Sie bemächtigten sich auch des gesammten Erziehungswesens, wozu die aus gelehrten und welterfahrenen Männern bestehende Corporation besonders geeignet war. Sie legten eine italienische Erziehungsanstalt — ein Convict — an, in welches sie die Söhne der gebildeten Classe aufnahmen. Die in demselben italienisch gebildete und erzogene jüngere Generation brachte, indem sie in das praktische Leben hinaustrat, die Kenntniß und den Gebrauch der italienischen Sprache mit, wodurch sie

allmälig der Stadt Görz das Gepräge einer ausschließlich italienischen Stadt verlieh. Nur der Adel bewahrte seine deutsche Nationalität und seine deutsche Sprache eifersüchtig, wie er denn auch vom Kaiser Ferdinand I. sich das Privilegium erbat, daß seine Zugehörigkeit zum deutschen Reiche und sein deutscher Charakter vom Landesherrn anerkannt werde. Viele Adelige schickten ihre Söhne in die deutschen Schulen zu Graz und Wien und zogen selbst an den kaiserlichen Hof, wo sie auch bereitwillige Aufnahme fanden. Sie traten auch sowohl in der Verwaltung als im Heere in den kaiserlichen Dienst, in welchem sie sich, wie bereits erwähnt wurde, rühmlich hervorthaten.

Dieser Zustand währte länger als zwei Jahrhunderte, bis zur Regierungsepoche der Kaiserin Maria Theresia. Da mit der Aufhebung des Jesuitenordens die italienischen Schulen in Görz geschlossen wurden, griff die Kaiserin mit kräftiger Hand ein und schuf eine Neugestaltung des öffentlichen Unterrichts, wodurch sie — man muß es sagen — die Grafschaft Görz für die deutsche Cultur eroberte. Sie errichtete allenthalben deutsche Volksschulen, gründete ein deutsches Gymnasium mit philosophischem und theologischem Institut, führte deutsche Ämter in die Verwaltung ein, berief deutsche Gewerbeleute in das Land und förderte den Verkehr der deutschen Provinzen mit der Grafschaft Görz in jeglicher Weise. Die Söhne des Görzer Adels berief sie in die von ihr gegründete Theresianische Ritterakademie, aus welcher auch ein Liebling der Kaiserin, der später als Görzer Historiker rühmlich bekannt gewordene Graf Rudolf Coronini hervorging. Diese wohlthätigen Maßregeln erzielten ihre volle Wirkung, indem die in den deutschen Schulen erzogenen jungen Männer die Kenntniß und den Gebrauch der deutschen Sprache in ihre Familien mitbrachten, wodurch es bald dahin kam, daß die gebildeten Classen, unter voller Wahrung ihrer italienischen Nationalität, mit der deutschen Sprache vertraut wurden. Dies währte bis in den Beginn des laufenden Jahrhunderts, wo die wiederholten Invasionen feindlicher Heere und die Abtretung der Grafschaft Görz an Frankreich den Gebrauch der deutschen Sprache zurückdrängten. Nach der Rückkehr der Grafschaft unter die österreichische Herrschaft erlangte die deutsche Sprache wieder ihre Rechte und behielt dieselben bis zum Jahre 1848. Als durch die politischen Ereignisse jenes Jahres die nationalen Strömungen auftauchten, mußte die deutsche Sprache allmälig ihre bevorzugte Stellung mit den Landessprachen theilen, bis unter der Herrschaft der Staatsgrundgesetze des Jahres 1867 und der neuen Schulgesetze allerorts Volksschulen in der Muttersprache der Bevölkerung errichtet wurden. Der Drang nach dem Unterricht in der deutschen Sprache für das Bedürfniß des Verkehrs und als Vorbereitung für die Humanitätsstudien äußerte sich indeß so lebhaft und so allgemein, daß die kaiserliche Regierung sich veranlaßt fand, mit der Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Görz Übungsschulen mit zum großen Theile deutscher Unterrichtssprache zu verbinden.

Schon im XVIII. Jahrhundert entfaltete sich ein reges geistiges Leben in Görz, wovon die den verschiedenartigsten Zwecken dienenden Vereinigungen und Körperschaften Zeugniß geben. Nebst jenen, welche ausschließlich geselligen Vergnügungen gewidmet waren, finden wir dort seit dem Jahre 1765 die noch bestehende k. k. Ackerbaugesellschaft, eine der ältesten Institutionen dieser Art in Österreich, der Maria Theresia die Obsorge nicht allein für Landwirthschaft, sondern auch für Handel und Industrie übertragen hatte, eine Jagdgenossenschaft, — Società dei Cavalieri di Diana cacciatrice, an deren Spitze der König von Neapel als Großmeister stand, und eine literarische Akademie — Accademia degli Arcadi Romano-Sonziaci — welche ein Zweig der damals in hohem Ansehen stehenden römischen Accademia degli Arcadi war, allein schon nach wenigen Jahren zu nur kurzem weiteren Bestande nach Triest übersiedelte.

Auf allen Gebieten der Kunst und Literatur machten sich Görzer bemerkbar. Um nur die hervorragendsten zu nennen, sei des Architekten Nikolaus Pacassi, des Erbauers von Schönbrunn, des Malers Caucig und der Historiker Karl von Morelli und Rudolf Graf Coronini gedacht, deren Spuren folgend sich Johann Dominik Della Bona im gegenwärtigen Jahrhundert um die heimische Geschichtskunde verdient gemacht hat. Ein eigenthümliches sprachliches Interesse knüpft sich an die gelungenen Übersetzungen von Vergils Aeneide und Georgica in die friaulische Sprache, welche der 1743 verstorbene Priester Johann von Bosizio lieferte. In der Jetztzeit rühmt sich Görz, den bedeutendsten Sprachforscher Italiens, Ascoli, den hochgeschätzten Physiker und Mathematiker Professor Blaserna in Rom und den in Genrebildern unübertroffenen Maler Antonio Rotta ihrer Geburt nach seine Mitbürger nennen zu dürfen. Der begeisterte Sänger österreichischer Größe, Feldmarschall-Lieutenant Wilhelm von Marsano, hat die letzten Jahre seines Lebens in Görz verbracht, das auch Stefan Milow (Millenkovics), einem vorwiegend lyrisch angelegten Dichter, und dem bekannten Landschaftsschilderer Dr. Heinrich Noé zur zweiten Heimat geworden ist, während unter den Einheimischen die Fürstin Therese Hohenlohe-Thurn in italienischer, Graf Karl Coronini in deutscher und Simon Gregorčič in slovenischer Sprache mit ihren Dichtungen weit über die Gewöhnlichkeit hinausragen.

Mit der Bemerkung, daß der später berühmt gewordene Meyerbeer einige Jugendjahre in Görz verlebt und hier die Oper Il Crociato componirt hat, sei der Übergang zur Musik bewerkstelligt. Die Görzer theilen mit ihren italienischen Stammesgenossen die Liebe zur Musik, namentlich zur dramatischen. Es ist gerade hundert Jahre her, daß Mitglieder des Görzer Adels und der Bürgerschaft ein geräumiges und stilvoll erbautes Theater errichteten, wie deren sehr wenige Provinzhauptstädte besitzen dürften. Zur Carnevalszeit werden daselbst italienische Opern aufgeführt, für die man die Sängergesellschaft aus Italien verschreibt. Zu anderen Zeiten werden italienische Schauspiele gegeben; auch

deutsche Schauspiele kamen sporadisch vor, welche, wenn sie erträglich waren, zahlreichen Zuspruch fanden.

Seit einem Vierteljahrhundert hat sich Görz aus einem stillen Landstädtchen zu einer recht ansehnlichen Provinzhauptstadt erhoben, deren Bewohnerzahl sich in nicht langer Zeit von 10.000 auf 20.000 Seelen verdoppelte. Neue Stadttheile entstehen mit breiten Straßen; die einst engen und finsteren Kaufladen haben mit verlockenden Auslagen einen großstädtischen Typus angenommen und befriedigen mit ihrem reichen Waarenlager alle Bedürfnisse des städtischen Lebens selbst in höheren Kreisen. In der Mitte der Stadt breitet sich ein geräumiger öffentlicher Garten aus mit üppiger Vegetation, die fast durchaus den südeuropäischen Charakter trägt, um welchen weit größere Städte Görz beneiden können.

Es darf als ein besonderer culturgeschichtlicher Vorzug von Görz bezeichnet werden, daß hier infolge der glücklichen, gegen Süden geöffneten Lage nicht nur alle Pflanzen der südeuropäischen Zone, sondern auch alle Gewächse der japanischen Flora im Freien fortkommen. In dem Garten des Herrn Wilhelm von Ritter trifft man eine umfassende Pflanzung von baumartigen Camelien mit Tausenden von Blüten an, welche in Oberitalien bis zum Lago Maggiore im Freien nicht fortkommen. Die südlichen Pflanzen aber, die Görz mit Oberitalien theilt, gedeihen hier besonders üppig; so sind die Cypressen, die uns in Oberitalien nur einzeln oder in dünnen Reihen begegnen, in Görz sehr zahlreich und kommen hier in großen Gruppen (im alten Friedhof zählt man deren allein 450) vor. Elegante Bäder tragen viel zur Erhöhung des Comforts bei, und wie lebhaft der Verkehr in der Stadt sich entwickelt, beweisen mehr als hundert Miethwagen, welche Zahl nur wenige Provinzhauptstädte aufzuweisen haben. Dieser große Aufschwung der Stadt Görz ist hauptsächlich drei Umständen zu verdanken. Nach der Abtretung des lombardisch-venetianischen Königreiches wurde die nunmehrige Grenzstadt Görz ein Stapelplatz für den internationalen Verkehr, wodurch der Speditionshandel bedeutend gehoben wurde. Durch die Vollendung der Eisenbahnlinie kam Görz auch in die volkswirthschaftlich außerordentlich günstige Lage, die Erzeugnisse seiner Landwirthschaft, wie Gemüse, Obst, Kartoffeln und namentlich Weintrauben, welche in seinem milden Klima um mehrere Wochen früher reif werden als in den nördlichen Ländern, nach Wien und anderen österreichischen Städten zu günstigen Preisen abzusetzen. Insbesondere aber trug dazu bei, daß die Stadt seit einem Jahrzehnt in die Reihe der klimatischen Wintercurorte eingetreten ist. Sie hat sich in derselben bereits dauernd eingebürgert und dürfte, was das treffliche Klima, die milde, gesundheitspendende Luft, den fast gänzlichen Mangel an Winden, verbunden mit der Annehmlichkeit eines städtischen Lebens betrifft, wohl kaum einen ebenbürtigen Rivalen finden.

Santa Lucia — Aquileja — Grado.

Wer den Boden Aquilejas heute betritt, wird sich einigermaßen enttäuscht fühlen. Es gibt Städte uralter Gründung, welche durch alle Zeiten ihren Rang behauptet haben, weil die Quellen ihres Wohlstandes niemals versiegten, sich beständig erneuerten und eben deßhalb in ihrer architektonischen Erscheinung kaum noch eine Spur ihrer schicksalsreichen Vergangenheit an sich tragen. Und es gibt hinwiederum solche, die tief von ihrer einstigen Höhe gefallen sind, aber da die Baulust naturgemäß mit dem schwindenden Reichthum erlahmen mußte, die Denkmäler früherer Tage erhalten und damit den sprechendsten Beweis ihrer historischen Bedeutung bewahrt haben. Aquileja gehört weder zu den einen noch zu den andern. Was heute diesen stolzen Namen trägt, ist eine Anzahl ärmlicher Häuser inmitten des fruchtbaren, von Kanälen durchschnittenen Gefildes, nur lose miteinander zusammenhängend und somit des ersten städtischen Merkmals, der Concentration entbehrend. Von der römischen Weltstadt, dem großen Emporium am adriatischen Meere und dem mächtigen Bollwerk Italiens gegen die Barbaren, ist keine Mauer, keine Säule aufrecht stehen geblieben. Und was viel erstaunlicher, auch die kirchenreiche Patriarchenstadt ist, von der Basilica, ihrem Campanile und dem in Trümmern liegenden Baptisterium abgesehen, wie vom Erdboden hinweggefegt. Um dieses fast völlige Verschwinden zweier gleichsam übereinander entstandenen Städte, von welchen die spätere, wenn auch der älteren an Glanz und Reichthum unendlich weit nachstehend, noch immer der Ausdruck einer bedeutenden materiellen und einer noch größeren geistigen Macht war, genügend zu erklären, reicht es lange nicht hin, auf die Drangsale, welche in den Bürgerkriegen des sinkenden Römerreiches Aquileja zu erdulden hatte, auf die entsetzlichen Verheerungen der Stadt durch die Hunnen und die Longobarden, auf die Fehden des Patriarchats im Mittelalter zu verweisen. Man muß sich vergegenwärtigen, wie in den kriegerischen Zeiten mit dem Darniederliegen des Ackerbaues die Versumpfung der einst ihrer blühenden Fluren wegen gerühmten Ebene um sich griff, wie die Sumpfluft Fieber und böse Krankheiten über das Land brachte, wie die Patriarchen und ihr zahlreiches Gefolge von Priestern und Mönchen sich deshalb schon im VIII. Jahrhundert nach dem freundlich gelegenen Cividale zurückzogen, um den ungesunden und entvölkerten Ort nur bei außerordentlichen und festlichen Gelegenheiten wieder zu betreten, wie die verfallenden Bauwerke in ihrer bequemen Lage nahe am Meere durch Jahrhunderte als Steinbrüche dienten und wie die aufblühende Stadt am Rialto aus den Steinen des alten Aquileja errichtet worden ist. Was dieser langsam, aber beständig fortschreitenden Zerstörung entging, wurde schließlich durch die unter Maria Theresias ruhmreicher Regierung unternommenen Damm- und Kanalbauten hinweggeräumt, durch welche das umliegende Land,

entsumpft und wieder fruchtbar gemacht, von neuem einer gedeihlichen Entwicklung entgegengeführt wurde.

Es wäre irrig, nach dem gegenwärtigen Augenschein die kunstgeschichtliche Bedeutung des Ortes geringzuschätzen. Wie von hier aus das Christenthum in die Alpenländer getragen wurde und sich die Macht des Patriarchats tief landeinwärts nach Norden und Osten erstreckt hatte, so mußte Aquileja auch schon früh auf die christliche Kunst über ein weites Gebiet hin von bestimmendem Einfluß gewesen sein, und mehr als es die Funde verrathen,



Funde von Idria.

ist diese Stadt, von der aus die Romanisirung von Noricum und Pannonien erfolgte, maßgebend für alle übrigen römischen Städte geworden, die sich innerhalb des Bereiches Österreichs und Ungarns erhoben. Dies im Einzelnen nachzuweisen, ist freilich nach dem der archäologischen Forschung heute zu Gebote stehenden Materiale, das mehr zufälligen Ausgrabungen als einer umfassenden methodischen Untersuchung des Bodens entstammt, kaum möglich. Gleichwohl verdanken wir demselben manche Aufschlüsse, die hier verwerthet werden sollen.

Über den Zustand des Landes in vorrömischer Zeit beginnen die sogenannten prähistorischen Funde allmälig Licht zu verbreiten. Eine lange Reihe von Grabstätten eines vorerst noch namenlosen Volkes zieht sich im Isonzothal aufwärts, von welchen jedoch nur ein Grabfeld hinlänglich ausgebeutet wurde. Es liegt an der Mündung der

Idria in den Isonzo, südlich von Tolmein dem Marktflecken Santa Lucia gegenüber. Bei viertausend Gräber sind bisher geöffnet und ihr Inhalt gesichtet und geordnet in die naturhistorischen Museen in Triest und Wien gebracht worden. Er ist, verglichen mit dem, was aus den Nekropolen von Hallstatt und Watsch ans Licht gefördert wurde, arm zu nennen und beschränkt sich neben den entweder in thönerne Urnen oder in die bloße Erde beigesetzten Resten des verbrannten Leichnams auf kleine irdene, theils aus freier Hand gebildete, theils auf der Scheibe gedrehte Gefäße und auf bronzene Schmucksachen, wie Fibeln, Nadeln, Ringe, Armbänder und dergleichen. Eigenthümlich ist der aus eingedrückten metallenen Nagelköpfen und Schuppen hergestellte Zierrat mancher Thongefäße und nicht minder für diese Fundstätte charakteristisch sind eine Anzahl Fibeln, an deren halbkreisförmigem Bügel Ringe, Schellen, kleine Zangen oder Klapperbleche hängen. Ähnlichen Bestandes ist die demselben Volke und ungefähr derselben Zeit angehörige, nur zwei Meilen von Santa Lucia entfernte Grabstätte von Karfreit, von beiden aber wesentlich verschieden die eine Stunde östlich gelegene von Idria di Bazza. Was man sonst in Gräbern nicht zu suchen pflegt, Pflugscharen, Sensen, Schaufeln, Hacken und andere Geräthe der Landwirthschaft, ist hier in reicher Fülle zum Vorschein gekommen und fanden sich in der Nekropole von Santa Lucia bisher nur wenige Lanzenspitzen, so sind in der von Idria Waffen keine seltene Beigabe der Todten. Gehörten jene demnach einer friedlichen, wohl den Venetern verwandten Bevölkerung an, so diese offenbar einer kriegerischen, und in der That lassen uns die mitgefundenen Torques (aus Erz gedrehte Halsringe) und Fibeln von specifisch keltischer Form nicht im Zweifel, daß hier Gallier (Kelten) begraben liegen.

Sind auch im Gebiete Aquilejas Gegenstände aus vorrömischer Zeit bisher spärlich zu Tage getreten, so liegen doch für beide Perioden, sowohl für die venetische, wenn man so sagen darf, als für die keltische, verschiedene Funde vor. Ersterer gehören einige Fibeln, Glas- und Bernsteinperlen und Thontöpfe an, wie sie in dem nahen, hart vor dem nördlichen Thore der römischen Stadt gelegenen San Stefano ausgegraben wurden. Letztere dagegen ist durch Münzfunde vertreten: silberne Didrachmen barbarischen Gepräges mit den Bildnissen keltischer Könige und Inschriften in lateinischen Buchstaben, sowie bronzene Obolen, durchwegs aus den letzten fünfzig Jahren vor der Gründung des römischen Aquileja.

Kelten gaben bekanntlich dazu den ersten Anstoß. Von der ihnen eigenen Abenteuerlust getrieben, stieg 186 v. Chr. eine Schar von den Bergen in die Ebene hinab und begann hier eine Stadt zu bauen. Rom hatte nur die Wahl, das kriegerische Volk an den Thoren Italiens festen Fuß fassen zu lassen oder den strategisch und mercantil unvergleichlich günstig gelegenen Ort selbst zu besetzen. Es wählte das Letztere. Seinem



Gold- und Silberschmuck, Bronzen und Bernsteinsachen aus römischen Gräbern von Aquileja.

Machtworte fügten sich die von ihren Stammesgenossen im Stich gelassenen Gallier und räumten das Feld. Aber erst 181 v. Chr., wie es auch sonst zaudernd an die Erfüllung seiner welthistorischen Aufgabe ging, sandte es, von den Umständen gedrängt, eine latinische Colonie dahin ab. Fortan diente Aquileja als Stützpunkt in den Kämpfen der Römer gegen die unruhigen Völker Istriens, Illyriens und der Alpen, bis Octavianus Augustus diese der Reihe nach besiegend die Reichsgrenze an die Donau hinausschob. Damit beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Stadt. Je mehr ihre unmittelbare strategische Bestimmung zurücktrat, desto mehr entwickelten sich in ihr Handel und Industrie. Die Eroberung der Hinterländer erweiterte ihr Absatzgebiet und eröffnete neue Bezugsquellen. Gold lieferte das Land der Taurisker, Eisen kam von den norischen Bergen. Zahlreich sind die Gewerbe, welche erhaltene Inschriften bezeugen: Kleiderhändler, Walker, Tischler, Bauhandwerker und Zimmerleute, ein Leinweber, ein Purpurfärber, ein Pikenschmied, ein Silberarbeiter, ein Verkäufer orientalischer Perlen, dessen Laden das Schild „zur Stadt Rom" führte u. s. w. Hierher ward der Bernstein von den Küsten der Ostsee gebracht und hier wurde dieses im Alterthum so hoch geschätzte Material gleichwie der Bergkrystall zu niedlichen Schmucksachen verarbeitet. Nirgends sonst trifft man dergleichen Gegenstände in solcher Fülle wie in den Graburnen Aquilejas[1]. Hier war der Sitz großer Töpfereien und einer ausgebreiteten Glasfabrikation, wie auch die zahlreichen Steinchen, welche man in unabsehbarer Menge im Bereich der umliegenden römischen Provinzen, insbesondere längs der dalmatinischen Küste findet, Carneole, Amethyste, Jaspisse und Onyxe mit eingeschnittenen Darstellungen aller Art Fabrikate aus Aquileja zu sein scheinen. Erst die Gefährdung der Donaugrenze gibt der Stadt die ursprüngliche militärische Bedeutung zurück und der dadurch bedingte wiederholte Aufenthalt römischer Cäsaren in ihren Mauern rückt sie in den Mittelpunkt des Interesses. So steht Aquileja im späten Alterthum glänzender da als je. Unrecht aber wäre es, wie gewöhnlich geschieht, den Ort deshalb kunsthistorisch als Product der Zeit des tiefsten Verfalls zu betrachten.

Was sich aus den bisherigen Ausgrabungen für die Topographie des antiken Aquileja ergibt, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Da keine wesentlichen Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren, konnte die Anlage der Stadt ziemlich regelmäßig sein. Sie erstreckte sich, von einer Ausbiegung an der Nordseite abgesehen, in Form eines zweimal so langen als breiten Trapezes von Süden nach Norden und war mit doppelten Mauern, welche zwischen sich einen Corridor einschlossen, befestigt. Die südliche, gegen das Meer gelegene Hälfte gehörte der ursprünglichen Colonie, die nördliche einer späteren Erweiterung an. Während der größere Theil der Mauern massiv und solid aus quader-

[1] Die schönsten Bernsteinsachen aus Aquileja bewahren die öffentliche Bibliothek zu Udine, die Sammlung des Freiherrn Eugen Ritter-Zahony in Görz und das britische Museum in London.

förmigen Ziegeln aufgeführt wurde, sind einige Partien derselben und die ihr nur lose vorgesetzten, verschieden gestalteten und in ungleichen Entfernungen von einander angebrachten Thürme blos aus Feldsteinen und Bauschutt errichtet worden. Wahrscheinlich gehören diese Zubauten und Ergänzungen dem Jahre 238 n. Chr. an, in welchem die

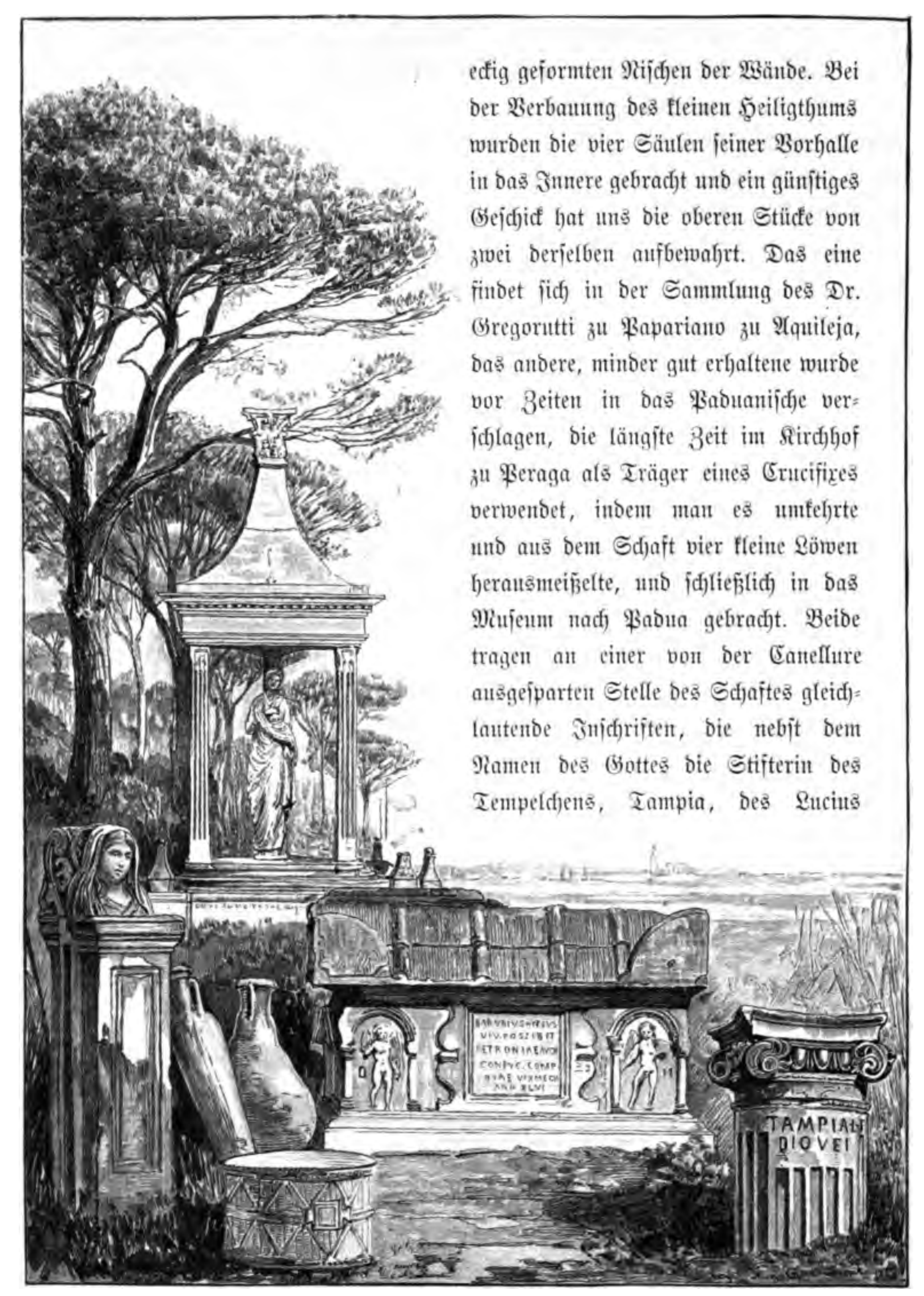


Silberschale aus Aquileja.

Aquilejenser sich gegen den von Laibach heranrückenden Maximinus Thrax hinter ihren in der langen Friedenszeit verfallenen, nun eiligst in Stand gesetzten Mauern vertheidigen mußten. Trotzdem haben sie sich heldenhaft gehalten und diesmal das dem grausamen Kaiser abtrünnige Italien vor seiner Rache geschützt. Seitdem galt Auqileja das ganze IV. Jahrhundert hindurch bis zu seiner Zerstörung durch Attila als starke Festung. Im südöstlichen Winkel der Stadt, dem höchsten Punkt im ganzen Umkreis, wo jetzt die

Basilica steht, erhob sich vermuthlich das Capitolium, während nördlich davon einer dort gefundenen Inschrift zufolge der Viehmarkt, forum pecuarium, gelegen war. Den Raum zwischen beiden hat wohl das forum civile eingenommen, auf dem nebst vielen anderen Sculpturen, von welchen keine Kunde auf uns gelangt ist, die vergoldete Reiterstatue einer um die Stadt verdienten Obrigkeit, des Quatuorvir C. Alvius Pollio und die noch in republikanischer Zeit errichteten Standbilder der drei Männer, welche auf Befehl des römischen Senates die latinische Colonie nach Aquileja geführt haben, des Cornelius Scipio Nasica, des C. Flaminius und des L. Manlius Acidinus aufgestellt waren. Die Inschrift von der Statue des letzteren ist noch in zwei Bruchstücken, von welchen das eine im Schloß Catajo bei Padua, das andere in der Sammlung Tornieri in Vicenza aufbewahrt wird, erhalten. In der Nähe des Forums hat man mehrere verschiedenen Gottheiten geweihte Altäre ausgegraben. Auch große Nutzbauten standen in seiner Umgebung, so ein Kornspeicher und die kaiserliche Münze, an deren Stelle im vorigen Jahrhundert mit Münzen gefüllte Körbe und schwere silberne Barren in Ziegelform gefunden wurden. Hart beim Viehmarkt ist ferner in den Trümmern eines Hauses ein großer Mosaikboden aufgedeckt worden mit der Darstellung der Galatea (oder Europa), welche auf einem von Amor geführten Stier durch das Meer reitet, ein schönes, bei der Auffindung noch in voller Farbenfrische prangendes Werk von vortrefflicher Composition und Zeichnung, das aber durch arge Verwahrlosung unkenntlich geworden ist. Nicht minder ergiebig an Funden aller Art ist der längs der westlichen Mauer sich hinziehende Stadttheil. Hier sucht man den kaiserlichen Palast, der wenigstens in späteren Zeiten für Aquileja ausdrücklich bezeugt wird, und — entschieden mit mehr Recht — das Theater. Schon früher sind an dieser Stelle mächtige, mit Blumengewinden, Eroten und Adlern in halberhabener Arbeit verzierte Architekturtheile, sowie mit Inschriften versehene Theatersitze zum Vorschein gekommen, während in jüngerer Zeit hart an der inneren Stadtmauer ein halbkreisförmig abgeschlossenes Bauwerk ausgegraben wurde, von dem man nur noch zweifeln kann, ob es ein Theater oder ein Circus war.

Wie lückenhaft auch unsere Kenntniß des alten Aquileja ist und wie wenig die Ergebnisse der bisherigen Nachforschungen ausreichen, um die allmälige Entwicklung der Stadt näher zu verfolgen, so beziehen sich doch die Funde fast auf alle Perioden ihrer Geschichte und reichen zum Theil — wofür schon einige Beispiele angeführt sind — selbst in die republikanische Zeit zurück. So sind in die letzten Jahre der Republik oder gleich in die ersten des Imperiums des Augustus auch die Reste eines kleinen dem Jupiter geweihten Tempels zu setzen, den man vor zwölf Jahren in einem der Thürme der westlichen Stadtmauer, ganz nahe dem vorhin genannten Theater entdeckt hat. Deutlich erkennt man noch den achteckigen Grundriß des Gebäudes und die sieben abwechselnd halbrund oder



eckig geformten Nischen der Wände. Bei der Verbauung des kleinen Heiligthums wurden die vier Säulen seiner Vorhalle in das Innere gebracht und ein günstiges Geschick hat uns die oberen Stücke von zwei derselben aufbewahrt. Das eine findet sich in der Sammlung des Dr. Gregorutti zu Papariano zu Aquileja, das andere, minder gut erhaltene wurde vor Zeiten in das Paduanische verschlagen, die längste Zeit im Kirchhof zu Peraga als Träger eines Crucifixes verwendet, indem man es umkehrte und aus dem Schaft vier kleine Löwen herausmeißelte, und schließlich in das Museum nach Padua gebracht. Beide tragen an einer von der Canellure ausgesparten Stelle des Schaftes gleichlautende Inschriften, die nebst dem Namen des Gottes die Stifterin des Tempelchens, Tampia, des Lucius

Das Denkmal der Curier und andere römische Reste in Aquileja.

Tochter, nennen und deren sprachliche und paläographische Merkmale für die Datirung des Bauwerks maßgebend sind. Völlig eigenartig ist die Bildung der Säule. Sie ist jonischer Ordnung, zeigt aber zwischen dem Capitäl und dem canellirten Schaft ein glattes schmales Mittelstück, das von letzterem durch einen Perlenstab getrennt ist. — Der Zeit der Julier gehört die berühmte silberne Schale in der Antikensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses in Wien an, eines der werthvollsten Denkmäler, die der Boden Aquilejas uns aufbewahrte. Ihre Darstellung gilt der Verherrlichung eines Römers, offenbar kaiserlichen Stammes. Sie feiert ihn wegen seiner Verdienste um den Ackerbau unter dem Bilde des Triptolemos. Seine Gestalt, in stärkerem Relief vor den übrigen heraustretend, hebt sich in ihrem individuellen Gepräge von der idealen Umgebung bestimmt ab. In seinen etwas gedunsenen Gesichtszügen möchte man weit eher eine Ähnlichkeit mit Nero, als, wie man gewöhnlich annimmt, mit Agrippa oder Germanicus entdecken. Er ist im Begriffe, der Ceres, welche verhüllten Hauptes und mit der Fackel in der Hand rechts oben thronend dargestellt ist, zu opfern. Zwei Knaben, welchen ein kleines Mädchen mit einem Korb auf dem Kopfe folgt, reichen ihm die Opferspenden über einen runden Altar, auf dem in nur wenig erhabenem Relief der Raub der Proserpina abgebildet ist. Die Schlangen an seinem zweirädrigen Wagen füttert die halbbekleidete Hore des Herbstes, hinter ihr steht, eine Schlange liebkosend, die Hore des Winters, schilfbekränzt und in Gewänder eingehüllt, während die Hore des Sommers mit dem Ährenkranz im Haar und vertraulich an sie gelehnt die blumengeschmückte des Frühlings über dem Altar angebracht sind. Unten ist die Erde als kräftiges junges Weib, bequem hingelagert mit dem Ackerstier zur Seite, personificirt, oben erscheint der Himmel unter dem Bilde des aus Wolken hervorblickenden Jupiters mit Scepter und Blitz. Von schöner Zeichnung und technisch vollendeter Ausführung ist diese sinnreiche Composition zugleich ein wichtiges Document für das der römischen Kunst eigene verstandesmäßige Umdeuten und allegorisirende Verwerthen griechischer Mythen, welches in der gleichzeitigen Dichtung zutreffende Parallelen findet.

In der Nähe des erwähnten Theaters wurden vor einigen Jahren zwei Kaiserstatuen gefunden. Die eine stellt Tiberius in der Toga als oberster Priester dar, die andere mit dem langen Mantel, dem Pallium, trägt den Kopf des Kaisers Claudius — beide von tüchtiger Arbeit. Nur einer wenig späteren Zeit möchte man die in derselben Gegend ausgegrabenen fünf Medaillons mit den Köpfen des Jupiter, Merkur, Vulkan, der Venus und der Minerva zusprechen, welche decorativ an einem Gebäude — vermuthlich an dem kaiserlichen Palast — angebracht waren. Gleicher Fundstelle entstammt auch ein anderes, in seiner Art einziges Monument, das heute nebst den vorher genannten im Staatsmuseum zu Aquileja aufbewahrt wird. Es ist ein steinerner Tisch, auf dessen



Die Kanzel im Dom zu Grado.

rechteckiger Platte eine nach dem System des Skopinas aus Syrakus construirte horizontale Sonnenuhr und eine Windrose eingravirt sind. Um den Tisch stehen an drei Seiten niedrige Sitzbänke; an der vierten Seite ist er freigelassen und gerade an der nördlichen, damit der Beschauer zu jeder Tageszeit herantreten könne, ohne die Uhr mit seinem Schatten zu bedecken. Die Bestimmung eines an der Südseite hinter der Bank errichteten Postamentes ist nicht ganz klar; man vermuthet nicht ohne Grund, daß auf ihm die Groma, das beim Abstecken eines römischen Lagers oder bei der Anlage eines Tempels so wichtige Meßinstrument, aufgestellt war. Als Verfertiger der Sonnenuhr nennt sich ein M. Antistius Euporus in einer beigesetzten Inschrift, deren Buchstaben die im zweiten nachchristlichen Jahrhundert üblichen Formen zeigen.

Wie an den Straßen von Rom und Pompeji standen auch vor den Thoren Aquilejas zahlreiche Grabmäler und namentlich im Nordosten der Stadt bei Colombara lag ein ausgedehnter Begräbnißplatz. Dort wurde auch 1883 das Mausoleum der Curier gefunden, das aus den vorhandenen Trümmern, da sowohl der runde Unterbau als die Statue der Verstorbenen und das dreiseitige mit einem korinthischen Capitäl abgeschlossene Dach erhalten sind, völlig wiederherzustellen ist. Nur die drei

Säulen, welche letzteres tragen, blieben hierbei künstlerischer Erwägung überlassen. Eine niedrige Mauer, auf deren oberem Rande Aschenurnen befestigt wurden (wie denn auch die vier mit einem abnehmbaren pyramidenförmigen Dache versehenen ausgehöhlten Eckpfeiler als solche verwendet worden sind) umgab das luftige, etwa sieben Meter hohe Monument. Es gehört den an der Einfriedung angebrachten Inschriften nach dem ersten nachchristlichen Jahrhundert an, erinnert aber durch seine geschweiften Formen an die späteren Bauten von Petra und Balbek.

Wie es scheint, schließen sich die erhaltenen christlichen Denkmäler Aquilejas zeitlich unmittelbar den antiken an. Denn wohl noch in das IV. Jahrhundert ist die Erbauung des Baptisteriums zu setzen, eines octogonen, ursprünglich kuppelförmig gedeckten Raumes mit Nischen an den diagonalen Seiten und einem sechsseitigen Taufbrunnen in der Mitte, den ein auf sechs granitenen Säulen ruhender Bogengang eingeschlossen hat. Und derselben Zeit dürfte auch das Monogramm Christi aus Monastero angehören, das als Geschenk des Freiherrn Eugen von Ritter-Zahony in die kaiserliche Antikensammlung gelangt ist. Als eine der ältesten Diöcesen der abendländischen Kirche, die nur Rom im Range nachstand, war Aquileja gewiß schon früh der Mittelpunkt einer ausgebreiteten christlichen Kunstübung. Attilas wilde Horden hatten aber seine Größe für immer gebrochen (452). Gleichwohl kehrte der Erzbischof Niketas aus Grado, wohin sein Vorgänger geflohen war, nochmals nach dem alten Sitze zurück. Aber hundert und sechzehn Jahre später (568) floh vor den heranziehenden Longobarden Aquilejas erster Patriarch Paulinus abermals nach Grado und seine Nachfolger nahmen hier nun bleibend ihre Residenz. Als 606 die neuen Gewaltherren aus politischen Gründen die Wahl eines Gegenpatriarchen in Aquileja zuließen, spaltete sich die über Land und Meer gebietende Macht der antiken Metropole in ihre Hälften, von welchen die maritime das Erbe Grados, die territoriale das Erbe des nochmals aus Trümmern erstandenen Aquileja wurde. So erhoben sich kaum zwei Meilen von einander zwei Patriarchensitze, deren feindlichen Gegensatz keine päpstliche Vermittlung zu bannen vermochte. Dieses Schisma, welches gleicherweise dort wie hier von allem Anfang her den Keim des Verfalls legte, hat in den Basiliken beider Orte gewissermaßen seinen monumentalen Ausdruck gefunden.

Der Dom von Grado, in Anlage, Construction und Decoration durchaus griechischen Charakters, ist deshalb wahrscheinlich das Werk griechischer Baumeister, die der Patriarch Helias (571 bis 586), selbst ein Grieche, zur Ausschmückung der neuen Residenz berufen hatte. Er ist eine dreischiffige Basilica ohne Querhaus, mit einer Vorhalle, einer das Mittelschiff abschließenden Apsis und einem um einige Stufen erhöhten, ursprünglich durch marmorne Schranken von dem übrigen Raum abgetrennten Chore. Zwanzig Säulen, deren Capitäler zum Theil antiken Bauten entnommen sind, tragen die Arkaden des



Der Dom von Aquileja.

Langhauses. Sind auch die alten Fenster der Kirche bis auf eines in der Apsis, das noch die steinerne Vergitterung zeigt, verschwunden und ihre Wände der Mosaiken- und Marmortäfelung beraubt, so hat sich dafür ihr alter, aus weißen, rothen und schwarzen Steinchen zusammengesetzter Fußboden erhalten und bietet uns Ersatz für den Verlust so vieler ähnlicher Werke, von welchen anderorten wie in Parenzo, Zara, Verona und Brescia nur ärmliche Reste übriggeblieben sind. Mit seinem einfachen vegetabilischen oder geometrischen Ornamente wechseln Inschriften ab, welche die Namen der Stifter und zuweilen die Maße der auf Kosten derselben mit Mosaik belegten Bodenfläche uns zur Kenntniß bringen. Zur selben Zeit wurden das Baptisterium und die Kirche S. Maria delle Grazie erbaut, letztere eine Wiederholung des Domes im Kleinen, an der die Anlage zweier Sacristeien rechts und links von der Apsis für den Einfluß byzantinischer Art besonders lehrreich ist. Von einer späteren Bauthätigkeit im VIII. und IX. Jahrhundert, namentlich unter dem Patriarchen Johannes dem Jüngeren (814 bis 818), die sich jedoch nur auf die reichere Ausstattung der älteren Kirchen beschränkt zu haben scheint, trifft man noch manche Spuren. So sind im Boden von S. Maria Fragmente eines Ciboriums eingelassen, das der genannte Patriarch errichten ließ, und im Hofe neben dem Dom reichverzierte Bruchstücke eines Parapets aus dieser Zeit, während andere ornamentirte Steine von gleichem Stile zur Errichtung des sogenannten Patriarchenstuhls, der in seinem Innern steht, verwendet wurden. Auch die Capitäler der sechs Säulchen, welche die Kanzel stützen, tragen das Gepräge dieser Periode. Etwas später sind die Reliefs der vier Evangelistensymbole an ihren Brüstungen zu setzen und erst im XV. Jahrhundert sichtlich nach dem Muster eines der beiden Ambonen von S. Marco ist der zierliche Aufbau mit seinen venetianischen Spitzbogen entstanden.

Ungleich dem Dom von Grado, der in allem Wesentlichen das Gepräge einer Bauperiode festgehalten hat, stellt sich der von Aquileja schon dem ersten Blick als keine einheitliche Schöpfung dar. Es liegt auch ihm ein älterer, mit einer halbrunden Apsis abgeschlossener Bau zu Grunde. Das Querschiff dürfte nach der Weise der constantinischen Basiliken schon in der ersten Anlage vorhanden gewesen sein. Eine durchgreifende Umgestaltung der Kirche erfolgte unter Popos thatkräftigem Patriarchat (1019 bis 1025). Damals erhielt sie die mit kleinen Apsiden nach Osten abgeschlossenen Kapellen in jedem Kreuzarm, die Krypta und den erhöhten Chor. Auch die drei breiten Schiffe des Langhauses gehen mindestens in ihrer heutigen Form auf diesen Umbau zurück. Aus Popos Zeit stammt überdies der aus Quadern errichtete Glockenthurm mit Ausnahme der Glockenstube, die der Patriarch Bertrand (1334 bis 1350) aufführen ließ, und er baute auch den festungsartigen Patriarchenpalast, von dem nur mehr zwei Säulen übrig sind. Auf eine Wiederherstellung der Basilica nach einem Erdbeben im XIV. Jahrhundert gehen die

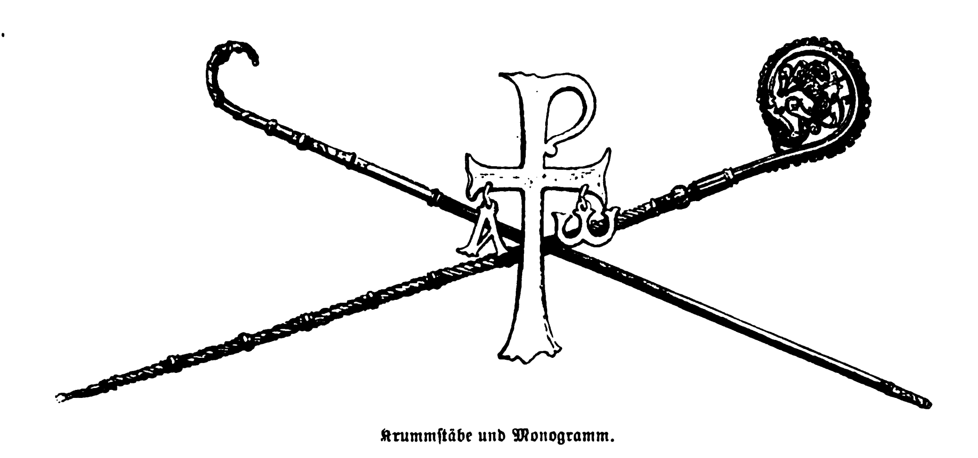
gebrochenen Tonnengewölbe ihres Mittelschiffes und die Spitzbogen ihrer Arkaden und Fenster zurück. Aus demselben Jahrhundert sind auch mehrere Sarkophage im Innern der Kirche, während der kleine, beim linken Seitenportal stehende Rundbau („sacrario"), zweifellos ein heiliges Grab, der Zeit romanischen Stils angehört. Er war ursprünglich mit einer flachen Kuppel nach Art römischer Bauten gedeckt, nicht mit dem steilen Zeltdach, das ihm eine spätere Restauration gegeben hat.

Von den ehemaligen Kirchenschätzen der beiden Patriarchenstädte ist so gut wie nichts an Ort und Stelle zu finden und es hat sich auch bisher Niemand der lohnenden Aufgabe unterzogen, ihrem einst so reichen, jetzt zerstreuten Bestande nachzuforschen. Besonders Grado entfaltete eine wahrhaft orientalische Pracht und wetteiferte in der Fülle und der Kostbarkeit seiner Reliquienschreine, seiner goldenen und silbernen Altäre, seiner Lampen, Votivkränze, Tabernakel und Weihrauchgefäße, seiner Stoffe und Gewebe selbst mit Hagia Sofia in Constantinopel. Was die Zeit davon nicht dahinraffte, hat meistentheils Venedig übernommen. So stand zu Grado der berühmte alexandrinische Bischofsstuhl, ein Geschenk des Kaisers Heraclius an den Patriarchen Primigenius (um 630), bis ihn 1520 die Republik von San Marco in ihre Dogenkirche brachte, in deren Antitesoro er noch heute zu sehen ist. Aus einem Cipollinoblock gehauen, zeigt er in flachem Relief auf dem kreisförmigen Aufsatz seiner hohen Rückenlehne vorn und hinten je zwei Evangelisten rechts und links vom Kreuzeszeichen, deren geflügelte Symbole aber an den Außenflächen der Rücken- und Armlehnen und das mystische Lamm und den Lebensbaum, von dessen Wurzel die vier Paradiesflüsse ausgehen, an der inneren Seite der ersteren. Heute bewahrt die Kirche von Grado außer der Pala d'oro des Hochaltars aus dem Jahre 1372, einem Reliquiare und einem Evangeliare, die demselben Jahrhundert angehören oder nur um weniges älter sind, als bescheidene Zeugen seines einst überschwänglichen Reichthums nur noch drei Reliquienbehälter. Sie sind zusammen in einer marmornen Kiste verpackt 1871 unter dem Hochaltar aufgefunden worden und enthielten ohne Zweifel die Reliquien von Märtyrern, welche in den älteren Zeiten des Christenthums unter den Altären geborgen zu werden pflegten. Doch sind sie keineswegs gleichen Ursprungs. Das eine Reliquiar, ein winziges Kästchen aus Gold von rechteckiger Form und mit einem in Email eingelegten Kreuze auf dem Deckel, ganz ähnlich einem anderen, das in Pola zum Vorschein gekommen ist, stammt aus dem griechischen Orient, woher es wohl mit seinem Inhalt zugleich gekommen ist. Es lag in dem zweiten, einer größeren kreisrunden Büchse aus Silber, deren Deckel das Bild der thronenden Muttergottes, das Kind im Schoße und das mit dem Kreuzeszeichen endigende Scepter in der Rechten, in getriebener Arbeit ziert. Das dritte Reliquiar, ebenfalls aus Silber, ist elliptisch; auf seinem Deckel ist zwischen zwei Lämmern das Kreuzessymbol auf einem Hügel, dem die

vier Ströme entquellen, und auf seiner Mantelfläche sind in Medaillons der Heiland, die Apostelfürsten und fünf inschriftlich benannte Heilige dargestellt. Beide scheinen im Abendland gemacht worden zu sein, nicht unwahrscheinlich in Grado selbst. Stilistische und paläographische Kennzeichen weisen das elliptische in das V. oder in den Anfang des VI. Jahrhunderts und um weniges später mag die runde Büchse entstanden sein.

Aquilejas Schätze wurden bei der Aufhebung des Patriarchats (1751) zwischen den Domkirchen von Udine und Görz vertheilt. So ist wenigstens Einiges davon im Lande zurückgeblieben, wie ein merkwürdiges Processionskreuz aus Silber, das dem Patriarchen bei seinem Einzug im Dome vorgetragen wurde, und zwei Krummstäbe, von welchen der eine, nach der Überlieferung vom heiligen Hermagoras herrührend, noch die primitive Form des Hirtenstabes zeigt, während in dem anderen mit einem Schaft aus Bergkrystall und einem stilisirten Lamm in der als geflügelter Drache geformten, mit Edelsteinen besetzten Krümmung die Goldschmiedekunst des XII. Jahrhunderts in ihrer vollen Blüte sich zeigt.

Noch bewahrt die Basilica von Aquileja aus der Zeit des Patriarchen Domenico Grimani (1497 bis 1517) schöne Werke der Renaissance in der reich geschmückten und zierlichen marmornen Tribüne im Chor und dem Basrelief mit der Grablegung am Altar rechts davon, beides Arbeiten des in Friaul thätigen Bernardino Bisono aus Mailand, sowie in dem großen, dreigetheilten Altarbild mit den überlebensgroßen Gestalten des auferstandenen Erlösers, der Apostelfürsten und der Schutzheiligen der Stadt von Pellegrino da San Daniele (1503). Das sind die letzten Werke, mit welchen die bildende Kunst diese historisch denkwürdige Stätte geschmückt hat.



Krummstäbe und Monogramm.



Prähistorische Funde aus Vermo (im Hintergrund Vermo).

Zur Vorgeschichte Istriens.

Die prähistorische Zeit.

Die Vorgeschichte Istriens ist erst vor wenigen Jahren durch eine Reihe von Funden erhellt worden und fügt sich nun als ergänzendes Bild in den Rahmen ein, der unsere Vorstellungen von der ältesten Lebensweise der Vorfahren umschließt. Auch hier sind es Höhlenfunde, welche am weitesten zurückführen und uns den Urbewohner als Troglodyten vor Auge führen, der mit zugeschlagenen Feuersteinen, mit zugeschärften Knochensplittern und Geweihfragmenten die nothdürftigsten Waffen und Werkzeuge sich zu schaffen weiß. Aber trotz der zahllosen Höhlen und Auswaschungen des Karstgebirges scheinen doch nur wenige Höhlen bewohnt gewesen zu sein, weil sie sehr feucht und häufig sogar von Wasser durchströmt sind. In St. Canzian bei Triest hat Dr. Marchesetti sehr interessante Ausgrabungen gemacht. In den untersten Schichten fanden sich sehr vollkommen zugeschlagene Feuersteinwaffen und Lanzenspitzen neben unzähligen angeschlagenen und halbfertigen Feuersteinsplittern. Dazwischen allerhand zugespitzte Röhrenknochen und bearbeitete Hirschhorngeweihe, wie sie auch in den Pfahlbauten häufig vorkommen. In höheren

Culturschichten, also einer späteren Epoche angehörend, kommen dann Gefäßtrümmer immer zahlreicher zu Tage, worin Bronzewaffen und Bronzegeräthe uns die Anwesenheit jüngerer Culturvölker verrathen. Besonders erwähnenswerth ist ein prachtvoller Bronzehelm von derselben Form, wie solche bei Watsch in Krain und bei Negau in Steiermark gefunden wurden.

Das eigentliche und für Istrien sehr charakteristische Fundgebiet bilden aber die sogenannten Castellieri. Es sind dies befestigte Wohnstätten, auf Anhöhen gelegen, welche ähnlich den Mugeln in Niederösterreich, den Gradisce in Krain und den Erd- und Steinwällen in Böhmen Jahrhunderte hindurch der vorgeschichtlichen Bevölkerung als Aufenthalt dienten.

Ein oder zwei Erdwälle umschließen ein kreisförmiges Plateau, zu welchem vom Thal aus ein gewundener Weg hinaufführt, der an der Stelle, wo er den Wall durchbricht, durch vorspringende Befestigungen geschützt war. Der Wall ist sehr häufig zusammengesunken, von Gestrüpp überwachsen und nur kenntlich durch die Anhäufung von Felsblöcken, die künstlich aufgeschichtet darauf lagern. In den Castellieri selbst ist selten die Grabung ergiebig, wohl aber in den Grabstätten, die unter denselben liegen. Solcher Castellieri gibt es in Istrien viele Hundert, nur wenige sind ausgegraben, von denen wieder die wichtigsten, St. Lucia bei Tolmein, Vermo bei Pisino von Dr. Marchesetti, Pizzughi bei Parenzo von Dr. Amoroso und endlich Lunzi bei Albana beschrieben worden sind.

Die reichen Schätze an Urnen, Bronzen, Bernstein, Gold u. s. w., welche diesen Nekropolen entstammen, sind in den Museen von Triest und Parenzo aufgestellt. Betrachten wir dieselben, so sehen wir in Triest (wo die engen Räume des Museums die vielen Hunderte von Urnen und Bronzen kaum mehr fassen können) dieselben schwarz gefärbten glänzenden Schalen und die sehr eigenthümliche Verzierung mit Bronzenägeln und Bronzeblättchen, wie sie auch nördlicher vorkommen, in großer Anzahl und Formvollendung.

Der Henkel der Schalen ist hoch aufgezogen und zeigt Ähnlichkeit mit italienischen Formen. Die Bemalung mit Roth und Schwarz in rundumlaufenden Bändern auf Vasen mit schlankem Fußgestell kommt auch in Krain, vorzüglich aber in Istrien vor.

Besonders werthvoll für die Vergleichung nicht nur mit Italien, sondern auch mit dem griechischen Culturkreis sind die Opferschalen auf langgezogenem, innen hohlem Gestell und in Parenzo die altgriechischen Vasen aus Pizzughi.

Auch die feine Verzierung der Bronzen, der auf dem Gürtelblech vorkommende Mäander zeugt von vorgeschrittenem Formsinn. Die figürlichen Darstellungen der Quadriga auf Gewandnadeln, die reiche Gliederung der Armbänder und Schmucksachen mit farbigem phönizischem Glas und mit Bernstein deuten auf den Reichthum und die Handelsbeziehungen mit dem Norden sowohl als mit dem Süden, wie sich denn im Allgemeinen



Der Castelliere von Pizzughi und seine Funde.

sagen läßt, daß sowohl die Bronzen als die Thonwaaren den Übergang von den steirischen und Krainer Funden zu denen Oberitaliens vermitteln und demnach in mancher Beziehung, als Zeugen eines regen Verkehrs, Analogien nach Norden und dann wieder nach Italien hin nachzuweisen sind. — Noch auf eine andere sehr bemerkenswerthe und für die Geschichte der Culturentwicklung vielleicht maßgebendere Erscheinung muß hingewiesen werden. In Istrien, besonders in Pizzughi, finden sich wie gesagt außer den nicht seltenen Bronzecisten, die auf südliche Herkunft deuten, bemalte Thongefäße, welche mit altgriechischen, ja selbst mit Gefäßen aus Troja, Cypern und Rhodus soviel Ähnlichkeit besitzen, daß hier ein neuer Weg der Völker- und Handelszüge angedeutet scheint. Allerdings mag auch über Italien zur See ein Import solcher Waaren stattgefunden haben, wahrscheinlicher ist jedoch eine directe Verbindung zu Lande mit griechischen Völkerschaften anzunehmen, da unzweifelhaft der Landweg bei den großen Gefahren der Schiffahrt zu jenen Zeiten dem Seeweg vorgezogen wurde.

Die Lücken, welche die unerforschten Gebiete von Macedonien und Albanien bilden, erschweren die Nachweisung, jedenfalls aber werden wir durch die Funde in Istrien angeregt, auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß unsere Bronzecultur in sehr früher Zeit von Griechenland aus direct beeinflußt wurde und vielleicht mancher Handelstransport sogar über Istrien nach Italien gelangte. Welche Völker zu jener Zeit in Istrien hausten und besonders welcher Nationalität im engeren Sinn die Bewohner der Castellieri angehörten, läßt sich hier so wenig wie anderswo mit Zuverlässigkeit angeben, wir nehmen

die uns überkommenen Namen der Ligurer, der Istrier und Liburner an, ohne zu wissen, welchem Sprachenstamm und welcher Race das eine oder das andere Volk angehörte. Durch den allgemeinen Gebrauch der Todtenverbrennung in den Urnenfeldern sind uns nicht einmal die Schädel der einstigen Bewohner bewahrt worden, welche wenigstens ganz allgemeine Schlüsse über deren Race gestatten würden. Auch hier also wird erst im III. Jahrhundert v. Chr. mit dem Auftreten der Römer das Dunkel der Geschichte erhellt. Die Castellieri aber, wenn sie auch hier und da von den Römern noch vorgefunden und erstürmt wurden, müssen in eine frühere Zeitepoche gesetzt werden, weil römische Gegenstände nur vereinzelt darin vorgefunden wurden.

Die Römerzeit.

Zur Zeit, da Roms siegreiche Legionen über den Po drangen (230 v. Chr.), wohnten in Istrien: vom Timavus (Reka) bis zur Arsia (Arsa) und von den blauen Fluten der Adria bis zur Ocra (Tschitschenboden) die kühnen thrazischen und keltischen Seeräuber, welche unter dem gemeinsamen Namen „Istrer“ zu einem Volke verschmolzen waren; von der Ocra bis zum Albius (Schneeberg) die wilden und kriegslustigen Japyden, welche reine Kelten waren; von der Arsia bis Tersatica (Fiume) und auf den Inseln die Liburner, tüchtige Seeleute, dabei sanft und gastfreundlich. Mit dem Falle Nesaktons (die Trümmer dieses Ortes sind noch bei Visace, nicht weit von Altura in der Nähe von Pola, zu sehen) fand der mit Erbitterung geführte istrische Krieg ein Ende, der von 178 bis 177 v. Chr. gedauert hatte. Dieser Krieg, der so meisterhaft von Livius geschildert wurde und den der römische Dichter Hostius eines Gedichtes für würdig hielt, wurde durch die Seeräubereien der Istrer veranlaßt und durch ihre Einfälle über den Timavus, durch welche sie die Festsetzung der im Jahre 181 gegründeten Colonie Aquileja verhindern wollten. Rom schlug Istrien zum cisalpinischen Gallien und suchte sich den Besitz des Landes zu sichern, indem es eine starke Besatzung von Bundesgenossen dort ließ, die Japyden unterwarf (im Jahre 129), die Militärcolonien Tergeste (Triest) und Pola, die „tabellae“ längs der Vena und auf dem Hochplateau der Ocra gründete und den mit Thürmen befestigten Doppelwall von Tersatica bis Castra (Heidenschafft) errichtete, um die Durchlässe von Nauportus (Oberlaibach) und Arae Postumiae (Adelsberg) zu verschließen. Dort wo sich die Castellieri erhoben hatten, errichteten die Römer Kastelle und überdies sicherten sie sich ihren Besitz durch Anlegung großer Heerstraßen; die wichtigste derselben war jene, welche im Consularbezirk Aquileja, und zwar bei Triest ihren Ausgang nahm, über den Risano (Phormion) und Dragogna (Argaon) setzte, hierauf von Buje (Bulea) in das Thal des Quieto (Ningon) hinabstieg; von da zog sie sich über Castellier nach Parenzo (Colonia

Julia) und ging jenseits des Leme (Limen) über Vistro (Valle), Dignano (Divi Jani) bis nach Pola. Hier spaltete sich die Straße. Eine Abzweigung (via Flavia) begann bei der Porta Aurata und führte nach Medolino (Mutila oder Portus Flanaticus), eine andere führte, von der Porta Gemina ausgehend, über Nesakton zum Arsa-Fluß.

Das Innere Istriens wurde in Cantone (populi), in „vici" und „pagi" eingetheilt; die Bürger hatten schwere Steuern zu tragen, genossen aber gar keine Rechte. Anders war es in den Küstenstädten; sie blieben im Besitz ihrer Ländereien, erhielten ein Drittel des öffentlichen Gutes (patrimonium publicum) und bewahrten die persönliche Freiheit, die Gesetze und Einrichtungen; das Handelsrecht aber wurde ihnen entzogen, und zwar hauptsächlich zu dem Zweck, um ihre Seeräubereien gegen die Liburner, welche nach dem



Griechische Vasen aus Pizzughi.

illyrischen Kriege (229) Bundesgenossen der Römer geworden waren, in Schranken zu halten. Als sich später, im Jahre 50 v. Chr., die Liburner, um sich vor den ewig unruhigen Dalmatern zu schützen, dem Cäsar unterwarfen, befand sich das ganze heutige Istrien unter der Herrschaft Roms, indem nämlich das eigentliche Istrien im Jahre 177, Japydien 129 und Liburnien 50 unter die Botmäßigkeit des Weltreiches gekommen war. Der erste Theil, vom Timavus bis zur Arsia, gehörte zu Gallia Cisalpina, die beiden anderen bildeten Theile von Illyrien.

In den Bürgerkriegen ergriff Istrien die Partei des Pompejus und kämpfte gegen Cäsar am Quarnero in jener Seeschlacht, welche Lucan in seiner „Pharsalia" besungen hat. Nach dem Tode des Cäsar (15. März 44) gehörte Istrien dem Decimus Brutus und Liburnien dem Marcus Brutus (44 bis 42). Infolge der Schlacht bei Philippi (42) trat es in den Besitz des Octavianus über, blieb aber immer der republikanischen Partei treu,

weshalb es in demselben Jahre Illyricum einverleibt wurde. Somit wurde der Risano auf kurze Zeit die Grenze Italiens und die Provinz sammt dem Illyricum bekam Marcus Antonius (42 bis 40). Augustus, welcher sich nach dem Vertrage von Brindisi (40) Istriens bemächtigt hatte, sah sich sogar im Jahre 39 v. Chr. gezwungen, Pola zu zerstören, welches nach seiner Wiedererbauung (im Jahre 33) den Namen „Pietas Julia" erhielt. Nach der Schlacht bei Actium (September 31) wurde Istrien der X. Region Italiens zugetheilt (im Jahre 27) und von da an eröffnet sich mit dem Frieden auch für diese Provinz eine Epoche des Gedeihens und des Reichthums.

Zu den schon gegründeten „coloniae" und „tabellae" fügte Augustus noch andere, wie Colonia Julia (heute Parenzo) hinzu; weitere errichtete Claudius (im Jahre 44) in Liburnien (z. B. das heutige Albona), Vespasianus (69 bis 79) auf Cherso (Caput-insulae, jetzt Caisole) und Commodus (180 bis 192). So schwindet der Unterschied zwischen den alten Colonien und den Municipien, es erstehen neue „municipia", in denen Eingeborene und Colonisten sich verbrüdern und gleiche Rechte, wie auch gleiche Pflichten haben, in denen ferner die ersteren die Sprache, die Gebräuche und den Glauben der italischen Ankömmlinge annehmen.

Die durch ihre Bevölkerungszahl oder durch ihre strategische Lage hervorragenden Municipien erhielten auch den Titel „respublicae" und das damit verbundene Recht, hohe Gerichtsbarkeit über die kleineren Municipien auszuüben, und so besaßen sie neben ihrem eigenen Gebiete noch einen Gerichtsbezirk. Solche Städte waren: Albona, Caput-insulae, Pola, Colonia Julia, Tergeste und Cissa.

Für das Rechtsverfahren hatte Istrien seinen eigenen „conventus" (Sitz des Oberrichters für den Sprengel) in Pola — wo auch die religiösen Feste abgehalten wurden —, Liburnien in Scardona; da versammelten sich die Bevollmächtigten der einzelnen „respublicae" oder „civitates" und das „officium" (die untergeordneten Beamten), in Pola unter dem Proconsul oder seinem Stellvertreter, in Scardona unter dem Proprätor oder „legatus perfectissimus", um als Appellhof Recht zu sprechen. Unabhängig vom „officium" des Legaten waren der „procurator" und der „curator". Dem ersteren lag s ob, die öffentlichen Steuern einzutreiben, welche entweder „vectigalia" genannt wurden, nämlich jene, die an den Meistbietenden verkauft wurden und deren Eintreibung den „publicani" anvertraut war, oder „tributa", mit denen die Verwaltungskosten gedeckt wurden. Tributa waren z. B. die „portoria" (auf die Ein- und Ausfuhr der Waaren), ferner die „vigesima", „centesima", „ducentesima" (auf Erbschaften und Märkte); es gab überhaupt alle Arten tributa, von denen auf die Fuhrwerke angefangen, bis zur „fetens" von Vespasian angeführt. Mit diesem undankbaren Geschäft verband der „procurator" das viel edlere Amt eines Directors der Kinderasyle, Anstalten, die dem

großen Trajan ihre Entstehung verdanken. Der „curator“ hatte die Aufsicht über die Straßen, Brücken und überhaupt über alle öffentlichen Bauwerke. Nach Caracalla (211 bis 217) erhielt auch Liburnien das Bürgerrecht — der Stadt Albona war es sogar schon unter Marc-Aurel im Jahre 174 gewährt worden — und die Liburner wurden zur Abgabe ihrer Stimmen den Tribus Claudia und Turia zugetheilt, während die Istrer schon seit Augustus in den Tribus Pupinia, Lemonia, Velinia, Publicia, Pomptina, Mecia und Arniensis mitstimmten; ihre Patronin war in Rom die außerordentlich reiche Familie der Cassier. In Bezug auf das Militärwesen stand Istrien unter Aquileja und Ravenna, Liburnien unter Ravenna und Scardona.

Zu Bürgern Roms gemacht, ließen die Istrer und Liburner nicht nur vollständig von der Seeräuberei ab, welche ihre „serille“ (eine Art leichter Fregatten) so berüchtigt gemacht hatte, sondern widmeten sich auch dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel (besonders gilt dies von den Liburnern, welche schon von früher her als sehr geschickte Kaufleute und kundige Seemänner in Ansehen standen); sie bekleideten die höchsten Stellungen im Staate, thaten sich in der Kriegskunst und in der Politik hervor und genossen alle Rechte der römischen Bürger. Istrer war jener Titus Statilius Taurus, welcher, ein Freund des Augustus und des Agrippa, consul, pontifex, proconsul Africae und Besieger der Dalmater war. Aus Istrien waren die consules Petronius Probus, Fabius Severus, Vibius Varus, der Legat des Tiberius und proconsul Thrakiens Sestius Papelius. Die Inschriften erwähnen equites (M. Sempronius aus Parenzo, M. Aurelius Menofilus aus Pola), „praefecti fabrorum“ (Vorsteher der Gewerbe, Lucius Papirianus), „procuratores alimentorum“ (Verpflegsverwalter, Titus Aelius), und wir haben einen Unterpräfecten der ravennatischen Flotte in der Person des T. Abudius Verus aus Parenzo, einen „quatuorvir“ in Publius Martius, einen „praefectus Pannoniae“ in Publius Attilius und „centuriones“, „decuriones“, „tribuni militares“ in Capodistria, Pirano, Cittanova, Albona, Visinada, Rozzo, Vistro, Ossero. Von Istrern wurden auch geistliche Ämter bekleidet, wie jene eines „archigallus“ (Oberpriester der Cybele, Publius Sintropius), „haruspex“ (Opferbeschauer, L. Verginius Pudens), „sevir augustalis“ (einer der sechs obersten Priester zu Ehren des Augustus, Q. Sestius Callistus), „flamen“ (Eigenpriester), „fl. hadrianalis“, „claudialis“. Unter den Istrern gab es endlich auch tüchtige Ärzte („archiater“, erster Arzt am Kaiserhofe) und Künstler. Sie durften selbst das Recht der „manumissio“ ausüben, und zwar erfreuten sich in Istrien dieses Vorzuges die Familien der Calpurnier, Tertier, Marceller in Agida (heute Capodistria), die Lucier, Attier, Sestier und Vibier in Triest; die Septimier, Aurelier, Lurier in Parenzo; die Crescentier und Cesier in Pola; die Oplier, Claudier, Turier in Ossero und Albona.

Das milde Klima, der fruchtbare Boden, im Norden von dem mit dichten Wäldern bedeckten Hochplateau geschützt, die sanft zum Meere abfallende Küste, reich an tiefen Einbuchtungen, machten Istrien zur beliebten Erholungsstätte der reichsten und angesehensten Familien Roms und Italiens, und es war — wie Cassiodorius sagte — das Entzücken der Reichen, das Glück des mäßig Bemittelten, das Campanien Ravennas. Die Industrie entwickelte sich hier wie durch einen Zauber und der Ackerbau wurde zu hoher Blüte gebracht. Der Purpur (baphium) von Cissa, die groben Stoffe (centones), die schachbrettartig gemusterten Gewebe (vestes scutulatae), die Anstalten für Tuchwalkerei (fullonia), die laterariae von Pola, die der Pullariae (Brioni), die von Cervaria, die Steinbrüche von Vistro, die Handwerkergenossenschaften (die „purpurarii", „dendrophori", „fabri", „quadratarii"), der Wein, die Austern, das Nardenöl Istriens und Liburnias wurden von Plinius, von Martial, Galenus, Claudianus gefeiert, auf Steinen ist ihr Lob zu lesen, auf Inschriften, Denkmälern, Münzen, die allenthalben reichlich gefunden werden, besonders aber dort, wo die Crassus (wie in Crassiza, Chersano), die Agrippa (in Ripenda, Laurana), die Caesar (in Cervaria bei Parenzo) ihre Latifundien und verschwenderisch ausgestatteten Landhäuser hatten mit ihren Scharen von Dienern, Clienten, Freigelassenen, „adjutores".

Unter den wichtigsten Städten sind zu nennen: Pietas Julia, welches von Vespasian Polentia, von Commodus Herculanea genannt wurde, ferner Tergeste, Absorus (Ossero auf der Insel Cherso) und Colonia Julia. Pola war reich an prächtigen Gebäuden, wie das Amphitheater, das Theater, der Tempel des Augustus und der Roma, der Triumphbogen des Sergius beweisen; sein Forum und sein für die Volksversammlungen bestimmter Platz (die Comitia) waren mit den Statuen des Nero, Marc-Aurel, Caracalla geschmückt, ferner mit denen der Ulpia Severina, des Licinius und Maximianus; die Stadt war berühmt wegen ihrer Bäder, Aquäducte, wegen des Nymphaeums, des von einer Doppelmauer umgebenen Capitols; sie hatte eine Bevölkerung von 36.000 Menschen, wobei diejenigen nicht mitgezählt sind, welche außerhalb der Stadtmauern auf den Hügeln zerstreut wohnten, wie die See- und Handelsleute, die Sklaven und das niedrige Volk, das gewöhnlich seine Geschäfte in den Werkstätten, auf dem Rindermarkt, auf den „nundinae" (Jahr- und Wochenmärkten) betrieb. So war Pola die reichste und glänzendste Stadt Istriens. Aber unter allen seinen stolzen Bauten ragt das Amphitheater besonders hervor, dieses kolossale Baudenkmal, welches den Wechselfällen so vieler Jahrhunderte getrotzt hat.

Am Fuße des Hügels, der auf das Meer hinausblickt, erbaut, hat es die Form einer Ellipse, deren große Axe 137 Meter, deren kleine 110 Meter lang ist; es steht daher an Größe dem Colosseum und dem Amphitheater von Verona nach, da es nicht mehr als 20.000 bis 25.000 Zuschauer fassen konnte, aber es übertrifft diese beiden Bauten an Eleganz und Zierlichkeit der Form. Es ist in vier Ordnungen getheilt, jedoch sind alle vier



Amphitheater in Pola.

nur in jenem Theile sichtbar, welcher dem Meere zugewendet ist, während dort, wo das Theater sich an den Hügel lehnt, die Ordnungen an den Seiten immer mehr abnehmen, so daß schließlich auf dem Hügel selbst nur die zwei oberen Ordnungen übrig bleiben. Da nun die erste Ordnung viereckige Thore mit Architraven, die letzte viereckige Fenster hat, während die beiden mittleren mit sehr schönen Bogenfenstern versehen sind, so kommt es, daß von den beiden an den Hügel gelehnten Ordnungen die eine (nämlich die untere) Bogenfenster, die andere (die obere) viereckige Fenster hat, und zwar zählt man deren 72. Das majestätische Gebäude, in massivem dorischem Stil mit Bogen, Capitälen und Lucken, ist noch anziehender durch eine besondere Eigenthümlichkeit, indem an den Enden der einen Achse thurmartige Vorbauten angebracht sind. Bedauernswerther Weise ist nur noch die äußere Umfassungsmauer erhalten, aber aus den Überresten kann man sich leicht eine Vorstellung machen von der „arena", dem „podium", den einzelnen „maeniana" mit ihren „praecinctiones" und „cunei", den „scalae", den „vomitoria", den „baltei". Beim Eintritt bemerkte man in den Vorhallen (atria) drei Corridore, welche mit einander und der äußeren Umfassungsmauer parallel sich hinziehend rings um das Gebäude liefen. Von dem innersten, also dritten Corridor führte eine Treppe zum „podium", dem Orte, der für den Fürsten bestimmt war; seine Marmormauer erhob sich, von einer Balustrade überragt, über der Arena und war durch ein Eisengitter mit gegen die Arena gerichteten Zähnen geschützt, um vor den Angriffen der wilden Thiere Sicherheit zu bieten, welche durch eine unter dem Podium befindliche Pforte aus ihren Käfigen, „caveae", hervorstürzten. Aus dem ersten Corridor stieg man in das erste „maenianum" hinab, das heißt in die erste Sitzordnung, welche von der zweiten (zu der man aus dem zweiten Corridor gelangte) durch große Absätze (praecinctiones) und durch „baltei" oder Umfassungsmauern getrennt war; in den „baltei" waren Thüren (vomitoria) angebracht, durch welche man zu den Sitzreihen (gradus) gelangte, die wieder durch eine Treppe (scala) derartig getheilt waren, daß sie die Form eines umgestürzten Dreiecks (cunei) hatten. Oben lief rings eine Gallerie mit schlanken kleinen Säulen; auf dieser saßen die Frauen; das ganze Gebäude war mit einem beweglichen „velarium" bedeckt.

Das Amphitheater fällt noch mehr ins Auge, wenn es den eleganten korinthischen Säulen des Tempels des Augustus und der Roma oder dem prachtvollen Triumphbogen des Sergius entgegengestellt wird. Dieser wurde zur Zeit Trajans (98 bis 117) zu Ehren der Sergier errichtet, einer Familie aus Pola, welche sich im Kriegsdienst und in bürgerlichen Stellungen auszeichnete; er wurde dicht an die der Minerva geweihte „porta aurata" gebaut, das Thor selbst besteht nicht mehr, doch ist der Triumphbogen erhalten, dieses Muster attischer Eleganz, eines der edelsten Denkmäler des Alterthums, mit Ornamenten geschmückt, in welchen sich Weinranken, Aplustren, Schwerter, Kampfschilde,

Kränze und Blätterwerk zu einem schönen Ganzen vereinigen. Noch jetzt sieht man die Nischen, in welchen Statuen aufgestellt waren, und auf dem Architrave steht die Inschrift: „Salvia Posthuma Sergii F. Sua Pecunia“.



Triumphbogen des Sergius in Pola.

Es ist daher natürlich, daß Pola mit seiner herrlichen Villa Flavia, seinem bezaubernd schönen, von Felsklippen und lachenden Hügeln umsäumten Hafen, der Lieblingsort für die Erholung suchenden Reichen war. Hier weilte Antonia, die Tochter des Marcus Antonius und der Octavia, und jene andere Antonia, Witwe des Drusus, die von Caligula zur Würde einer Augusta erhoben wurde; hier erfreuten sich an der kühlen Frische

der Seeküste die Claudier, die Flavier, die Antonine, die Constantine. Und hier durchlebte Vespasian seinen Liebesroman mit der schönen istrischen Freigelassenen Julia Cenis, derselben, welche das herrliche Amphitheater und das Theater auf dem Berge Zaro erbauen ließ. In Pola starb Raspalaganus, König der Roxolaner, und sein Sohn Aelius Peregrinus, nachdem sie von Hadrian besiegt worden waren, hier wurde der unglückliche Crispus, der tapfere und tugendhafte Sohn Constantins, ermordet. Und wie Pola, so hatte auch Triest seine Arena, seinen Aquäduct, seine Thermen und Landhäuser. Parenzo besaß Tempel des Mars und des Neptun, ein Capitol, eine Curia und ein Theater; Capodistria seinen Tempel der Cybele, Villanuova di Cittanova (Emonia) einen der Juno Feconia, Vistro einen der Istria und der Fortuna geweihten Tempel, Ossero seinen Porticus, die Curia, die „cellae promptuariae“ und „ripae“, welche weit und geräumig waren, und auf der ganzen Küste der Halbinsel lagen hier und dort herrliche Badeorte zerstreut; besonders gilt dies vom Strande Liburniens, in dessen Seebad Flanona der Kaiser Constantius den unglücklichen Constantius Gallus ermorden ließ.

Indessen verbreitete sich auch die Lehre Christi in Istrien. Der heilige Hermagoras und der heilige Aelius, Jünger des heiligen Markus, predigten schon an der Wende des ersten Jahrhunderts das Wort des Erlösers, und das Blut des Primus, des Apollinaris, des Servulus, des Zenno, des Sergius, des Justus, der Justina und hundert anderer Märtyrer, die ruhmvoll für ihren Glauben starben, wurde in der Arena von Triest, im Amphitheater von Pola vergossen.



Funde aus dem Landesmuseum in Parenzo.


Motiv aus Pirano.

Zur Landesgeschichte Istriens.

ie Einfälle Alarichs in den Jahren 403 und 408 und selbst derjenige Attilas im Jahre 452 schadeten Istrien nur wenig, da die Westgothen und die Hunnen die große Heerstraße, die von Laibach nach dem unteren Isonzo führte, auf ihren Zügen nach Oberitalien benützten. — Nach der Entthronung des Romulus Augustulus, des letzten weströmischen Kaisers, bildete Istrien einen Theil des Reiches Odoakers (476 bis 489), dann des Reiches der Ostgothen. Die Byzantiner landeten daselbst im Jahre 539, um Vitiges anzugreifen; von da an war Istrien den oströmischen Kaisern unterworfen und blieb es auch, nachdem Friaul im Jahre 568 von den Longobarden besetzt worden war.

Während der 200 Jahre der byzantinischen Herrschaft stand die Provinz unter der Leitung eines „magister militum“, der in Pola seinen Sitz hatte und dem Exarchen von Ravenna untergeordnet war; die Städte fuhren fort, sich selbst durch eigene Obrigkeiten (die Tribunen, Vicare u. s. w.) zu regieren, welche aus der Zahl der hervorragendsten Bürger gewählt wurden. Die istrischen Bisthümer, nämlich Triest, Justinopolis (Capodistria), Emonia (Cittanova), Parenzo, Pola und Pedena, standen unter dem Metropoliten von Aquileja und wurden, nachdem diese Stadt in die Gewalt der Longobarden gekommen war, demjenigen von Grado untergeordnet.

Der religiöse Sinn der Bewohner äußerte sich in diesem Zeitraume auf die glänzendste Weise durch Erbauung von herrlichen Basiliken, unter denen besonders bemerkenswerth ist die der heiligen Maria Formosa, errichtet in Pola von S. Maximianus, einem Bürger dieser Stadt und Erzbischof von Ravenna, ferner die Basilica Euphrasiana in Parenzo, erbaut um das Jahr 550 von dem Bischof Euphrasius.

Aber sehr bald machten sich auch in unserer Provinz die Folgen der Völkerwanderung fühlbar. Dadurch, daß die Longobarden Pannonien verlassen hatten, war die letzte Schranke gefallen, welche die Slaven und Avaren von Istrien trennte, und das Jahr 601 bezeichnet den Beginn jener Einbrüche, welche, nach kurzen Zeiträumen immer wiederkehrend, den Niedergang, besonders des inneren und gebirgigen Theiles der Halbinsel bewirkten. Auch die Longobarden fielen zweimal, in den Jahren 588 und 600 ein, in der Hoffnung, durch Gewalt den Besitz der Provinz zu erlangen. Damals glückte es ihnen nicht, wohl aber später, im Jahre 752, unter ihrem König Aistulf.

Istrien blieb nicht lange unter der Herrschaft der Longobarden, denn nachdem diese im Jahre 773 von Karl dem Großen besiegt worden waren, fiel es wieder den Byzantinern zu. Während jedoch das Volk es mit den Griechen hielt, schloß sich die Geistlichkeit auch hier der Partei der Franken an, und die Erbitterung, welche zwischen den beiden Parteien, der volksthümlichen und der bischöflichen, der byzantinischen und der fränkischen, herrschte, stieg so sehr, daß der Bischof Mauritius, der im Verdacht stand, Istrien Karl dem Großen in die Hände spielen zu wollen, von seinen Gegnern gefangen genommen und geblendet wurde. Diese Missethat beschleunigte nur die Entscheidung, denn Papst Hadrian ermahnte Karl, einen solchen Frevel zu bestrafen. Und in der That finden wir das Land schon im Jahre 789 im Besitze der Franken.

Aber mit den Franken kam auch das Lehenswesen, eine doppelt drückende Einrichtung für ein Volk, das seit länger als 800 Jahren sich selbständig nach eigenen Gesetzen und durch eigene Obrigkeiten regiert hatte. Außerdem nahm man den Städten einen Theil des Gebietes, das bis dahin ihr Eigenthum gewesen war, weg und wies ihn slavischen Ansiedlern zu, welche Fremdlinge und noch Heiden waren. Daher wandte sich die Bevölkerung, welche unter diesen Bedrückungen litt, an den Kaiser. Dieser schickte drei Abgesandte nach Istrien, welche zuerst nach Risano im Gebiete von Capodistria einen Landtag einberiefen (im Jahre 804) und nach Anhörung der Klagen der Istrier den Versuch machten, die Bedrückung des Volkes zu mildern. Die Städte erhielten einen Theil ihrer Rechte zurück und durften ihre alten Obrigkeiten wieder ernennen, aber ihr Besitz und die Gerichtsbarkeit über die Landgemeinden wurden ihnen nicht wieder zuerkannt.

Allein der Versuch, Regierungsformen aufrecht zu erhalten, die dem Geiste der Zeit zuwiderliefen, war vergeblich; die Loslösung von Byzanz und die Unterwerfung

unter die karolingische Herrschaft machten den Untergang des alten Municipalsystems und die Festigung des neuen Lehenswesens unvermeidlich. Immerhin aber erhielten sich trotz des um sich greifenden Feudalwesens in den istrischen Städten noch einige municipale Ämter und Einrichtungen und mit ihnen jener Geist der Autonomie, aus welchem sich in der Folge mit dem Wechsel der politischen Zustände die freien Gemeinden kräftig entwickelten.

Wenn für die Landgemeinden Istriens das VII. und VIII. Jahrhundert infolge der wiederholten Einfälle der Slaven, Avaren und Longobarden verhängnißvoll geworden waren, so war die zweite Hälfte des IX. und das ganze X. Jahrhundert nicht weniger traurig für die Seestädte, und zwar wegen der Seeräubereien der Kroaten, Narentaner und Sarazenen, welche nicht nur das offene Land verwüsteten, sondern auch die befestigten Städte plünderten und in Brand steckten. Ossero, Cittanova, Umago, Rovigno und Muggia wurden von ihnen gebrandschatzt. Einen tödtlichen Schlag erlitt dadurch der Seehandel, die einzige Quelle des Wohlstandes, die noch der Provinz seit dem Tage übrig geblieben war, an dem durch den Untergang der Macht Roms der Landhandel ganz aufgehört hatte. Daß das Meer von jenen Piraten gesäubert werde und wieder für die Seefahrer sicher sei, lag aber nicht nur im Interesse der Istrier, sondern auch in jenem der Republik Venedig, der dies auch gelang.

Die quarnerischen Inseln hatten, obwohl noch immer unter der Oberhoheit der griechischen Kaiser, welche von „Prioren" vertreten wurden, im Jahre 879 beschlossen, den Kroaten Tribut zu zahlen, um von ihren Beutezügen verschont zu bleiben; als die Piraten jedoch von dem Dogen besiegt worden waren, schlossen sich jene enger an Venedig an. Im Jahre 998 schwuren sie der Republik Treue und sicherten ihr von 1018 an einen jährlichen Tribut zu. Ebenso erging es den anderen Küstenstädten, welche unter den damaligen Verhältnissen ihren Handel und ihren Besitz nur dann sichern konnten, wenn sie sich unter den Schutz der venetianischen Flagge begaben; daher hatte auch Capodistria im Jahre 932 dem Dogen jährlich 100 Krüge Wein, unter dem Titel eines Ehrengeschenkes, versprochen. Aber die Venetianer, in deren Hände ein guter Theil des istrischen Handels gekommen war und welche zahlreiche Besitzungen auf der Halbinsel hatten, verlangten, daß auch die Istrianer die Schiffe, welche an ihrer Küste Handel trieben, respectirten. Daraus ergaben sich Reibungen, welche Wintherius, Markgraf von Istrien und Vasall des Königs Hugo von Italien, benützte, um den Venetianern gegenüber feindselig aufzutreten (933). Als diese jedoch jede Handelsbeziehung mit Istrien abbrachen, mußte er ihnen nicht nur vollständige Handelsfreiheit gewähren, sondern auch versprechen, die istrischen Schiffe nicht gegen Venedig zu gebrauchen.

Im Jahre 952 wurde Istrien als Theil der friaulischen Mark von Otto I. unter die Oberhoheit Baierns, im Jahre 976 von Otto II. unter die Kärntens gestellt; später

erscheint es im Lehenbesitz der Herzoge Adalbero und Heinrich aus dem Hause Eppenstein, der Markgrafen aus dem Hause Weimar, sodann seit 1120 der Krainburgischen Linie der Sponheimer und seit 1173 der Herren von Andechs-Meran.

Alle diese Fürsten zeigten sich freigebig der Kirche gegenüber, vertheidigten und mehrten ihren Besitz und schützten ihre Rechte. Die istrischen Bischöfe wurden reichlich mit Lehen bedacht und erhielten zahlreiche Freiheiten und Privilegien. Viele Lehen besaßen in Istrien auch die Patriarchen von Aquileja und besonders die Bischöfe von Freising. Im Gebiete von Pola lagen zahlreiche Güter des Erzbischofs von Ravenna, der überdies noch die Gerichtsbarkeit in zweiter Instanz über die Stadt Pola ausübte.

Die oben erwähnten Fürsten, welche zu verschiedenen Zeiten über Istrien herrschten, ließen sich, wenn sie sich in der Provinz befanden, auch die öffentliche Ruhe sehr angelegen sein und ergriffen kräftige Maßregeln, um den Frieden im Lande zu erhalten. In dieser Hinsicht ist der Vertrag bekannt, den um das Jahr 1060 der Markgraf Udalrich von Istrien, Graf Engelbert, die Bischöfe und Adeligen beschworen, zu halten: „bonum statum et honorem totius Hystriae“.

Aber zu viele Angelegenheiten nahmen die Thätigkeit der Herzoge und Markgrafen anderweitig in Anspruch, namentlich die Kämpfe, die damals Deutschland durchtobten. Die istrischen Städte, sich selbst überlassen, waren auf ihren Vortheil wohl bedacht: da das Meer von Seeräubern nicht mehr unsicher gemacht wurde und die politischen Verhältnisse günstig waren, bemühten sie sich ihren Handel auszudehnen und schlossen mit Ragusa, Trau, Spalato und anderen Städten Verträge zum gegenseitigen Schutz ihrer Handelsinteressen. So wuchs in den Städten die Bevölkerungszahl, der Reichthum und das Bewußtsein ihrer eigenen Kraft; so kam es, daß sie Herren ihres Meeres sein wollten und nur ungern Venedig das Recht zugestanden, die Seepolizei in der oberen Adria zu üben und frei in ihren Häfen Handel zu treiben, ohne Steuern oder Zölle zu entrichten.

Es scheint, daß Pola, noch immer der Hauptort und die wichtigste Stadt Istriens, die Absicht hegte, sich an die Spitze eines Bundes der Seestädte zu stellen. Dies führte zu einem Zusammenstoß mit der Republik, welcher der Besitz des istrischen Küstenlandes unentbehrlich war, da sie seiner Häfen, Seeleute und Waldungen bedurfte, um sich die Herrschaft über die obere Adria zu sichern.

Die Istrier boten durch ihre Seeräubereien, zu denen sie nur allzu häufig zurückkehrten, der Republik einen leichten Vorwand zum Kriege; ein venetianisches Heer zog gegen Pola, welches, unfähig sich zu vertheidigen, nicht nur die alten Verträge erneuern mußte, sondern auch genöthigt wurde, einen Tribut zu bezahlen und zu schwören, mit einer bestimmten Anzahl von Schiffen an den Expeditionen Venedigs theilzunehmen. Auch die anderen istrischen Städte nahmen beim Erscheinen des venetianischen Geschwaders

gleiche Verpflichtungen auf sich. So hatte Venedig, welches im Jahre 933 das Versprechen erhalten hatte, daß die Flotte Istriens nie zu seinem Nachtheil verwendet werden würde, diese Flotte vom Jahre 1149 an zu seiner Verfügung. Dafür versprach Venedig, den Städten mit ganzer Macht gegen jeden Feind beizustehen. Durch den Schutz Venedigs gesichert, widmeten sich nun diese mit größerem Eifer dem Handel und die früher mit den Städten am adriatischen Meere abgeschlossenen Verträge wurden jetzt in eigenen öffentlichen Documenten bestätigt und genauer festgesetzt. Einen solchen Sonderbund schloß 1188 Rovigno mit Ragusa, 1192 Pirano mit Spalato, 1219 Capodistria mit Trau. Auch die Zustände im Innern von Istrien hatten sich während der Friedensperiode von 1000 bis 1200 einigermaßen gebessert. In dieser Zeit ließen sich auf Veranlassung der Fürsten, von denen einige außer Istrien auch Kärnten oder Krain beherrschten, zahlreiche slavische Familien aus jenen Gegenden in unserem Lande nieder. Aber das daselbst herrschende Feudalwesen hemmte auch jetzt jede freie Entwicklung, während dagegen an der Küste die Selbständigkeit der Gemeinden allenthalben die Oberhand erlangte.

Jenem Freiheitsgeist, der die Istrier in den früheren Jahrzehnten dazu getrieben hatte, volle Selbständigkeit in Handel und Schiffahrt anzustreben, entsprangen später auch die Bestrebungen, dem Markgrafen und den Bischöfen die oberherrlichen Rechte über die Städte zu entreißen und sie in die Hände der Gemeinden zu legen. Die Kämpfe zwischen den oberitalienischen Städten und dem Kaiser waren nicht ohne Einfluß auf die Gemeinden Istriens geblieben, in denen das Volk nie ganz aufgehört hatte, an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen, in welchen ferner die noch immer herrschende römische Bildung, die beständige Verbindung mit den gegenüberliegenden Städten, besonders mit Venedig, und der dem Seewesen zugewandte Sinn der Bewohner den Geist der Freiheit und Unabhängigkeit lebendig erhielten. Nach dem Frieden von Constanz (im Jahre 1183), den Berthold von Andechs, Markgraf von Istrien, mitbeschworen hatte, beanspruchten auch unsere Städte vollständige Selbständigkeit, freie Wahl der Consuln und Bürgermeister. Es war jedoch nur allzu natürlich, daß die Markgrafen von Istrien sich mit allen Mitteln dem Fortschreiten der Gemeinde-Autonomie widersetzten und daß daher harte Kämpfe zwischen denselben und den Städten entbrannten.

Dies waren die Zustände, als Heinrich IV. von Andechs, der Mitschuld an der Ermordung König Philipps von Schwaben verdächtig, abgesetzt wurde und Istrien im Jahre 1209 als Lehen an den Patriarchen Volcher von Aquileja kam.

Aber die Patriarchen hatten nicht die ganze Halbinsel in Händen. Es ist zu beachten, daß in den Urkunden sowohl von einer Markgrafschaft, als von einer Grafschaft Istrien Erwähnung geschieht. Welche Bedeutung diese Titel im XI. und XII. Jahrhundert besaßen, wo wir Markgrafen und Grafen gleichzeitig finden, ob sie verschiedene Gebiete oder nur

Verschiedenheiten in der Gerichtsbarkeit bezeichneten, ist noch nicht sicher festgestellt. Im XIII. Jahrhundert jedoch, in welchem die Provinz an die Patriarchen kam, bezeichneten sie zwei streng von einander getrennte Gebiete.

Die „Mark“ umfaßte den ganzen Theil der Halbinsel, der den Patriarchen von Aquileja unterworfen war und von ihren Stellvertretern, welche Markgrafen genannt wurden und in Capodistria residirten, geleitet wurde; sie bestand zum größten Theile aus den Küstenstädten. Die „Grafschaft“ dagegen, mit dem Hauptort Pisino, umfaßte das ganze Gebiet dieser Stadt bis zum Monte Maggiore und zu den oberen Thälern der Dragogna, des Quieto und der Arsa. Sie bestand hauptsächlich aus bischöflichen Lehen, aus Schlössern von Adeligen und aus Landgemeinden, wurde in streng feudalem Sinne beherrscht und bildete einen Gegensatz zur Mark nicht nur durch Lage und Regierungsform, sondern auch durch die Bevölkerung, welche in der Mark vorwiegend italienisch, in der Grafschaft vorwiegend slavisch war. Dieselbe kam in den Besitz der Grafen von Görz.

Unter der Herrschaft der Patriarchen von Aquileja geriethen das municipale und das feudale System hart aneinander; das ganze XIII. Jahrhundert war von Kriegen erfüllt, die nur zeitweilig durch kurze Waffenruhe unterbrochen wurden. Die Patriarchen, entschlossen, ihren lehensherrlichen Rechten vollste Geltung zu verschaffen, verboten ihren Unterthanen unter Androhung von Krieg und Acht, an Venedig Tribut zu entrichten, untersagten den Gemeinden die freie Wahl der Bürgermeister (besonders wenn diese Venetianer waren) und beschränkten ihre Selbständigkeit.

Istrien besaß keine Hauptstadt; da es so viele Centren als Städte hatte, so mußte der Krieg sich in eine Reihe kleiner Kämpfe zersplittern. Die bedrohten Städte fanden leicht Hilfe in Venedig; als ihnen aber der Patriarch Zugeständnisse gemacht hatte und sie, von der Furcht für ihre Selbständigkeit befreit, es versuchten, die Abhängigkeit von der Republik abzuschütteln, unterdrückte diese mit Gewalt jeden Abfall und ließ sich in einen Kampf mit den Patriarchen ein, um die neuen Erwerbungen zu schützen.

Zu diesen Kriegen zwischen den Patriarchen und den Städten kamen die Kämpfe der letzteren unter einander und dann, innerhalb der Gemeinden, die Fehden zwischen der municipal-welfischen und der feudal-ghibellinischen Partei, und je nachdem die eine oder die andere die Obermacht hatte, gingen die Städte — wie Schiffe, die von entgegengesetzten Winden getrieben werden — von den Patriarchen zu den Venetianern, von den Venetianern zu den Patriarchen über. Pola verweigerte, als im Jahre 1242 die patriarchenfreundlichen Sergi über die zur Volkspartei stehenden Gionatasi gesiegt hatten, den Venetianern den Tribut und diese schleiften die Stadtmauern. Die Erbitterung zwischen den beiden mächtigen Familien gedieh so weit, daß während der Charfreitags-Procession des Jahres 1271 die Gionatasi in verrätherischer Weise ihre Nebenbuhler

überfielen und fast alle niedermetzelten. Als die Patriarchen nach langwierigen Kämpfen endlich einsahen, daß sie der rebellischen Gemeinden nicht Herr werden konnten, ließen sie sich zu Unterhandlungen herbei und suchten (im Jahre 1251) Capodistria für sich zu gewinnen; sie gewährten daher dieser Stadt die Herrschaft über Buje, Pinguente und andere Territorien. Capodistria wollte nun den mächtigen Schutz benützen, sein Dominium auch auf die anderen Gebiete auszudehnen. Zunächst zog es (im Jahre 1267) gegen Parenzo, welches, um nicht unter die Botmäßigkeit Capodistrias zu kommen, die Republik Venedig zu Hilfe rief und sich ihr vollständig unterwarf.



Schloß und Stadt Pisino (Mitterburg) um 1679.

Das Beispiel Parenzos war für die Patriarchen verhängnißvoll, denn es fand sehr bald eifrige Nachahmung. Im Jahre 1269 unterwarf sich Umago der Republik, 1270 Cittanova, 1271 San Lorenzo. Capodistria hingegen schloß ein Bündniß mit den Grafen von Görz und versuchte 1279 sich von jeder Abhängigkeit von Venedig frei zu machen und zugleich alle istrischen Städte zu einer Erhebung gegen die Republik zu bestimmen. Aber diese erkannte rechtzeitig die Gefahr, griff Capodistria zu Lande und zur See an, nahm es ein, riß seine Mauern nieder und zwang es zu vollständiger Unterwerfung. Die Partei der Patriarchen wurde dadurch vollständig zu Boden geschmettert, die Anhänger Venedigs erlangten die Oberhand und so kamen 1280 Isola, 1283 Pirano und Rovigno unter die Herrschaft der Republik. Im Jahre 1318, dann wieder im Jahre 1328, zuletzt und endgiltig 1331 unterwarf sich auch Pola den Venetianern.

Obgleich die Patriarchen mit den Venetianern ein Übereinkommen getroffen hatten, gaben sie dennoch die Hoffnung auf Wiedererlangung des Verlorenen nicht auf. Aber nicht einmal der Aufstand, der zu ihren Gunsten im Jahre 1348 in Capodistria ausbrach, nützte ihrer Sache, wogegen die Strenge, mit welcher der venetianische Senat die rebellische Stadt bestrafte, den anderen Orten jede Lust zur Nachahmung benahm.

Eine bessere Aussicht auf Erfolg eröffnete sich den Patriarchen, als im Jahre 1378 König Ludwig von Ungarn, Herzog Leopold III. von Österreich, die Carraresischen Herren von Padua und die Genueser einen mächtigen Bund gegen die gefürchtete Republik schlossen. Die Genueser, die Nebenbuhler Venedigs zur See, hatten schon früher Istrien zum Sündenbock für die ihnen angeblich von den Venetianern zugefügten Unbilden gemacht und im Jahre 1354 Parenzo, 1372 Umago mit Feuer und Schwert verwüstet. Als dann im Mai 1379 Pisani in den Gewässern von Pola besiegt worden war, nahmen sie auch diese Stadt ein und plünderten sie. Nicht besser erging es in demselben Jahre Rovigno und Umago und im nächsten Capodistria und wieder Pola. Aber Venedig ging, Dank der heroischen Vaterlandsliebe seiner Bewohner, siegreich aus dieser Gefahr hervor; nach der Vernichtung der genuesischen Flotte bei Chioggia gelangte es wieder in den Besitz der verlorenen Gebiete. Die Patriarchen, die unterdessen mit einem Heere in Istrien eingerückt waren, mußten, da Genua die erwartete Hilfe nicht leistete, im Frieden von Turin (24. August 1381) zugeben, daß der Besitzstand, welcher vor dem Kriege geherrscht hatte, wieder hergestellt werde.

Alle diese Ereignisse beschleunigten den Verfall der weltlichen Macht der Patriarchen von Aquileja. In gleicher Weise von Freunden und Feinden bekämpft, die sich ihre begehrenswerthe Erbschaft streitig machten, verloren sie im Jahre 1411 Muggia, 1412 Buje, Portole und Rozzo, und als 1420 das venetianische Heer Friaul und Aquileja besetzte, fielen auch Albona, Fianona und Pinguente in die Hände der Republik, welche sich so zur Herrin der ganzen istrischen Mark machte.

Im Jahre 1426 hatten die Triestiner, um den Handel mit Krain, der bis dahin über Capodistria und Pirano gegangen war, an sich zu ziehen, den Grafen von Görz Castelnuovo auf dem Karst abgekauft und eine starke Besatzung dort hingelegt. Dies veranlaßte einen Krieg mit Venedig, in welchem Triest den Kürzeren zog, so daß es im Jahre 1463 seine Erwerbung aufgeben mußte.

Andere Ereignisse von nicht geringerer Wichtigkeit trugen sich unterdessen in der Grafschaft zu. Diese war, wie schon erwähnt, in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts in den Besitz der Grafen von Görz gekommen. Als 1342 die Söhne des Grafen Albrecht sich in das väterliche Erbe theilten, fiel die Grafschaft Istrien dem Erstgeborenen Albrecht IV. zu. Da dieser sich in großer Geldnoth befand und überdies durch die

bedrohliche Ausdehnung der venetianischen Republik von Besorgniß für seinen Besitz erfüllt wurde, schloß er im Jahre 1364 mit den Herzogen von Österreich, an die sein Haus durch Bande der Freundschaft und des Blutes geknüpft war, einen Erbfolgevertrag, nach welchem er ihnen, falls er kinderlos stürbe, all seinen Besitz hinterließ; dafür versprachen sie ihm, ihn mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen und seine Schulden zu bezahlen. Zehn Jahre später starb Graf Albrecht, und so fiel die Grafschaft Istrien im Jahre 1374 an die Habsburger. Diese erweiterten sie durch fernere Erwerbungen, wie Castua, Veprinaz, Moschenizze, welche sie 1465 von den Walsee erbten, später noch durch andere Gebiete, die sie in verschiedener Weise erlangten.

Venedig ließ in den unterworfenen Städten die municipalen Einrichtungen unangetastet, nahm jedoch die Ernennung der Bürgermeister (podestà) für sich in Anspruch und bestellte für dieses Amt, das alle 16 Monate neu besetzt wurde, Angehörige venetianischer Geschlechter. Die alte Eintheilung der Einwohner in „vicini maiores et minores“ — Bürger (cittadini) und Leute aus dem Volke (popolani) — behauptete sich nicht nur während der ganzen venetianischen Periode, sondern prägte sich noch schärfer aus, als sich im Anfang des XIV. Jahrhunderts die Bürger zu einer eigenen Classe, einer Art Aristokratie im Gegensatz zur Volksclasse, zusammenschlossen. Die Bürgerfamilien bildeten den Rath, welcher aus seinen Mitgliedern die anderen Obrigkeiten ernannte, nämlich die Richter, welche dem Bürgermeister bei der Rechtsprechung zur Seite standen, den Syndicus, der bestimmt war, die Interessen der Gemeinde zu schützen, den Kämmerer, welcher ihr Schatzmeister war, den Kanzler, der die öffentlichen Actenstücke ausfertigte und eintrug, die „Fontecari“, welche das öffentliche Proviantmagazin zu beaufsichtigen hatten. Eigene Statuten bestimmten für jede einzelne Stadt die Obrigkeiten, die Gemeindesteuern, das Civil- und Criminalverfahren, die Strafen für die am häufigsten vorkommenden Vergehen. Die von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossene Volksclasse berieth in ihren Versammlungen nur über Angelegenheiten, die speciell für sie von Wichtigkeit waren.

Diese Zersplitterung der Provinz in eben so viele kleine Republiken, als es Städte gab, war die Ursache, daß Istrien keinen gemeinsamen Vertretungskörper hatte, der seine Interessen gewahrt und die Einzelbestrebungen zum allgemeinen Vortheil gelenkt hätte. Gegen das Urtheil des Bürgermeisters war die Berufung an den Gerichtshof (Corte degli auditori) von Venedig gestattet. Im Jahre 1582 wurde jedoch der „Magistrato di Capodistria“ als Appellationshof für die ganze Provinz und auch für die Inseln des Quarnero eingesetzt. Als später Venedig eine größere Gleichförmigkeit in den municipalen Einrichtungen durchzuführen und die ganze Provinz gemeinsamen Gesetzen unterzuordnen suchte, wurde diese Obrigkeit auch das politische und administrative Organ, welches den Verkehr zwischen den Gemeinden und dem venetianischen Senate vermittelte. Die wenigen

im venetianischen Istrien bestehenden Baronien mit eigener Gerichtsbarkeit standen unter ihren Feudalherren, welche die niedere Criminal- und Civil-Gerichtsbarkeit ausübten.

Die Leitung der Landbevölkerung und der Schutz der Grenzbewohner war anfangs zwei „Landeshauptleuten" (capitani del paisanatico) anvertraut, von denen der eine, für die Besitzungen des Nordens, in Grisignana residirte, der andere, für das Gebiet südlich vom Quieto, in San Lorenzo di Leme. 1394 wurde an Stelle der beiden Hauptmannschaften eine einzige mit dem Sitze in Raspo, später in Pinguente eingesetzt.

Während die Küstenorte die Bemannung der Seeschiffe stellten, wurden im Innern die „Cernide" ausgehoben, eine Art von Landwehr, welche 2.500 bis 3.500 Mann zählte und an der Seite der regulären Truppen kämpfte.

Der venetianische Senat ordnete den Handel der istrischen Küstenstädte vollständig dem Vortheil der Dogenstadt unter und zog dorthin ihre wichtigsten Producte — das Öl, den Wein, das Holz, die Fische — indem er anordnete, daß sie keiner anderen Stadt als Venedig geliefert werden durften. Als später die Istrier ihren Handel diesen Beschränkungen entziehen wollten, wurden diese Prohibitiv-Maßregeln immer strenger gehandhabt, so daß sie die Betriebsamkeit des Volkes, sowie die freie und nutzbringende Production lahmlegten.

In der Grafschaft Istrien verwaltete sich kein Ort selbständig und das streng feudale System erhielt sich hier durch die ganze neuere Zeit. Die Verwaltung wurde von dem Fürsten vermittelst eines Landrichters geführt; ein „gastaldo" hob den Zehent und die anderen, in eigenen Steuerbüchern (urbari) festgesetzten Abgaben ein.

Die Inseln des Quarnero, nämlich Veglia und Ossero (Cherso-Lussino), von 1018 an Venedig tributpflichtig, gelangten, nachdem sie kurze Zeit im Besitze Kolomans von Ungarn gewesen, im Jahre 1126 in vollständige Abhängigkeit von der Republik, welche einige Jahre später den Grafen Doimo von Frangipani mit der Insel Veglia belehnte. Die Frangipani waren jedoch durch die Lehen, welche sie in den Bezirken von Modrus innehatten, auch Vasallen Ungarns und hielten es für vortheilhafter, sich an das mächtige Königreich anzuschließen. Als Béla IV., von den Mongolen besiegt, an den Küsten Dalmatiens Zuflucht suchte, fand er bei den Grafen von Veglia kräftige Unterstützung an Waffen und Förderung durch Geld. Béla vergaß, nachdem er sein Land wieder erobert hatte, seinen treuen Vasallen nicht; er gab den Frangipani Vinodol und später noch Segna, Bribir, Modrussa und andere Lehen.

Sei es nun, daß Venedig den Argwohn hegte oder die Gewißheit hatte, daß geheime Abmachungen zu seinen Ungunsten zwischen den Ungarn und den Frangipani beständen — es nahm den letzteren die Herrschaft über Veglia schon im Jahre 1243 ab und verbannte sie aus seinen Staaten. Im Jahre 1260 stellte es ihnen jedoch die Insel wieder zurück, aber unter schwereren Bedingungen als zuvor.

Die Dinge änderten sich zu Gunsten der Frangipani, als Venedig im Jahre 1358 Dalmatien und die quarnerischen Inseln dem König Ludwig von Ungarn abtrat. Unter der ungarischen Oberhoheit übten diese Grafen die Herrschaft über die Insel fast unumschränkt aus, und als Ladislaus im Jahre 1409 Dalmatien an die Republik verkaufte, blieb Veglia bei Ungarn, aber in einer mehr nominellen als wirklichen Abhängigkeit.



Das Rathhaus auf dem Forum in Pola.

Es herrschte damals über die Insel Graf Nikolaus, ein Fürst gleich tapfer im Kriege wie klug in der Politik und freigebig gegen die Geistlichkeit. Johann, der älteste seiner neun Söhne, erhielt als Erbe die Insel Veglia. Jedoch von seinen Brüdern bekriegt, stellte er, um sich vor ihren Nachstellungen zu schützen, sich und seinen Besitz unter die unmittelbare Herrschaft der Venetianer. Ungarn gab jedoch seine Rechte auf die Insel nicht auf. König Matthias schickte, den Haß benützend, den die Inselbewohner gegen ihren grausamen Grafen hegten, Truppen nach Veglia; aber die Einwohner schlugen mit Hilfe venetianischer Fahrzeuge jeden Angriff zurück. Zuletzt verzichtete Graf Johann zu Gunsten

Venedigs vollständig auf jede Herrschaft über die Insel. Von da an ward Veglia von einem „Provveditore“, der alle 32 Monate gewählt wurde, und von einem Castellan verwaltet. Beide ernannte der Senat. Die Stadt wurde nach ihren eigenen Satzungen von ihren eigenen Obrigkeiten geleitet.

Die Insel Ossero (Cherso-Lussino) wurde anfangs von einem Oberhaupt regiert, das — unter dem Titel eines Grafen von Ossero — von der Republik ernannt wurde. Von 1180 bis 1302 war sie erbliches Lehen der Familie Morosini, im übrigen theilte sie das politische Geschick Veglias. Beide Inseln bildeten eigene Diöcesen, welche bis zum Jahre 1155 der Erzdiöcese Spalato, von da an der von Zara untergeordnet waren.

Im Jahre 1500 fiel mit dem Tode Leonhards II. auch die Grafschaft Görz an das Haus Österreich und diese Erbschaft war einer der Beweggründe, welche den Kaiser Maximilian bestimmten, der Liga von Cambrai beizutreten. Im Beginn des nun folgenden Krieges (1508) war den Venetianern das Glück hold; sie besetzten das österreichische Istrien, Triest und Fiume. Aber nicht lange hielten diese Erfolge an. An der Adda besiegt (1509), mußten sie beim Nahen der Kaiserlichen die früher besetzten Orte räumen, und nun stand das venetianische Istrien dem feindlichen Heere offen. In den folgenden Jahren wurde mit wechselndem Glück gekämpft, bis dem im Jahre 1516 geschlossenen Waffenstillstand der Vertrag von Worms (im Jahre 1521) folgte, in welchem Venedig Castelnuovo und andere Gebiete auf dem Karst an Österreich abtrat.

Die österreichischen Herzoge legten anfangs ihren istrischen Besitzungen nur geringen Werth bei; dies erhellt daraus, daß sie dieselben anderen Familien verpfändeten oder verpachteten; von 1380 bis 1766 wechselte die Grafschaft Pisino einundzwanzigmal den Herrn, ja im Jahre 1644 boten die Habsburger sie den Venetianern um 350.000 Gulden zum Kauf an. Dagegen lag ihnen die Integrität des Gebietes von Friaul und die Freiheit der Schiffahrt auf der Adria sehr am Herzen; es kam darüber sogar nach einem Jahrhundert gegenseitiger Anklagen und Belästigungen von neuem zu offenem Krieg.

Venedig besaß seit langer Zeit die Oberherrschaft im adriatischen Meere und hatte bisher kein Opfer gescheut, um die erworbene Hegemonie zu bewahren. Die feierliche „Vermählung mit dem Meere“, welche alljährlich in Venedig am Himmelfahrtstag gefeiert wurde, sollte Allen in Erinnerung rufen, daß die Adria der Republik gehörte. Wie die Herren des Festlandes das volle Recht hatten, die Wege zu bestimmen, an die der Handel sich zu halten hatte, und die Städte zu bezeichnen, wo er Absatz suchen durfte, ebenso glaubten sich die Venetianer berechtigt, auf dem Meere zu verfahren, nämlich den Schiffen die Richtungen vorzuschreiben, die sie einschlagen, die Häfen, in denen sie anlegen, und die Städte, wo sie die Waaren hinbringen durften. Natürlich hatten sie dies so geordnet, daß der größte Nutzen ihrer Hauptstadt, der größte Schaden den mit ihr

rivalisirenden Städten zufiel, und die Rivalen der Republik waren gerade die im Besitz Österreichs befindlichen Häfen der Adria. Die Habsburger ihrerseits widersetzten sich diesem Monopol Venedigs, sie wollten, daß das Meer für die Schifffahrt frei sei.

Diese Gegensätze wurden noch schärfer, als der venetianische Senat den Handel auf der oberen Adria neuen Beschränkungen unterwarf, um die Uskoken zu bekämpfen, welche sich im Jahre 1537 in Segna niedergelassen hatten und mit ihren Seeräubereien die Inseln des Quarnero und die umliegenden Meerestheile beunruhigten. Die Republik bestand bei der Regierung zu Graz darauf, daß jenes Piratennest zerstört werde, während die Österreicher wohl den Schein zu wahren suchten, im übrigen aber den Interessen Venedigs natürlich nicht sehr wohlwollend gegenüberstanden. Dieses begann darauf die österreichischen Schiffe abzufangen. Aber je kräftiger die Vorkehrungen der Republik waren, desto kühner wurden die Angriffe der Uskoken. Rovigno, Veglia, Albona, Fianona, Ossero wurden von ihnen gebrandschatzt. Venedig rächte sich dafür, indem es die am Quarnero gelegenen österreichischen Gebiete mit Feuer und Schwert verheerte. Als es dann den Seeräubern jeden Ausweg in die offene See verschloß, überstiegen diese die Höhen des Karstes und brachen in das venetianische Istrien ein, indem sie ihren Weg durch Morden und Brennen bezeichneten. Die Venetianer entschädigten sich reichlich durch ähnliche Streifzüge und blutige Repressalien auf dem Gebiete der Grafschaft. Schließlich kam es zwischen beiden Staaten zum offenen Kriege. Im November 1615 wurde der venetianische Statthalter (Provveditore) bei Zaule von den Österreichern geschlagen und das venetianische Istrien ganz von feindlichen Truppen überzogen. Als aber im folgenden Jahre Loredan mit Verstärkungen ankam, mußten die Erzherzoglichen wieder weichen; die Venetianer durchstreiften die Grafschaft bis in den Karst hinein und übten furchtbare Vergeltung.

Der Friede von Madrid machte im Jahre 1617 diesem schrecklichen Zerstörungskriege ein Ende; die Uskoken wurden ins Innere des Landes verwiesen und die eroberten Gebiete wieder geräumt, aber die Entscheidung über den Handel im adriatischen Meere wurde auch jetzt nicht getroffen, sondern auf einen späteren Congreß vertagt. Doch wurde sie nicht durch einen solchen herbeigeführt, sondern durch die in den folgenden Jahrzehnten stattfindenden Ereignisse, welche Venedig zum Anschluß an Österreich zwangen, dem die Siege Eugens von Savoyen das Übergewicht auf der Balkanhalbinsel und der Utrechter Friede die Vorherrschaft in Italien verschafften.

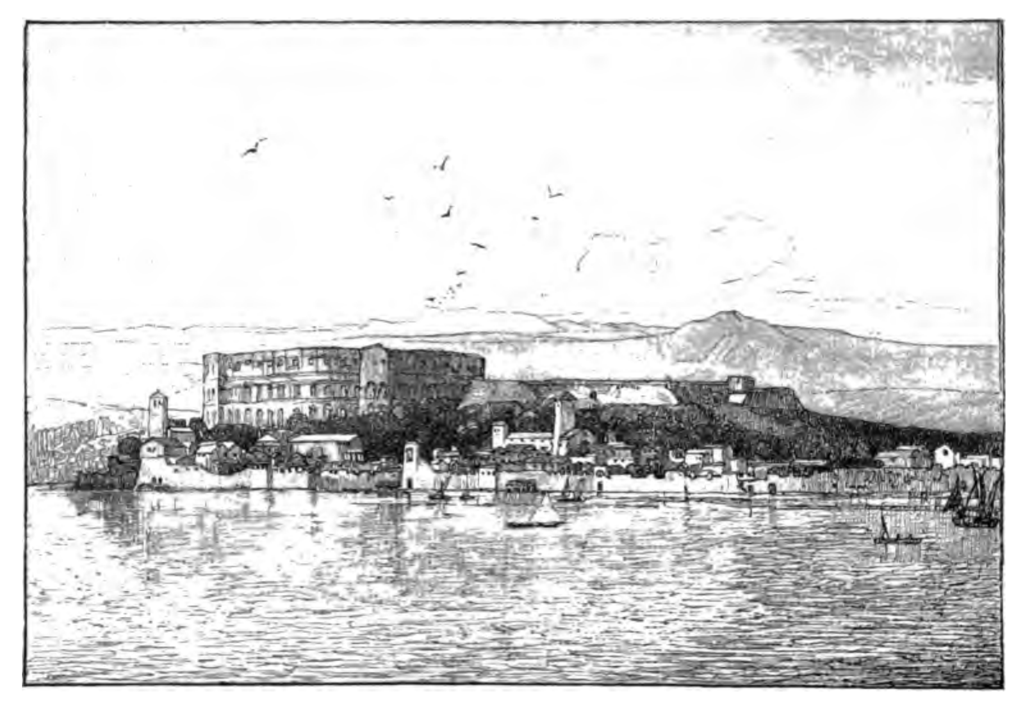
Kaiser Karl VI. wußte in geschickter Weise die veränderten und für ihn vortheilhaften politischen Verhältnisse zu benützen. Durch das Patent von 1717 erklärte er die Schiffahrt auf dem adriatischen Meere für frei und zwei Jahre später (1719) machte er Triest und Fiume zu Freihäfen. Venedig lenkte von nun an die Ereignisse nicht mehr.

Die beständigen Kriege hatten äußerst verderblich auf die ganze Provinz gewirkt. Dazu kamen verderbliche Seuchen, von denen die letzte, im Jahre 1630, die furchtbarste war; sie brachte die Einwohnerzahl Polas auf 300, die von Parenzo auf 100 herab. Um die durch so viele Heimsuchungen decimirte Provinz wieder zu bevölkern, versetzten im XVI. und XVII. Jahrhundert sowohl die Erzherzoge von Österreich, als auch die Venetianer in die verödeten Gegenden, besonders zwischen dem Quieto und der Arsa, Morlaken, — das waren slavische Landleute aus Bosnien und der Herzegowina, welche beim Heranrücken der Türken in den angrenzenden Provinzen Zuflucht und Schutz suchten. Es kamen auch Griechen aus Morea, Albanesen, Rumänen. Auf der Hochebene des Karstes dagegen siedelten sich in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die Tschitschen an, ein größtentheils rumänisches Volk, das sich von dem in Macedonien wohnenden Hauptstamm losgelöst hatte und in die Herzegowina gewandert war; von dort floh es, gemischt mit kroatischen Elementen, beim Vordringen der Türken, nahm seinen Weg über Veglia und drang in den Karst bis ins Innere des Gebietes von Triest. Die letzte slavische Colonie, die (1657) nach Istrien gebracht wurde, war die aus Montenegrinern bestehende von Peroi bei Pola.

Die Ereignisse, durch welche die venetianische Republik ihr Ende fand, sind allbekannt. Auf Grund der Präliminarien von Leoben besetzten die österreichischen Truppen schon im Juni 1797 auch das venetianische Istrien. Der Friede von Campoformio bestätigte diese Erwerbung. Österreich schonte die politische Verfassung und die kirchlichen Einrichtungen seiner neuen Provinz, ja es dehnte noch die Autonomie der Städte aus, indem es ihnen die bis dahin von dem venetianischen Bürgermeister ausgeübten Rechte verlieh. Der Handel, nicht mehr einzig und allein auf den Hafen Venedigs beschränkt, konnte sich auf alle österreichischen Häfen erstrecken. Nur wenige Jahre blieb dieser Theil Istriens im Besitze Österreichs, im Frieden von Preßburg (1805) wurde er an Napoleon abgetreten und von diesem dem neu errichteten Königreich Italien einverleibt. Die Baronien wurden unterdrückt, alle Privilegien abgeschafft, die religiösen Stiftungen beschränkt und drückende neue Steuern der Provinz auferlegt, während ihre blühende Handelsflotte durch den Seekrieg, welchen Frankreich damals gegen England führte, fast ganz vernichtet wurde. Daher war die Bevölkerung mit der neuen Regierung sehr unzufrieden, und als 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausbrach, erhob sich auch in den Küstenstädten vielfach das Volk zu Gunsten des letzteren. Der Krieg endete mit dem Siege Frankreichs und durch den Frieden von Schönbrunn wurden außer anderen Provinzen auch Görz, Triest und Österreichisch-Istrien (die Grafschaft Istrien) an den Sieger abgetreten. Napoleon trennte das ehemals venetianische Istrien von dem Königreich Italien und vereinigte es mit dem diesseits des Monte Maggiore gelegenen Österreichisch-Istrien zum „Verwaltungs-

gebiete Istrien" (Intendenza d'Istria), welches mit Triest und Görz eine der sieben „Illyrischen Provinzen des französischen Kaiserreiches" bildete. Der jenseits vom Monte Maggiore gelegene Theil wurde sammt den quarnerischen Inseln zu Civil-Kroatien, einer anderen der oben erwähnten Provinzen, geschlagen.

Napoleon hatte jedoch nicht die Zeit, diese seine neue Schöpfung zu organisiren, denn schon im Herbst 1813, nach der Schlacht bei Leipzig, wurde ganz Istrien von dem österreichischen Heere besetzt; Insurgentenscharen erleichterten diesem in der Grafschaft



Pola um das Jahr 1800.

Pisino den Sieg über die Franzosen und so kam die ganze Provinz unter die Herrschaft Österreichs. Die k. k. Regierung trug dem Gegensatz Rechnung, der zwischen beiden Theilen Istriens, der Mark und der Grafschaft bestand, einem Gegensatz, der in der vollständigen Verschiedenheit einerseits der historischen Entwicklung, anderseits der ethnographischen und politischen Verhältnisse seinen Grund hatte; sie gab daher jedem von diesen Gebieten eine eigene Verwaltung, indem sie dieselben verschiedenen Kreisen zutheilte: den größeren Theil des früher venetianischen Istriens schlug sie zum „Kreis von Triest" (der außerdem noch Triest und das Küstengebiet bis zum Aussa-Fluß umfaßte), den anderen Theil der Provinz sammt den Inseln des Quarnero faßte sie in den „Kreis von Fiume" zusammen. Bei der Auflösung des letzteren im Jahre 1822 wurde mit den dazu

gehörigen istrischen Districten der „Kreis von Pisino“ gebildet. Im Jahre 1825 wurde jedoch die ursprüngliche Absicht, beide Theile Istriens getrennt zu lassen, aufgegeben und sie wurden zu einem einzigen Verwaltungsbezirk, dem „Kreis von Istrien“ mit dem Hauptort Pisino vereinigt. Zu gleicher Zeit trat auch eine Änderung in der kirchlichen Eintheilung Istriens ein. Der Diöcese von Veglia wurde schon im Jahre 1815 die von Ossero einverleibt; mit der Diöcese von Parenzo wurde 1830 die von Pola vereinigt und zur Triester Diöcese, zu welcher schon 1788 die von Pedena geschlagen worden war, kam 1831 diejenige von Cittanova und 1832 die von Capodistria. So bestanden in Istrien die Diöcesen Triest-Capodistria, Parenzo-Pola und Veglia, welche alle vom Erzbisthum Görz abhängig waren. Die Grundentlastung und die Aufhebung des feudalen Systems brachten dem Landvolk große Erleichterungen, besonders in der Grafschaft, wo sich das Feudalwesen länger erhalten hatte.

Eine neue Ära brach mit dem kaiserlichen Erlaß vom 26. Februar 1861 an, durch welchen das Reich seine Verfassung erhielt und auch für Istrien die Wahl eines Landtages mit dem Sitze in Parenzo angeordnet wurde. So besaß nun auch dieses Land seine eigene Vertretung, welches seine Rechte zu schützen und seine Interessen zu wahren hatte. Und recht bald ließen sich die wohlthätigen Folgen dieser Institution fühlen, besonders im öffentlichen Unterricht, welcher sich auf Grund des neuen Schulgesetzes vom Jahre 1869 in beachtenswerther Weise entwickelte und allen Bevölkerungsschichten zugänglich wurde. Dazu kam die Verbesserung und Vermehrung aller Verkehrsmittel und eine Reihe von Reformen in allen Zweigen der öffentlichen Thätigkeit: Fortschritte, welche eine bessere Zukunft für die ganze Provinz in Aussicht stellen.





Zur physischen Beschaffenheit der Bevölkerung des Küstenlandes.

Das Küstenland — Görz, Gradiska, die Stadt Triest mit Gebiet und Istrien mit seinen Inseln umfassend — im Süden vom adriatischen Meer bespült, begrenzt und beeinflußt von den Nachbarländern Dalmatien, Kroatien, Krain und Venetien (Italien) wird von zahlreichen Völkerschaften bewohnt, die den großen Stämmen der Slaven, Romanen und Germanen angehören. Wir finden hier nebeneinander Slovenen, Kroaten, Serben, Tschitschen, Italiener-Ladiner, Friauler, Deutsche ꝛc., die je

Tschitschen (Mann und Frau) und Slovenin aus der Gegend bei Triest.

nach dem Landestheil, den sie bewohnen, die verschiedensten Berufszweige pflegen. Land- und Forstwirthschaft, Handel, Gewerbe und Industrie, Schiffbau, Fischerei und Bergwesen greifen hier ineinander und ließen ein Volk reifen, welches geistig und körperlich anderen Bewohnern der Monarchie in keiner Weise nachsteht. Thatkräftig nach jeder Richtung für das äußerliche Leben eintretend, gestählt durch ein fortwährendes Ringen mit der Natur, haben aber auch die Producte des Geistes den alten Spruch wahr gemacht: in einem gesunden Körper wohnt auch eine gesunde Seele. — Die Schöpfungen auf dem Gebiete



Typus eines Friaulers.

der bildenden Kunst, der slavischen und italienischen Literatur, die Erfindungen, welche Handel, Schiffbau u. s. w. zu Tage förderten, liefern hierfür die besten Beweise.

Görz und Gradiska. — In diesem Lande stoßen die drei Hauptvölker Europas, Slaven, Romanen und Germanen, aneinander. Die Majorität der Bevölkerung (63 Procent) besteht aus Slovenen, 36 Procent sind italienisch-ladinisch und nur 1 Procent deutsch. Während die ersteren ihren nachbarlichen Stammesbrüdern gleichen, fällt es bezüglich des romanischen Theiles der Bevölkerung, der größtentheils dem friaulischen Stamm angehört, einigermaßen schwer, ganz verläßliche Zahlen zu liefern, zumal als derselbe in den Publicationen über die Augen- und Haarfarbe der österreichischen Schulkinder, ferner in den Werken, welche auf den Körperwuchs Rücksicht nehmen, nicht gesondert betrachtet wird. Die Friauler bilden einen kräftigen Menschenschlag. Man begegnet unter ihnen

vielfach einem mittelgroßen, breitschulterigen, brünetten Typus, der durch das dunkle Colorit der zugleich besonders reich entwickelten Behaarung auffällt. Auch die Augen zeigen vielfach die glühend braune Färbung wie bei anderen Romanen und die Haut ist nicht selten bronzirt. Wahrscheinlich repräsentirt der eben geschilderte brünette Typus den Friauler reinster Form. Die vorkommenden Blonden hingegen sind offenbar ein fremdes Element, mit dem aber die Friauler schon intensiv durchsetzt sind, wie dies aus dem



Typus einer Friaulerin.

erwiesenermaßen vorkommenden Umschlagen der hellen Complexion in die dunkle klare hervorleuchtet. Verglichen mit Kärnten haben die Reinblonden um 10, gegen Krain um 8 Procent abgenommen. Die Brünetten sind von 27 und 25 Procent in Kärnten und Krain auf 34 Procent gestiegen und der schwarze Typus hat gegen Kärnten um mehr als das Doppelte zugenommen, ist von 2·8 Procent in Kärnten und 4·0 Procent in Krain auf 6·4 Procent gestiegen.

Hinsichtlich der Schädelform der Friauler zeigt das geringe, kaum verläßliche Materiale, welches bisher der Untersuchung zugänglich wurde, daß die Mehrzahl der Schädel (73 Procent) hyperbrachykephal und leptoprosop sind. 20 Procent gehören zur Gruppe der Brachykephalen und 7 Procent zu der der Mesokephalen. Unter diesen Formen

fällt nur eine besonders auf, die bei ausnehmender Kürze und Breite des Schädels durch den steil abfallenden, flachen Hinterkopf sich auszeichnet. Hierher zählen 30 Procent der hyperbrachykephalen Friauler. Letzteres Moment ist insoferne beachtenswerth, als bei den Abkömmlingen der Rhätier sowohl in der Schweiz wie in Tirol derselbe Typus gefunden wurde und die Abzweigung der Friauler von den Ladinern Tirols immerhin möglich ist.

Triest und Istrien. — Die Bewohner von Triest und Istrien, zu welch letzterem auch die Inseln Cherso (Cres), Veglia (Krk) und Lussin (Lošinj) gerechnet werden, stellen ein Nationalitätenmosaik dar, in welchem die slavischen und romanischen Elemente vor-



Typus eines Slovenen aus der Gegend von Triest.

herrschen. Während in Triest und Gebiet die Majorität 0·8 Procent italienisch-ladinisch ist und derselben nur 0·2 Procent Slovenen entgegenstehen, hat Istrien 0·6 Procent Slaven (Slovenen, Kroaten, Serben) und 0·4 Procent Romanen.

Zu interessanten Vergleichen veranlassen die Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern. Da zeigt es sich, daß z. B. in der Stadt Triest unter 1.000 schulbesuchenden Kindern der rein blonde Typus (blaue Augen, blondes Haar und weiße Haut) 133 Mal, in der slovenischen Umgebung dagegen 171 Mal, der reinbraune Typus (braune Augen und braunes oder schwarzes Haar) in der Stadt 357, in der Umgebung jedoch nur 219 Mal vorkam.

Anders verhält es sich in Istrien, woselbst, obwohl die Slaven die Mehrheit bilden, dem reinblonden Typus nur 160, dem braunen Typus dagegen 296 von 1.000 Kindern

angehören. Als Erklärungsgrund gilt der Umstand, daß die Tschitschen im Norden und die in den oberen Cepich-Thälern im Nordosten Istriens wohnenden Abkömmlinge der Romanen, obwohl nunmehr gänzlich slavisirt, die charakteristischen physischen Merkmale ihres Grundstammes beibehalten haben dürften. Die Extreme treffen sich in den Schulbezirken Rovigno und Mitterburg, da in ersterem Bezirk unter 1.000 Kindern nur 94 dem rein blonden, 416 aber dem braunen Typus (darunter 114 mit schwarzen Haaren und brauner Haut) angehören, während in letzterem Bezirke unter 1.000 Kindern 228 des rein blonden Typus dem braunen Typus die Wagschale halten.



Typus einer Slovenin aus Istrien.

Die Körperbeschaffenheit der meisten Bewohner der Stadt Triest trägt die unverkennbaren Merkmale jener hemmenden Einflüsse, welche in allen bedeutenden Handels-Emporien das unaufhörlich drängende Geschäftsleben auf die physische Entwicklung im Gefolge zu haben pflegt. Die Mehrzahl ist von mittelgroßem, aber nicht sonderlich kräftigem Körperwuchs — und wenn dennoch nach dem militär-statistischen Jahrbuch für das Jahr 1875 beim Militärcommando in Triest in drei Jahrgängen von 1.000 ärztlich untersuchten wehrpflichtigen Männern 275, und zwar von 1.000 des großen Schlages (1·70 Meter groß und darüber) allein 296 kriegsdiensttauglich befunden wurden und 963 die vorgeschriebene Minimalkörperlänge von 1·55 Meter erreichten (mehr als in irgend einem anderen Kronlande der Monarchie), so ist dieses günstige Zahlenverhältniß wohl hauptsächlich der physischen Beschaffenheit der slovenischen Bevölkerung der Umgebung

Triests zuzuschreiben, die den günstigeren äußeren Lebensverhältnissen (Klima, Bodenbeschaffenheit, Lebensweise und Beschäftigung) die Entwickelung und Erhaltung ihrer angestammten Vorzüge verdankt. Die Stadt Triest mit Gebiet hat somit verhältnißmäßig mehr Kriegsdiensttaugliche großen Schlages als Böhmen und Tirol und steht in dieser Richtung nur dem Kronland Dalmatien nach.

Als dunkler Punkt tritt uns, was die Stadt Triest betrifft, aus den lehrreichen Daten des militär-statistischen Jahrbuches die verhältnißmäßig große Zahl der bei den Assentirungen wegen Wechselfieberkachexie zurückgestellten Männer entgegen, die andauernd 10·64 von 1.000 Wehrpflichtigen ausmachen. Auch hierin wird Triest nur von Dalmatien übertroffen.

Istrien wird in den ebengenannten statistischen Jahrbüchern stets zusammen mit dem übrigen Küstenland betrachtet und es ist daher unthunlich, über dasselbe gesondert verläßliche Zahlen zu citiren; wenn jedoch aus der Mortalität, besonders an bestimmten Krankheiten, auf die größere oder geringere Widerstandsfähigkeit und Vitalität einer Bevölkerung geschlossen werden darf, so gestatten uns die bezüglichen Zahlenzusammenstellungen von fünf Jahren (1881 bis inclusive 1885) einen tieferen Einblick. Man ersieht aus denselben, daß in Triest mit Gebiet unter der Civilbevölkerung in jenen Jahren durchschnittlich 3·45 Procent Sterbefälle vorkamen, obwohl in Triest 1 in Krankenanstalten behandelter Kranke auf 16, in Istrien erst auf 177 Einwohner entfällt. Wir erfahren ferner, daß von je 100.000 Einwohnern in Triest mit Gebiet an Lungenschwindsucht 549 (Galizien 373, Bukowina 375), in Istrien nur 286, an Altersschwäche dagegen in Triest 234, in Istrien 309 starben.

Triest mit Gebiet reiht sich sonach bezüglich der Sterblichkeit knapp an Galizien und die Bukowina, überflügelt aber dieselben, sowie alle anderen Kronländer mit an Lungenschwindsucht Verstorbenen, während sich das in jeder Richtung ärmere Istrien durch seine günstigeren Zahlenverhältnisse einen Platz unter den die längstlebigen Reichsbewohner bergenden Provinzen Dalmatien, Vorarlberg und Tirol sichert.

Bezeichnend ist es, daß in Istrien der Bezirk Lussin (Lošinj), dessen Bewohner dalmatinischen Ursprungs sind, die geringste Mortalität aufweist.

Wie der mittelgroße brünette Typus der Triester Stadtbewohner von dem großen Schlage der meist blonden slovenischen Landleute umschlossen wird, so stoßen die in den Städten der Westküste Istriens wohnenden, durchwegs dem brünetten Typus angehörenden Abkömmlinge der im Laufe von Jahrhunderten aus den verschiedensten Gebieten des dialectreichen Italiens eingewanderten Colonisten überall auf meist blonde und lichtäugige slavische Landleute, im Norden Slovenen, in Mittelistrien Kroaten, im Süden Serbokroaten, deren das ganze Jahr hindurch in enganschließende wollene Kleider gehüllter

knochiger Körper aus dem unausgesetzten Kampfe mit Boden und Klima immer neue Kräfte schöpft. Ihre schönen gesunden Frauen werden zahlreich in Triest und Fiume als Ammen verwendet.

Triests und Istriens Slaven sowohl als Ladiner haben kürzere Arme als Beine, die Triestiner, Rovignesen und Lussinjaner die kürzesten, die Tschitschen die längsten.

Die physische Ausdauer der istrianischen Landbevölkerung, sowie der Quarnero-bewohner ist geradezu fabelhaft. Folgendes Beispiel aus der Wirklichkeit mag dieselbe illustriren: ein junger Bauer von gewöhnlicher Constitution auf der Insel Cherso (Cres) ging während der Weinlese an ein und demselben Tage dreimal zwei Stunden weit um den mit Most gefüllten Schlauch. Bei zwölfstündigem Gange trug er durch sechs Stunden eine Last von beiläufig 60 bis 70 Kilogramm. Abends ging er auf den Fischfang und ruderte bis Mitternacht; den folgenden Tag arbeitete er wieder von 5 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags und Abends fand er Erholung bei seinem Liebchen, mit welchem er im süßen Zwiegespräch bis in die späte Nacht verweilte. Wer würde auch von der Liebsten früh scheiden?

Die Form der gemessenen Schädel der Triester Stadtbewohner ist der Mehrzahl nach — nahezu zwei Drittel — in hohem Grade kurzköpfig (hyperbrachykephal, Länge : Breite = 100 : 85 oder darüber), das Gesicht schmal (leptoprosop) und geradezahnig (ortognath). Die Übrigen sind kurzköpfig (brachykephal, Länge : Breite = 100 : 80 bis 85) oder mesokephal (Länge : Breite = 100 : 75 bis 80).

Der Gesichtsausdruck ist beim Manne meist edel und beim Weibe oft schön.

Die Hyperbrachykephalie, die Leptoprosopie und Orthognathie wurden als typisch auch für die an der Westküste Istriens wohnende italienisch redende Bevölkerung constatirt, während sich die Schädelform der Slovenen um Triest und Nordistrien derjenigen der Slovenen in Krain anschmiegt. 75 Procent Kurzköpfen (davon 40·0 Procent hyperbrachy-kephal) stehen 25·0 Procent Langköpfe gegenüber.

Im Süden, sowie an der Ostküste Istriens und auf den Inseln des Quarnero nähert sich die Schädel- und Gesichtsform fast ganz derjenigen der Dalmatiner. Beiläufig 66·5 Procent sind Kurzköpfe (darunter 22·0 Procent hyperbrachykephal). Von den übrigen sind 23·0 Procent mesokephal und 10·5 Procent dolichokephal. Der Gesichtstypus der Slovenen Triests und Istriens ist durch das Vorwiegen der Breitendurchmesser (Chamä-prosopie) gekennzeichnet; da sie aber geradzahnig (orthognat) sind, ein offenes, mildes Auge und schöne, gesunde Zähne, die Frauen auch ein frisches Incarnat besitzen, so ist der Gesammteindruck ein äußerst sympathischer.

Nicht so günstig kann das Urtheil über die sonst körperlich kräftig entwickelten Tschitschen lauten. Ihre niedere, vorgewölbte Stirne, die vorspringenden Jochbeine, die

tiefliegenden Augen, die am Rücken eingedrückte und oft nach aufwärts gestülpte Nase benehmen der Physiognomie alles Anziehende und ließen Gemüthlosigkeit und Rohheit vermuthen, wo in Wirklichkeit doch nur Indolenz waltet.

Wenig verschieden von den Slovenen im Gesichtstypus sind die gemüthlichen Kroaten der Bezirke Voloska und Mitterburg (Pazin) und der Inseln Cherso (Cres) und Veglia (Krk); dagegen unterscheiden sie sich ganz bedeutend von den slavischen Bewohnern des Bezirkes Pola und der Insel Lussin, die in ihrem Wesen die Abstammung von den heldenhaften Uskoken nicht verleugnen.

Die Frauen der Quarnero-Inseln sind durch plastisch schönes Gesichtsoval, schwarze Augen, feine schmale Nasen und lange Augenwimpern ausgezeichnet.



Spinnerin.


Bäuerlicher Brautzug.

Zur Volkskunde des Küstenlandes.

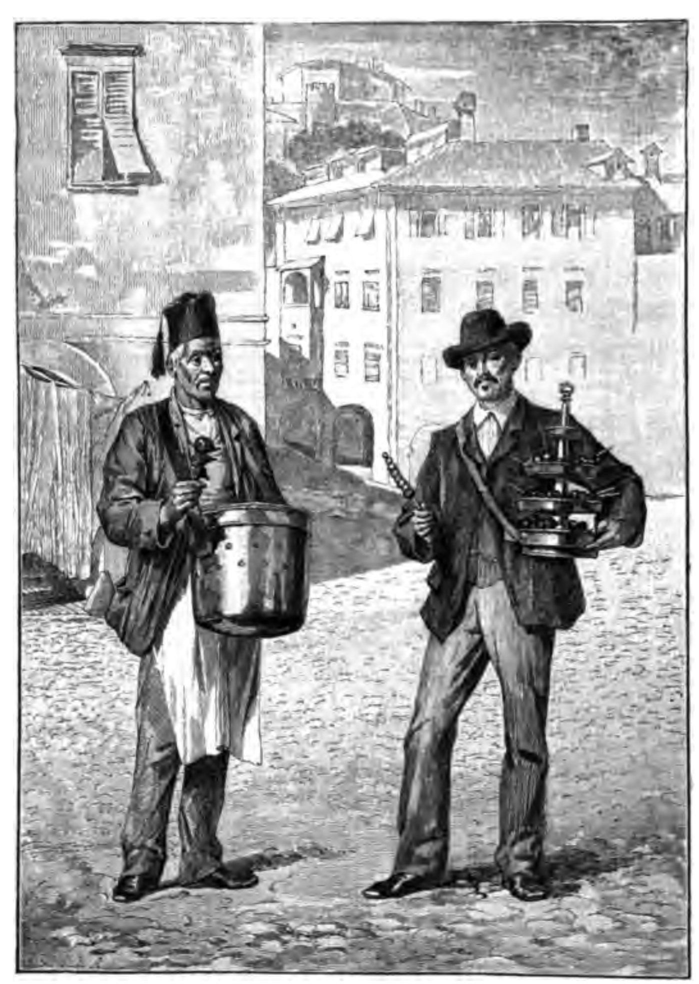
Volksleben in Görz und Gradiska.


as Land, über dessen Bewohner wir hier Kunde geben sollen, macht sich nicht allein dadurch bemerkbar, daß es trotz seiner geringen Ausdehnung zwei Namen trägt. Auch sonst überrascht es durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, ja durch den Reichthum an Gegensätzen, die es dem oberflächlichen Beschauer, wie dem gründlichen Forscher bietet. Vor Allem gilt dies von seinem Volksleben, denn die Bewohner des Landes, das seit jeher als Völkerheerstraße gedient hat, gehören nicht einem Stamm allein an. Von Westen her greift die lateinische Race in zwei gesonderten Ästen über die hier mit der Reichsgrenze zusammenfallende Landesgrenze herüber. Längs des Küstensaums befinden sich die Wohnstätten eigentlicher, den Venetianern enge verwandter Italiener. Sie breiten sich dann in dem Gebiete, welches der unterste Lauf des Isonzo von Sagrado abwärts, die letzten Erhebungen des Karstes gegen Westen und die nördlichste Bucht des adriatischen Meeres einschließen, im sogenannten Territorio weiter landeinwärts aus und sprechen darin das sogenannte Bisiacco, welches vielfache Anklänge an das Friaulische enthält. Den übrigen Theil des Landes, so weit es eben ist, haben Friauler inne. Eine Ausnahme davon macht nur die Fläche, welche am linken Ufer des Isonzo von der Mündung der Wippach in denselben sich aufwärts bis über Görz hinaus erstreckt. Unter den Friaulern verdrängt übrigens die italienische, allen Gebildeten geläufige Sprache, in welcher in

allen Volksschulen der Unterricht ertheilt wird, allmälig das ursprüngliche Idiom, obwohl der Priester von der Kanzel zu seiner Gemeinde noch zumeist in demselben spricht. Im Osten mit Stammesgenossen, welche andere Länder der Monarchie bewohnen, im Zusammenhang sind im Hochgebirge, im Berg- und Hügelland und wo, wie vorher erwähnt, die Thäler des Isonzo und der Wippach südlich von Görz gemeinsam sich zu einem Landstrich abdachen, der den letzten Abschluß der großen oberitalischen Ebene bildet, Slovenen ansäßig, Söhne jenes Volkes, welches das letzte Glied in der langen Kette von Wanderzügen ist, denen eine ihrer hervorragendsten Gestalten, der gewaltige Hunnenkönig Etzel, gerade in diesem Lande in der Trümmerstätte von Aquileja ein entsetzliches, heute noch den Besucher tief ergreifendes Denkmal gesetzt hat. Der Slovene verräth durch gewisse Verschiedenheiten der Aussprache, welchem Landestheil, selbst welchem Thal er angehört, ohne daß man aber auch nur von mehreren Dialecten seiner Sprache reden könnte. Die Anzahl der Deutschen im Lande ist eine geringe. Sie setzt sich aus einzelnen Gewerbetreibenden und Industriellen, aus angestellten oder ihre Ruhegenüsse verzehrenden Staatsdienern und aus Gliedern adeliger Geschlechter zusammen. Wie schon daraus geschlossen werden kann, befinden sie sich über das ganze Land zerstreut, so daß es in demselben keine einzige deutsche Gemeinde gibt. Das ist indeß erst das Ergebniß im Laufe der Zeiten erfolgter Wandlungen.

Am Hochplateau des Ternovaner Waldes siedelten sich unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, von der landesfürstlichen Forstverwaltung berufen, deutsche Holzarbeiter aus Niederösterreich an. Die Niederlassung heißt Pri Nemcih, bei den Deutschen, allein abgesehen von den ausschließlich deutschen Zunamen mahnt nichts mehr an die Abkunft ihrer Bewohner. Größere deutsche Einwanderungen sind im XIV. Jahrhundert aus dem Pusterthal, welches damals unter der Herrschaft der Görzer Grafen und in Beziehungen zu den Patriarchen von Aquileja stand, auf Veranlassung der letzteren nach dem Bača-Thal und den südlichen Hängen des die krainerische Wochein von dem genannten Thal trennenden Gebirgsrücken erfolgt. Die Ortschaften Deutschruth, Starzišče und Podberda wurden durch sie bevölkert. Ihre Einwohner blieben zwar mit größerer Zähigkeit der alten Stammesart getreu, sind aber heute, viele Namen ebenfalls abgerechnet, vollständig Slovenen geworden. Trotzdem bezeichnen sie noch immer viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit deutschen Ausdrücken und ihre Aussprache des Slovenischen unterscheidet sie einigermaßen von den ursprünglichen Slovenen der Nachbarschaft, die sie selbst „pravi Slovenci“ — rechte Slovenen — nennen. Dessenungeachtet ist die Kenntniß der deutschen Sprache im Lande allgemein verbreitet. Am dichtesten gedrängt wohnen die Deutschen in der Landeshauptstadt Görz, in deren Straßen italienische, friaulische, deutsche und slavische Laute wirr durcheinanderklingen.

Die große Masse des Bürgerstandes, alles, was einer Stadt ihr nationales Gepräge aufzudrücken geeignet ist, muß in Görz entschieden italienisch genannt werden, wenn auch sehr viele der Bürger sich in den aufgezählten vier Sprachen verständlich zu machen wissen. Noch vor zwei Menschenaltern war der Gebrauch des Friaulischen gerade in den oberen Schichten der städtischen Bevölkerung stark im Schwunge; heute wird es von denselben beinahe nur bei Scherzreden, zu denen es sich ganz vorzüglich eignet, im Munde geführt. Hauptsächlich am Rande des städtischen Weichbildes erhält sich unter den dortigen Bewohnern mit den ländlichen Beschäftigungen der Gebrauch der slovenischen Sprache, welche in neuerer Zeit nach größerer Geltung ringt. Der Fremde indeß, der zum ersten Male Görz betritt und das lebhafte Treiben in den oft von dichtem Menschengedränge erfüllten Straßen, das rege Leben in den Kaffeehäusern, den Apotheken und den Barbierstuben oder die lärmende, doch keineswegs die Ordnung störende Menge beobachtet, wie sie an gewissen Festtagen enge geschart am Hauptplatze dem Tombolaspiel beiwohnt, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß er sich in einer dem Wesen nach italienischen Stadt befindet, zumal wenn die Fischer von der Meeresküste, die Verkäufer von Caramelli (verzuckerten Früchten), Pettorali (gebratenen Äpfeln) und Marroni oder allerlei sonstige Kleinkrämer ihre Waaren mit den verschiedenartigsten italienischen und friaulischen Rufen anpreisen und feilbieten.


Caramelli- und Pettoraliverkäufer in den Straßen von Görz.

So ungleich die Abstammung der Angehörigen unseres Ländchens ist, weisen ihre Charaktere dennoch zahlreiche gemeinsame Züge auf. Ein echter Sohn des sonnigen Südens besitzt der Görzer vor Allem jene Eigenschaften, welche sich unter Bewohnern ähnlicher Himmelsstriche auch anderswo mehr oder minder ausgeprägt entwickeln. Durch die klimatischen Verhältnisse schon vielfach verlockt, aus seinem Heim, das selbst in den wohlhabenden Schichten der Gesellschaft nicht immer behaglich eingerichtet ist, herauszutreten, und somit dahin geführt, sei es mit Nachbarn, sei es mit des Weges daherziehenden Fremden häufige Berührungen zu pflegen, ist er gesellig, mittheilsam und beinahe immer von Herzen gut, gerne bereit, fremdem Elend hilfreich beizuspringen. Die auffallend heftige Liebe der Eltern zu ihren Kindern, man kann sagen, aller Erwachsenen zu jugendlichen Geschöpfen überhaupt ist mit ein Ausfluß dieser herzlichen Gutmüthigkeit. Mit gesundem Menschenverstand ausgerüstet und selten ganz unbegabt, ist er für äußere Eindrücke sehr empfänglich; jeder Schwerfälligkeit fremd erfaßt er Neues mit Lebhaftigkeit, dem er sich ohne Mühe anzubequemen versteht. In ernsten, das Gemüth erfüllenden Dingen legt er allerdings meist Zähigkeit und Festigkeit an den Tag. Er bleibt der Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Herrscher und sein großes österreichisches Vaterland, der guten Sitte und der Väter Sprache, sowie den ererbten religiösen Überzeugungen unerschütterlich getreu, allein er klammert sich nicht mit unvernünftigem Starrsinn lediglich um der Gewohnheit willen an das Althergebrachte, wenn ihm Besseres geboten wird.

Ungleich den Angehörigen vieler anderen Länder, denen es geradezu als entwürdigend und standeswidrig erscheint, nach einem Erwerbe zu langen, der nicht schon seit Geschlechtern im Hause der Voreltern heimisch war, wählt und wechselt er auch mit raschem Entschluß den eigenen Beruf, je nachdem er sich davon Vortheile verspricht. Stets geneigter, der Gegenwart zu leben, als mit klugem Vorbedacht die Zukunft zu erwägen, kostet es ihn nicht eben große Überwindung, nach dem Wanderstabe zu greifen, um in der weiten Welt einem besseren Unterhalt, als ihm die heimatliche Scholle zu bieten vermag, nachzuziehen, obgleich er seine schwärmerische Liebe zu der Stätte, an der seine Wiege stand, niemals recht loswerden kann und immer wieder dahin zurückzukehren strebt.

Der jüngsten Zeit erst und der in ihrem Gefolge einherschreitenden drückenden wirthschaftlichen Lage, die sich vornehmlich in dem ebenen, einst blühenden Landestheile eingebürgert zu haben scheint, war es vorbehalten, den Trieb zur Auswanderung jenseits des Weltmeeres mächtig zu wecken. Von Jahr zu Jahr sehen wir nun in steigendem Maße Scharen friaulischer Landleute auf dem Zuge nach der neuen Welt begriffen, von der oft trügerischen Hoffnung beseelt, daß ihnen dort freundlichere Geschicke beschieden seien.

Eine zweite Auswanderung recht bedauerlicher Art findet, und zwar nicht blos seit jüngster Zeit, zum Glück jedoch nicht in gleich ausgedehntem Maße aus slovenischen

Ortschaften der Umgebung von Görz und des Bezirkes von Tolmein statt. Aus denselben begibt sich ein ansehnlicher Bruchtheil der weiblichen Bevölkerung sowohl ledigen als verheirateten Standes gewöhnlich nur auf eine Reihe von Jahren nach Egypten, so daß es keineswegs ungewöhnlich ist, dort Bäuerinnen zu begegnen, welche sich in italienischer, französischer, englischer und arabischer Sprache wenigstens nothdürftig auszudrücken vermögen. Diese Zugvögel scheinen in jenem Eldorado europäischer Ausbeutungssucht in allen erdenklichen Dienstleistungen lohnenden Erwerb zu finden, da es nicht selten vorkommt, daß sie für ihre Verhältnisse bedeutende Geldbeträge nach dem Hause der Eltern oder Gatten senden. Es soll nicht bestritten werden, daß so manche redlicher Arbeit nachgeht, ja man weiß von einzelnen Mädchen, daß sie im Wunderlande der Pyramiden wohlhabende Eingeborne fanden, mit welchen sie einen ehrbaren Hausstand gründeten. Allein abgesehen davon, daß dies nur vereinzelte Ausnahme bleibt, sind die geschilderten Verhältnisse darnach angethan, die Bande der Familien verderblich zu lockern.

Wenn vorhin von den Eigenschaften gesprochen wurde, welche allen Bewohnern des Landes gemeinsam sind, so ist es doch selbstverständlich, daß je nach ihrer Stammesangehörigkeit die Eigenthümlichkeiten hervortreten, welche denselben auch anderswo als unterscheidende Merkmale anhaften. Auch hier begeistert sich der Romane plötzlich mit Leidenschaft für ein Ziel, das seinem Geiste in bestechenden Farben vorgeführt wird. Leicht gibt seine glühende Phantasie sich ihm gefangen, mit heftigem Begehren strebt er es an, allerdings um früh darin zu erlahmen, dem Heißgewünschten selbst zu entsagen, sowie er es nicht im ersten Anlaufe erreicht. Auch hier weiß der Romane den Besitz materieller Güter hoch zu schätzen, er scheut nicht eine häufig weitgehende Sparsamkeit, wenn es sich darum handelt, ihn zu erhalten und zu vermehren, wenn auch durchschnittlich in geringerem Grade als der Italiener des benachbarten Königreichs. Auch hier ist der Slave nicht immer ein Hab und Gut mit fester Hand zusammenhaltender Hausvater, so sehr ihn seine Verhältnisse zu einer Genügsamkeit zwingen, die anderwärts zu den wenig gekannten Dingen zählt. Auch hier verzichtet der Slave nur schwer auf ein Vorhaben, für welches er sich einmal eingesetzt hat, und mag er noch so oft in seinem Beginnen fruchtlos gescheitert sein, es wird ihn nicht entmuthigen, nicht davon abhalten, mit unverdrossen zäher Ausdauer neuerdings ans Werk zu gehen. Immerhin muß hervorgehoben werden, daß die Blutmischung zwischen den Nationalitäten im Lande eine starke ist und demzufolge das Trennende öfter hinter dem Gemeinsamen zurücktritt.

Daß viele Namen mit der Nationalität ihrer Träger nicht im Einklang stehen oder daß Kinder unter dem Druck der sie umgebenden Verhältnisse sich zu einer anderen Nationalität bekennen lernen, als es bei ihren Eltern der Fall war, kommt in sprachlich gemischten Ländern genugsam vor; daß aber von unter ganz gleichen Lebensbedingungen

aufgewachsenen und erzogenen Brüdern beispielsweise der eine italienisch empfindet, der andere slavisch fühlt, dürfte schwerlich an anderen Orten angetroffen werden. Dieses sich gegenseitig Durchdringen der verschiedenen Volksstämme verräth sich nicht allein in den Äußerungen des Seelenlebens, es tritt ebenso in den physischen Eigenschaften der Landesbewohner hervor. Häufig begegnet man in rein slovenischen Gemeinden Individuen, deren dunkle Hautfarbe, schwarzes Haar und scharf geschnittenes Profil auf unverfälschte romanische Abstammung schließen ließe. Dann wieder leuchten einem Mann, den jeder Zweifel an seinem italienischen Volksthum empfindlich beleidigen würde, die deutschen Ahnen aus den hellblauen Augen, während bei anderen die Sprache in argem Widerstreit mit der Gesichtsbildung und Hautfarbe steht, welche sonst unverkennbare Wahrzeichen slavischer Herkunft sind. Deshalb kann es nicht wundernehmen, daß die Ausbeute nur eine geringe ist, unternimmt man, Sagen oder eigenthümliche Gebräuche und Sitten im Lande zu sammeln. Jene sind dem Gedächtniß des Volkes größtentheils entschwunden, diese mit den einstigen kleidsamen Trachten beinahe zur Gänze verloren gegangen. Dies Alles hat sich bis auf die Jetztzeit unversehrt nur in Gebieten erhalten, welche von stark benützten Verkehrswegen weitab liegen und von großen Umwälzungen unberührt geblieben sind.

Trotzdem findet sich in unserem Lande noch Einiges, das der Erwähnung werth ist. In dessen nördlichstem Theile, um den Gebirgsstock des Triglav herum, stoßen wir auf eine von dessen schönsten Sagen, die durch Rudolf Baumbachs Dichtung bereits Gemeingut geworden ist. Das ist die Sage von Zlatorog, dem schneeweißen Gemsbock mit goldenen Krickeln, nach dem das Herz eines jeden Jägers strebt. Wird er von einer Büchsenkugel getroffen, so sprießt plötzlich aus seinem Schweiße, wo er zu Boden fällt, die wunderbar schöne, lieblich duftende Triglav-Rose, die das waidwunde Wild sofort gesunden macht, sobald sie ihm zur Äsung gedient hat. Dem glücklichen Jäger aber droht Verderben, denn Zlatorog steht unter dem Schutze rächender Gewalten. Diese Sage ist zwar auf beiden Abdachungen der julischen Alpenkette, der nordöstlichen krainerischen, wie der entgegengesetzten küstenländischen heimisch, allein ihr eigentlicher Schauplatz ist dort, wo die Soča (Isonzo) in einem engen Felsenbett sich schäumend den Weg nach Süden bahnt. Nicht weit vom Triglav, dem spitz aufragenden Kern zunächst birgt in demselben Gebirgszuge der Bogatin unermeßliche Schätze, die zu verladen siebenhundert Wagen nicht genügen würden. Doch ist seine und des hochgelegenen Sees an seinem Fuße Umgebung zu unwirthlich, als daß jemals ein Schatzgräber das Wagniß unternommen hätte, ihn heben zu wollen. Leicht würde dieses Unternehmen nur dem kühnen Jäger, der Zlatorog erlegt hätte. Bisher ist es keinem noch gelungen. Wohl traf Zlatorog ein glücklicher Schuß, von dem ihn die Triglav-Rose heilte. In seinem Zorn zerstampfte er den herrlichen Garten am Triglav, in dem er zu weiden gewohnt war, derart, daß an dieser Stelle eine Wüstenei

entstand. Die Rojenice, welche jenen Garten pflegten, mieden ihn von der Stunde an. Nach siebenhundert Jahren wird indeß aus den Steinhalden des Triglav eine Tanne emporwachsen; sie wird gefällt werden, um aus ihrem Holze eine Wiege anzufertigen, und dem Kinde, das darin gelegen haben wird, soll dereinst der Schatz des Bogatin zufallen.

Verfolgt man den Lauf des Isonzo nach abwärts, so gelangt man nach Karfreit. In der Nähe dieses Marktes soll das letzte Heiligthum der heidnischen Bewohner des Landes, eine mächtige Eiche mit einem zwischen ihren knorrigen Wurzeln hervorsprudelnden Quell gestanden haben. Es wird behauptet, daß der noch in der christlichen Ära im weiten Umkreise große Verehrung genießende Baum erst im XIV. Jahrhundert unter den Axthieben glaubenseifriger Priester gefallen sei. Knapp bei Karfreit steht ein Kirchlein, von dem man erzählt, es habe sich noch in den Fluten eines Sees gespiegelt, der vor Zeiten das ganze, dort sich erweiternde Isonzo-Thal erfüllte.

Noch weiter thalab liegt Tolmein. Der Wanderer, der von diesem Orte aus das Ufer der Tominska, eines Zuflusses des Isonzo, entlang aufwärts schreitet, gelangt, nachdem er etwa eine Wegstunde zurückgelegt hat, an die Mündung der Čadra in die Tominska. Noch eine kurze Weile dem in Schlangenwindungen den Berghang steil hinanführenden Pfade folgend, sieht er sich dem schmalen Eingang in eine Höhle gegenüber, welche im Volksmund den Namen Dante-Grotte führt. Man will wissen, daß der umherirrende Dichter tagsüber sich darin verborgen gehalten habe, während er die Nächte im Schlosse Pockenstein ober Tolmein, das dem Patriarchen von Aquileja Pagano della Torre unterthan war, im Verkehr mit anmuthigen Frauen und edlen Rittern zubrachte. Auch will man wissen, daß die großartige Alpennatur, in der er nothgedrungen weilte, ihm bei manchem, in seiner göttlichen Comödie gebrauchten Bilde vorgeschwebt habe. Der Hirt, den sein Weg in später Tagesdämmerung oder zu nächtlicher Stunde an jenem schauerlich schönen Orte vorüberführt, hastet ängstlich seine Schritte und wendet scheu den Blick zur Seite, denn er besorgt, der große Flüchtling könnte heute wieder im faltig wallenden Purpurgewande auf dem Felsblock vor seinem einstigen Versteck sinnend ruhen, wie es die Alten oft gesehen zu haben vorgaben. Abgesehen von der inneren Unwahrscheinlichkeit, die darin liegt, daß der gewaltige Ghibelline bei einem Kirchenfürsten von so ausgesprochen guelfischer Gesinnung, als es Pagano della Torre gewesen ist, Zuflucht gesucht und gefunden haben sollte, sprechen alle vorhandenen geschichtlichen Zeugnisse gegen die Annahme, daß Dante jemals den Boden dieses Landes, sei es in Tolmein, sei es, wie ebenfalls erzählt wird, als Gast des ihm vom Parteistandpunkt aus näher stehenden Grafen Hugo von Tybein (Duino) betreten habe. Es ist somit beinahe gewiß, daß hier nur die Sage sich einer der erhabensten Gestalten in der modernen Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes bemächtigt hat. Bemerkenswerth ist dabei, daß die slovenische Bevölkerung sich aus einem Nachbarlande anderer

Zunge nicht einen Kriegshelden, sondern einen Meister des Wortes und Gedankens herübergeholt hat, um an ihm ihre mythenbildende Kraft zu versuchen. Allerdings muß zu theilweiser Erklärung beigefügt werden, daß einstmals zwischen Tolmein und dem oberen Isonzo-Thal überhaupt und dem italienischen Friaul recht lebhafte Wechselbeziehungen herrschten. Sie finden ebenfalls in einer anderen Erzählung Ausdruck, in welcher sich überdies unschwer Anklänge an die deutsche Faust-Sage erkennen lassen. Sie stammt aus Drežnica unter dem Kern.

Bauersleute aus Trenta, unweit der Quellen des Isonzo, sandten ihren Sohn nach Udine, um Studien obzuliegen, und versahen ihn vom väterlichen Hause aus mit Lebensmitteln. Da fiel einmal im Gebirge so reichlich Schnee, daß alle Verbindung unterbrochen wurde. Nachdem der Student lange vergeblich auf die gewohnte Unterstützung gewartet hatte, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich dem Bösen verschrieb, der ihm Hilfe brachte. Das Verhältniß wurde ihm jedoch zur Last und um es zu lösen, wandte er sich um Rath an die heilige Sibylle. Diese gab ihm das Mittel an, sich der Herrschaft des Bösen zu entziehen, und verlieh ihm außerdem die Gabe der Weissagung; doch blieb es ihm untersagt, wie er gewünscht hatte, sich dem Priesterstand zu weihen. Unter anderem sagte der Student aus Trenta vorher, es würden einst von Westen zahllose Scharen von Feinden mit Bocksbärten über das Gebiet von Tolmein hereinbrechen, sie würden es von Grund aus verwüsten und alle Männer aus demselben mit sich führen, so daß die Zurückbleibenden leicht im Schatten eines einzigen Nußbaums Platz fänden. Die Weiber würden dann sich so heftig nach Männern sehnen, daß sie von Berg zu Berg eilen würden, weil sie irgendwo eines Mannes Rock auf dem Boden liegen zu sehen vermeinten. Erreichten sie aber die betreffende Stelle, so fänden sie nur einen modernden Klotz.

Aus Huda Južna an der Bača im Tolmein'schen berichtet man folgende Erzählung: Ein Soldat mußte in den Krieg und ließ sein Liebchen mit dem Versprechen zurück wiederzukommen, falls sie ihm die Treue bewahre. Der Krieg war zu Ende, da klingelte es eines Nachts an des Liebchens Thür. Sie rafft sich vom Bett auf und stürzt hinaus, wo der Geliebte sie hinter sich aufs Pferd hebt und dann mit ihr in rasender Schnelle davonjagt. Dabei spricht er zu ihr: „Sieh nur mein Liebchen, wie hell der Mond scheint und wie schnell die Todten reiten.“ Endlich langt das Paar an einem Friedhof an. Er springt vom Pferde und stürzt in ein Grab, in welches er sein Liebchen hinunterzuziehen sich bemüht. Ihr gelingt es indeß, sich aus seinen Armen loszumachen, und sie flüchtet in die Todtenkammer, wo sie mit Hilfe eines anderen Todten, der darin aufgebahrt lag, sich schließlich ganz befreit. Sie macht sich auf den Rückweg nach ihrer Heimat und dort eingetroffen wird sie gewahr, daß sie eine lange, lange Zeit davon ferne geblieben ist, denn sie findet Niemand mehr, der sie erkennt oder den sie vor ihrer gewaltsamen Entführung gekannt hatte.

Wer fände nicht in der vorstehenden Erzählung denselben Stoff, der Bürger zum Vorwurf seiner Lenore gedient hat, und einen Beweis mehr dafür, daß allen Völkern arischen Ursprungs ein gemeinsamer Sagenkreis eigen ist?

Tolmein gegenüber am rechten Ufer des Isonzo steht inmitten der üppigen Fluren des Woltschacher Feldes eine Kirche, die St. Daniel im Schwarzwald genannt wird. Der Name schon weist auf die Vorzeit hin, in der dichter Wald von den Bergen bis in die Thalsohle hinunterreichte. Von ihr sagt man in der That, daß sie das älteste christliche Gotteshaus der ganzen Gegend sei und daß, als jenseits der Berge in der anstoßenden krainerischen Wochein noch heidnischen Gottheiten geopfert wurde, die Leichen dort verstorbener vereinzelter Gläubigen auf dem Rücken von Saumthieren über die unwegsamen Joche der Alpen hierher gebracht wurden, um in geweihter Erde bestattet werden zu können.

In dem Maße aber, als sich das Hochland gegen die Ebene absenkt, schwindet auch die Kraft des Volksgeistes, die alten Sagen festzuhalten. Hier und da taucht noch eine Erinnerung an die verwüstenden Einfälle der Türken auf, so beim Turški Kriz in der Thalenge unterhalb Podsela, zwischen Woltschach und Canale oder am Turški Klanec im Ternovaner Wald. An beiden Orten soll ihren wilden Horden ein Empfang bereitet worden sein, der ihnen die Lust zur Wiederkehr benommen hat. Am letzten Absturz des Gebirges endlich, am Südabhang des Čaven haftet die in von Südslaven bewohnten Ländern wiederholt auftretende Überlieferung, daß hoch über dem heutigen Meeresspiegel in die Felsen gewaltige eiserne Ringe eingelassen seien, an welche Seefahrer vor unvordenklichen Zeiten ihre Schiffe befestigt haben sollen.

So weit übrigens Slovenen im Lande wohnen, vom Triglav bis wo der Karst mit steilem Uferrand zum Meere abstürzt, lebt noch eine dunkle Ahnung von dem Glauben ihrer Vorfahren an den Einfluß, den die Rojenice und die Vilen auf die Geschicke der Menschen zu nehmen vermögen. Nicht ohne Scheu wird der Rojenice, der Schicksalsgöttinnen der Slovenen, gedacht. Man stellt sich dieselben als drei schöne weißgekleidete Schwestern vor, welche bei der Geburt eines Kindes an dessen Wiege treten, um ihm seine künftigen Lose vorherzusagen. Die zwei, welche zuerst die Zukunft kunden, versprechen zumeist nur Gutes; entscheidend ist aber, was die dritte spricht, denn diese offenbart das Verhängniß, das sich erfüllt und nur zu oft Schlimmes enthält. Darin liegt ein Zug von Pessimismus, der in dem ganzen, schwermüthig angelegten Wesen des Südslaven an den Tag tritt. Die Vilen dagegen, welche auch in den Volksliedern der Kroaten und Serben gefeiert werden, breiten mit Vorliebe ihre schützende Hand über Sterbliche aus und sind daher selten gefürchtet. Aus Sonnenstrahlen entstanden und in allem Anfang Bewohnerinnen der Wolken, stiegen sie später im Dienst des Gottes des Lichtes zur Erde hernieder. Körperlos und in weiße dünne Gewänder gehüllt, zart von Gestalt, blassen Antlitzes mit

leuchtendem Auge und goldig wallendem Haare, in welchem ihre Stärke liegt, mit lieblich tönender Stimme und von unvergänglicher Jugend und Schönheit, — so erscheint die Vila der Einbildungskraft des Volkes. Der rauschende Quell, die waldige Bergkuppe, der schattige Hain, sie alle stehen unter dem Schutz besonderer, ihnen eigenthümlicher Vilen. Die Vilen lieben Spiel, Tanz und Musik und wer jemals ihrem Gesang gelauscht hat, findet an menschlicher Stimme niemals mehr Wohlgefallen. Sie heilen Krankheiten und können selbst Verstorbene zum Leben wieder erwecken. Dichtern und Helden sind sie namentlich freundlich zugethan. Letztere schützen sie im Kampfe wie die Walküren die deutschen Krieger. Wer sie beleidigt hat, auf den schleudern sie indeß die Geschosse ihrer selbst geschmiedeten glänzenden Waffen, nie ohne ihn zu Tode zu treffen. Glücklich aber ist zu preisen, wem sie ihre Gunst zugewendet haben.

Neben diesen Überbleibseln uralter Stammesüberlieferungen trifft man noch auf ganz vereinzelte Spuren eines Glaubens neueren Ursprungs, der vor etwa drei Jahrhunderten unter den Slovenen, die heute durchwegs eifrige Katholiken sind, zahlreiche Anhänger zählte. Hier und da soll in den Gehöften des Wippachthals ein Exemplar der Luther'schen Bibel, welche Primus Truber im Zeitalter der Reformation in das Slovenische übersetzt und in Tübingen hatte drucken lassen, als mit Ehrfurcht behüteter Schatz bis in die jüngste Zeit erhalten geblieben sein.

Es kann nicht wundernehmen, daß Aberglauben noch häufig unter dem Landvolke beider Nationalitäten angetroffen wird. Was anderswo als gute oder böse Vorbedeutung gilt, wird auch hier dafür angesehen, allein bemerkenswerth ist, daß man die gegenwärtigen Diener der Kirche dabei mit Kräften ausgestattet hat, die mit ihrem Berufe nichts gemein haben. So wird vielfach geglaubt, daß es die Priester in ihrer Gewalt haben, Wetterwolken nach ihrem Willen zu lenken, und daß einzelne unter ihnen davon Gebrauch machen, um Gemeinden mit vernichtenden Hagelschlägen heimzusuchen, in welchen Amtsbrüder, gegen welche sie feindselige Empfindungen hegen, als Seelsorger wirken. Dann gibt es wieder Priester, denen die Landleute deßhalb besonderes Vertrauen entgegenbringen, weil sie dafürhalten, daß jene im Besitze besonders kräftiger Gebetsprüche seien, welche jeden Schaden von den Ernten ihrer Schutzbefohlenen mit größerer Sicherheit fernzuhalten vermögen, als es das sonst übliche Wetterläuten und Verbrennen geweihter Ölzweige bewirkt.

Allgemein verbreitet ist auch die Meinung, daß das Alpdrücken bei Schlafenden durch Menschen verursacht wird, welche infolge eines angeborenen Triebes genöthigt sind, unbewußt nachts ruhelos umher zu irren und ihre Mitmenschen zu quälen. Ein solches Geschöpf heißt, je nachdem es ein Mann oder ein Weib ist, Vijedomac oder Vošča bei den Slovenen, Chialchiut oder Mora bei den Friaulern und es gibt ein untrügliches Zeichen, um bei der Geburt eines Kindes erkennen zu lassen, ob es dazu bestimmt ist. Um das Kind

von diesem Bann zu erlösen, muß es zum Fenster hinaus gereicht werden, wenn es zur Taufe getragen wird. Andere sagen, man müsse zu diesem Zweck am siebenten Tage nach der Geburt, nach vollendeter siebenter Woche und nach vollendetem siebenten Lebensjahr gewisse Gebete darüber sprechen. Im Tolmein'schen behauptet man, daß Vijedomaci und Vošče nachts auf Kreuzwegen zusammenkommen und sich gegenseitig mit brennenden Holzspänen derart schlagen, daß Hände, Füße, Ohren und andere Gliedmaßen zu Boden fallen. Vor Tagesanbruch wird alles wieder heil. Einstmalen wurden sie dabei von Jemand belauscht, dem es gelang, die abgeschlagene Hand eines Mädchens zu sich zu stecken. Als der Verlust bemerkt wurde, war rasch aus dem Holz eines Holunderbusches eine neue Hand geformt, welche das fehlende Glied vollständig ersetzte. Der Mora wird hochgradige Bösartigkeit zugeschrieben; sie saugt neugeborenen Kindern alle Säfte aus, bis sie sterben.

Da wir uns nun von den Slovenen auf eine Weile verabschieden, sei nur noch erwähnt, daß die Bewohner von Šebrelje im Idriathal als die Schildbürger unter den Görzer Slovenen gelten. Einmal wollten sie das Spiegelbild des Mondes, das sie für einen großen Laib Käse hielten, aus der Idria fischen. Ein andermal beriethen sie eben darüber, wie sie mit geringen Kosten ihre Kirche erweitern könnten. Da erschien ein Fremder unter ihnen und meinte, die Sache wäre sehr einfach; sie sollen nur ihre Röcke ablegen und dann in der Kirche sich mit den Schultern an die Mauer stemmen, bis er ihnen zuriefe, daß es genug sei. Der Rath gefiel und wurde alsbald ins Werk gesetzt. Sie warteten lange auf den verabredeten Ruf, und als sie die Ungeduld wieder aus der Kirche trieb, sahen sie sich vergeblich nach dem schlauen Baukünstler und ihren Röcken um. Diese und andere schnurrige Geschichten werden ihnen in die Schuhe geschoben.

Städte, insonderheit moderne Städte, wie es Görz ist, sind kein geeigneter Schauplatz für Geisterspuk und sagenhafte Kunde. Im mittelalterlichen Schlosse der Görzer Grafen, welches anstoßend an die ältesten Gebäude der Stadt dieselbe überragt, soll es aber noch von Zeit zu Zeit bedenklich rumoren. Dann erscheint den Wachen zu mitternächtlicher Stunde eine jugendliche, wunderschöne Frauengestalt mit einem mächtigen Schlüsselbund in den Händen in Begleitung eines Hündchens. Befragt, erklärt sie, daß sie nicht früher Ruhe finden könne, als bis aus einem im Schlosse gewachsenen Baume eine Wiege gezimmert worden sein wird. Der Volksmund nennt die Erscheinung Gräfin Stellina, über die indeß nur mehr die betagtesten Bewohner der oberen Altstadt Bescheid wissen.

Außerdem flüstern sie sich noch die folgende Schauermähr zu. Vor vielen, vielen Jahren gebot im Görzer Schlosse eine gar grausame und habgierige Gräfin Katharina, welche viele Knechte in ihrem Solde hatte und sieben mächtige Doggen besaß, abgerichtet, auf einen Wink Jedermann zu zerfleischen. Da erschien einst in stürmischer Nacht am Thor ein Bote, der von Aquileja mit einem schweren Sack Goldes nach einem benachbarten

Schlosse gesandt war und des tobenden Unwetters wegen um Aufnahme bat. Die Gebieterin gewährte ihm die Bitte, aber, von dem vielen Golde gereizt, ließ sie, da er am kommenden Morgen weiter ziehen wollte, ihre Hunde durch einen ihrer Vertrauten auf ihn hetzen. Rasch erlag er im ungleichen Kampfe und nun nahm die Gräfin der Leiche die kostbare Bürde ab, um sie eigenhändig zu ihren vielen, in unterirdischen Gemächern aufgehäuften Schätzen zu legen. Der Diener, nicht minder der Habgier zugänglich als seine Herrin, folgte ihr dahin nach und erschlug sie, da sie das Versteck wieder verlassen wollte. Doch auch die zweite Blutthat war vergeblich unternommen worden. So emsig der ungetreue Knecht auch suchen mochte, es wollte ihm nicht gelingen, den Ort aufzufinden, wo die Schätze verborgen lagen. Seitdem erscheint in Zwischenräumen von sieben Jahren der Geist der Gräfin mit fliegenden Haaren, in weiße Laken gehüllt und umgeben von ihren Hunden, die ein entsetzliches Geheul anheben. Fände sich ein Unerschrockener, der den Geist nach dem Aufbewahrungsort des Goldes früge, so fände er endlich Ruhe. Bis heute hat sich keiner noch gefunden; eine Wache aber, die einmal nach dem Gespenst schoß, fiel bewußtlos zu Boden und verschied im selben Augenblick.

Noch sei eines artigen Geschichtchens gedacht, das sich das Volk von Görz erzählt. Es ist dies „die wahre Geschichte von Tonetto Busetto“. Es war einmal ein Schuster, der schon lange Jahre mit seiner Ehehälfte im besten Einvernehmen lebte, obgleich ihr Bund des Kindersegens entbehrte. Einstmal wollten sie in den Wald, selbander Holz zu klauben, vorher aber stellten sie zum Feuer einen Topf mit Bohnen, die ihnen bei der Rückkehr als bescheidenes Mahl dienen sollten. Da sie heimkehrten, fanden sie, daß die Bohnen noch nicht gar waren; da gerieth der gestrenge Hausvater, der es nicht leiden mochte, daß nicht alles genau nach seinen Wünschen gehe, in heftigen Zorn und brach in die Worte aus: „Würden doch aus diesen Bohnen ebensoviele Kinder, die uns bei der Arbeit helfen könnten!“ Sieh' da — kaum waren diese unüberlegten Worte gesprochen, als die Bohnen sich in Kinder verwandelten, welche der Reihe nach über den Rand des Topfes auf den Herd hüpften. Meister Knieriem und seine wackere Hälfte erschraken nicht wenig über diesen ausgiebigen Segen, und da sie diesen Geschöpfen nicht recht väterliche und mütterliche Gefühle entgegenbringen konnten, wird man sie nicht so gar entmenscht finden, daß sie nach Stöcken langten und die ganze Brut, die sie doch nicht hätten nähren können, flugs erschlugen. Wie häufig rascher That, folgte ihr auch diesmal die Reue auf dem Fuße. Kaum war sie vollbracht, so seufzte das Paar im Verein: „Oh wäre uns wenigstens eines geblieben, es hätte unsern schönen Birnbaum bewachen können!“ „Da bin ich, Väterchen, da bin ich“, ließ sich da eine helle Kinderstimme vernehmen. Freudig angeregt machten sich die Eheleute an die Suche und fanden endlich den einzig Überlebenden in einem Stiefel versteckt. Schier hätten sie ihn mit ihren Umarmungen erdrückt, doch sie wußten sich zu

mäßigen, nannten ihn Tonetto Busetto und vertrauten ihm ohne Verzug die Bewachung ihres geliebten Birnbaums an.

Als er einst wieder in Ausübung seiner Pflicht hoch oben auf dem Baume hockte, näherte sich eine alte Hexe, indem sie ihm zurief:

„Tonetto Busetto
Gettami un peretto
Con la tua manina d'oro;
Sii benedetto
Mio bel tesoro."

„Tonetto Busetto, wirf mir mit deinen Goldhändchen ein Birnlein herunter; sei gesegnet, mein schönes Schätzchen!" Tonetto, der ein gutes Herz besaß, warf der Alten eine Birne zu und stieg endlich selbst vom Baum herab, da sie behauptete, die Frucht nicht auffinden zu können. Die Hexe aber ergriff den armen Kleinen, steckte ihn in einen Sack und trug ihn hinweg. Des Weges kam ihr das Verlangen, Holz zu sammeln, zu welchem Behufe sie den Sack an den Rand der Straße niederstellte. Tonetto, der kein Tölpel war, ergriff die günstige Gelegenheit, öffnete den Sack mit einem Messerchen, das er bei sich hatte, füllte den Sack mit Steinen an und begab sich wieder auf seinen Baum. Die Hexe wandte, nachdem sie den Tausch entdeckt hatte, ihre Schritte zurück, allein da Tonetto durch Erfahrung klug geworden war, blieben alle ihre Bemühungen, seiner nochmals habhaft zu werden, fruchtlos. Tonetto wurde indeß schließlich dieser unausgesetzten Verfolgung überdrüßig und beschloß mit Erlaubniß seiner Eltern in die weite Welt hinauszuziehen. Auf seiner Wanderschaft gelangte er in eine große Stadt, in welcher König Dominitusè Hof hielt. Der König suchte eben einen Stallknecht. Tonetto, nicht faul, bewarb sich um die Stelle, die er erhielt und zu voller Zufriedenheit seines königlichen Gebieters ausfüllte. Eines Tages besuchte der König seinen Marstall, wo er Tonetto zu sprechen begehrte. Wer aber nicht da war, das war Tonetto. Man suchte ihn in allen Ecken, man frug, man rief nach ihm — alles vergeblich. Plötzlich ließ sich eine dumpfe Stimme, welche aus dem Leibe eines der Rosse zu kommen schien, mit den Worten hören: „Hier bin ich, Herr König!" In der That war Tonetto mit dem Futter von einem Pferde verschluckt worden, welches die ungewohnte Nahrung bald wieder von sich gab. Dieses Abenteuer verleidete Tonetto Busetto begreiflicher Weise etwas den Stalldienst. Er beschloß, auf bessere Geschicke hoffend, abermals nach einem neuen Berufe zu greifen, verabschiedete sich vom König und schlug, seines Nährvaters eingedenk, eine Schusterwerkstätte auf. Als Schild malte er ein Feigenblatt, um das er die Worte schrieb: „Scarpe per le mosche e scarponi pei mosconi" — „Leichte Schuhe für Fliegen, für Bremsen aber grobe Schuhe." Er schusterte, daß es eine helle Freude war, und lebte von da an glücklich und zufrieden.

Steigt man vollends zur friaulischen Ebene nieder, so betritt man einen Boden, dessen Cultur nach Jahrtausenden zählt und in den äußeren Erscheinungen seiner Bebauung schon die römischen Legionen bei ihrem ersten Auftreten in diesem Landstrich mit Staunen erfüllte. Eine erklärliche Folge davon ist die geistige Nüchternheit, die scharfe Urtheilskraft der Bewohner. Reiche Erfahrungen haben sich in der Folge der Geschlechter angesammelt und sind in einer langen Reihe treffender, echte Lebensweisheit verrathender, oft auch launiger friaulischer Sprichwörter niedergelegt. Immerhin hört man auch heute noch in unserem Friaul, wenn die Landleute an den kalten Winterabenden beim Mangel einer warmen Stube sich in den Ställen versammeln, oder wenn die Frauen „alla fila“ gehen und um das Herdfeuer im Kreise spinnen, allerlei plaudern. Bald sprechen sie von Hexen, die ihren Kindern und Hausthieren Böses zugefügt haben, oder vom Mazzariul, einem in Roth gekleideten, freundlich gesinnten Gnomen, bald von Orgnon cloc, einer Gattung Eulenspiegel, der in seiner Einfalt erhaltene Aufträge buchstäblich ausführt und auf diese Weise lauter Verkehrtheiten ins Werk setzt, oder von Zuàn senze paure — Hans ohne Furcht, den Särge und Todtenschädel nicht in Schreck versetzen, bald wieder von Heiligenlegenden oder vom Teufel. Ihr Teufel zeigt germanische Züge, denn er ist nur zu Zeiten ein boshafter Schalk, der den harmlosen Menschenkindern mannigfachen Schabernack spielt, aber jedesmal den Kürzeren zieht, sowie er auf festen Glauben stößt und frommem Spruche begegnet. Wenn zur Winterszeit die Stürme aus Nord und Süd tobend wüthen, sagen die Leute, daß die Hexen von diesseits und jenseits der Alpen in den Wolken schwere Kämpfe um die Herrschaft führen; oft sieht man da aber auch nachts einen Streiter auf gespenstigem weißen Roß durch den Schotter des Isonzo-Betts jagen, daß die Funken sprühen, wenn Huf und Kiesel hart zusammentreffen.

Die Erzählungen von der heiligen Schrift entnommenen Persönlichkeiten bewegen sich fast immer um Dinge, welche die Interessen des Landmanns nahe berühren, um die Feldfrüchte, andere Erzeugnisse des landwirthschaftlichen Betriebes oder um den befruchtenden Regen, von dessen rechtzeitigem Eintritt in dem der sommerlichen Dürre unterworfenen Lande es alljährlich abhängt, ob die Erde reichen Erntesegen spendet. Dem göttlichen Erbarmen über Jobs Elend wird die Entstehung des Seidenwurms zugeschrieben. Als jener vielgeprüfte Mann von Würmern bedeckt dalag und seine Leiden auf das höchste gestiegen waren, erachtete der liebe Gott den Augenblick für gekommen, denselben endlich ein Ziel zu setzen. Er ließ zu Jobs Haupte einen Maulbeerbaum rasch emporwachsen und die Würmer, denen die Nahrung von seinem Laube lecker erschien, krochen so rasch sie eben konnten auf den Baum und waren von der Stunde an Seidenwürmer, eine köstliche Gottesgabe, namentlich für den armen friaulischen Colono, dem sie im Frühjahr das erste Bargeld bringen, wenn sie nach Wunsch gedeihen.



Wallfahrt der Bewohner von Grado auf Kähnen nach Barbana.

Christus der Herr liebte es, in Begleitung des heiligen Petrus zumeist, manchmal auch mit Johannes das Land unerkannt zu durchstreifen und denjenigen Gutes zu erweisen, die sich dessen würdig zeigten. Drohte die Trockenheit die Saaten zu verderben, so sandte er erquickenden Regen auf den Acker des Hauses, in welchem er gastlich aufgenommen worden war und dessen Bäuerin unerschütterliches Gottesvertrauen bewiesen hatte. Oft übte er aber auch Milde, wo er zu zürnen Ursache gehabt hätte, und bei einer solchen Gelegenheit beschenkte er sogar das Land mit einer neuen Fruchtgattung. Dieser Fall ereignete sich, da er einmal mit Petrus und Johannes in einem Bauernhofe einkehrte, wo ihm nur widerwillig gegen das Versprechen, am folgenden Tage beim Dreschen des Getreides hilfreiche Hand zu leisten, Gastfreundschaft gewährt wurde. Das Abendessen war nicht reichlich, das Lager hart, dafür wurde am Morgen nicht eben höflich an die Arbeit gemahnt. Christus erschien im Hofe, legte zum Schrecken der Umstehenden an das aufgehäufte Getreide Feuer an, aber siehe da, wie staunten alle, als, während die Flammen prasselten ohne etwas zu verzehren, Korn und Stroh sich schieden und in kurzer Zeit die Arbeit ohne Mühe gethan war. Ohne Dank ließ die Bäuerin, eine Witwe, die dem Hause vorstand, darauf Christus mit seinen Begleitern von dannen gehen. Sie meinte die Sache wiederholen zu können, allein jetzt brannte die Frucht im Ernste. Der Herr, der sie nicht allzu hart strafen wollte, fügte es, daß die verkohlten, zusammengeschrumpften Weizenkörner eßbar und keimfähig blieben, und seitdem wird im Lande Buchweizen gebaut, der, wenn das Getreide eingeheimst ist, eine zweite Ernte vom selben Acker ermöglicht.

Der Teufel trieb eine Weile sein Unwesen am Berge von Medea, der ganz vereinsamt unweit der Grenze des Königreichs Italien sich aus der gegen Westen endlos ausgebreiteten Ebene erhebt. Er neckte die dort beschäftigten Steinbrecher unablässig, indem er ihre Arbeiten auf alle erdenkliche Weise störte. Entweder fanden sie, wenn sie am Platze erschienen, den Steinbruch mit Wasser erfüllt oder den Zugang durch Steinblöcke verrammelt oder die zurückgelassenen Werkzeuge über den ganzen Berg verstreut. Sie erriethen den Urheber dieses Unfugs und beschlossen, am Gipfel des Berges dem heiligen Antonius ein Kirchlein zu erbauen, unter dessen Schutz sie sich stellten. Den Teufel wurmte das ergriffene Auskunftsmittel, das seinen Zirkel wirksam stören würde, gewaltig und er that, was in seiner Macht stand, um die Ausführung zu hintertreiben. Was die Maurer tagsüber bauten, zerstörte er des Nachts; allein der heilige Antonius nahm sich seiner Schutzbefohlenen an und stellte bei grauendem Morgen täglich wieder her, was der böse Geist vernichtet hatte. Was mit Gewalt nicht gelingen wollte, versuchte nun der Teufel durch List zu erreichen. In ein langes Gewand gehüllt, welches ihm ein ehrwürdiges Ansehen verleihen sollte, stellte er sich dem heiligen Antonius in den Weg und sprach dabei: „Ich habe schon vorher von einem Fleckchen Erde am Berge Besitz ergriffen und

jetzt kommt ihr und laßt euch darauf eine Kirche bauen. Ich schlage euch indeß vor, über die Sache nicht zu streiten, sondern den Zufall entscheiden zu lassen, wem von uns beiden das kleine Grundstück gehören soll." Der heilige Antonius that, als merkte er nicht, mit wem er zu thun habe, und gab sich zufrieden. Daraufhin meinte der Teufel, sie möchten beide auf das Dach der eben eingedeckten Kirche steigen und einen Sprung hinunter wagen. Wer damit weiter gelänge, sollte den Platz behaupten dürfen. Auch dies fand der Heilige genehm. Er that einen gewaltigen Sprung, der Teufel aber verwickelte sich in das ungewohnte lange Kleid und fiel jämmerlich zu Boden. Er schlich beschämt von dannen und ward dort nicht mehr gesehen. Das Kirchlein des heiligen Antonius blickt noch immer auf die Ebene munter hinab und alte Mütterchen wollen in dem festen Gestein darunter noch die Fußspuren vom Sprung des Heiligen und den Eindruck vom plumpen Fall des Teufels wahrnehmen.

An die größte geschichtliche Katastrophe, von der das Land heimgesucht worden ist, mahnt die Überlieferung vom Pozzo d'oro in Aquileja, einem tiefen Brunnen, in welchem die wohlhabenden Eingebornen jener Stadt am Vorabend ihrer Erstürmung durch die Hunnen Attilas unermeßliche Schätze bargen, um sie in besseren Tagen, sobald die Flut der Eroberer vorübergegangen sein würde, wieder zu heben. Aquileja ist aus der Asche nicht mehr erstanden, seine Bürger fielen entweder unter den feindlichen Schwertern oder flüchteten, um nicht wiederzukehren, und der Pozzo d'oro ist noch immer nicht aufgefunden. Der Glaube an ihn ist indeß noch nicht erstorben und es ist noch nicht lange her, daß in allen Kaufverträgen über in oder um Aquileja gelegene Grundstücke der Pozzo d'oro für den Fall seiner Entdeckung vom Verkaufe ausdrücklich ausgeschlossen wurde.

Die Veste von Monfalcone, deren Erbauung dem Amaler Dietrich von Bern, dem großen König der Ostgothen, zugeschrieben wird, umrankt nicht märchenhafte Dichtung, welche auf dem öden Karstgestein der Umgebung so wenig gedeiht als jetzt üppiger Wald mit geheimnißvollem Rauschen der Wipfel, und auch das stolze Schloß Duino, das sich um einen hochragenden Römerthurm gelagert hat, entbehrt des einen wie des anderen Schmuckes.

An den Berg von Medea knüpfen sich wieder Erinnerungen an den Fall Aquilejas. Auf seiner Spitze hatte, so will man wissen, Attila seine Zelte aufgeschlagen und während die Flammen, welche in Aquileja unzählige Leben und herrliche Werke von Menschenhand verzehrten, den Nachthimmel weithin rötheten, soll er von wilden Gelagen mit seinen Genossen aufblickend sich an dem entsetzlichen Schauspiel geweidet haben. Jener Berg ruft uns noch frühere Zeiten ins Gedächtniß zurück. Mit ihm und mit dem räthselhaften Flusse Timavo, der mit mächtiger Strömung aus den Höhlen des Karstes hervorbricht, um nach kurzem Laufe seine Gewässer mit den Fluten der Adria zu vermengen, sind die

ältesten Mythen Europas überhaupt enge verwoben. Im Schooße des Berges haust ein gewaltiges Weib. Schon der Name der Ortschaft an seinem Fuße deutet auf die in allen Zauberkünsten wohlbewanderte Königstochter aus Kolchis hin, die dem Räuber ihres Herzens und des goldenen Vließes aus ihres Vaters Reiche bis hieher folgte, und die rothe Erde, welche die Spalten des Gesteins erfüllt, soll ihre auffallende Farbe an dem Tage erhalten haben, an welchem sie das Blut der von Medea geschlachteten Kinder Jasons getrunken hat.

An den Ufern des Timavo aber ließen die von Jason geführten Argonauten ihre Schiffe wieder in die Wellen tauchen, nachdem sie sie von Ämona zu Lande unter unsäglichen Mühen dahin gebracht hatten; an den Ufern des Timavo landete aus Ilion flüchtend Antenor mit einem Gefolge von Henetern und dann wieder eine Schar auf der Heimkehr vom trojanischen Kriege durch Wind und Wetter hierher verschlagener anatolischer Griechen, die an dieser Stelle ihrem auf der Irrfahrt verstorbenen Könige Diomed einen Tempel erbauten. Aus den Trümmern desselben soll die in der Geschichte oft erwähnte Kirche St. Giovanni di Tuba erbaut worden sein.

So begegnen wir denn auf engem Raume zusammengedrängt zugleich den ältesten Heldensagen des ewig jungen Hellenenthums, den Spuren römischer Größe und unbestimmter Kunde von einzelnen Gestalten des deutschen Nibelungenliedes.

Lassen wir uns jetzt aus jener grauen Vorzeit zu unseren Tagen zurückgeleiten.

In der stillen Lagune zwischen Aquileja und Grado liegt ein kleines Eiland mit einem ehrwürdigen Gotteshause, Sta. Maria di Barbana. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ereignete es sich einst, daß bei einem verheerenden Hochwasser ein Marienbild herabgeschwommen kam, welches sich in den die Flut überragenden Zweigen eines Baumes verfing. Dieser Baum, mächtig herangewachsen, wurde noch heute Lebenden gezeigt und ist erst vor etwa vierzig Jahren durch einen ungewöhnlich heftigen Sturm niedergeworfen worden. Das Bildniß und die Kirche, die sich darüber wölbt, wurden bald Gegenstand frommer Verehrung und alljährlich belebt sich die Lagune an den Frauentagen durch die Zuzüge der Wallfahrer aus dem eigenen Lande und dem italienischen Nachbarreich, ja selbst aus entfernteren Gegenden Istriens, Kärntens und Krains.

Ein malerisch schönes, bunt bewegtes Bild bietet sie insbesondere an jenem Festtage, an welchem die gläubige Gemeinde von Grado alter Übung getreu mit ihrem eigenen Gnadenbilde nach Barbana wallt. Zahllose Kähne, durch gleichmäßigen Ruderschlag bewegt dahingleitend, bedecken die Lagune, voran die Priester in ihrem Ornat, mit wehenden Kirchenfahnen, während die einfachen Melodien eines volksthümlichen Kirchenliedes zum Himmel steigen. Wenn der Zug sich Barbana nähert, wird das dortige Frauenbild zur Begrüßung der Kommenden bis an das Gestade entgegengetragen, wobei



„Sagra", volksthümlicher ländlicher Tanz im Freien.

ungewöhnlich fromme Gemüther schon bemerkt haben wollen, daß es dem Schwesterbildniß in dem Augenblick zunickt, in dem es auf den Boden der Insel gelangt.

Die unter dem Landvolk verbreitete echt religiöse Gesinnung vermag es nicht zu hindern, daß die Festtage der Schutzheiligen und andere kirchliche Feiertage in Friaul, in der Gegend von Monfalcone und über Görz hinaus bis tief hinein in slovenisches Gebiet mit weltlichen Vergnügungen oft über Gebühr begangen werden. Mit wahrer Leidenschaft wird bei einer solchen „Sagra", zu der von weit und breit viel Volk zusammenzuströmen pflegt, dem Tanze gefröhnt. Auf freiem Platze, meist inmitten der Ortschaft, wird ein Bretterboden aufgeschlagen, und mögen auch die Strahlen der Julisonne heiße Schwüle verbreiten, vom Schlusse des nachmittägigen Gottesdienstes, manchmal auch von früherer Stunde an dreht sich da alles beinahe ohne Unterlaß in fröhlichem Reigen bei Gesang und Gejauchze, die allerdings in dem Maße heiserer und wilder werden, als sich die Mitternacht nähert. Einst eröffneten die Frauen und Töchter der Gutsherren den Tanz mit den Veranstaltern des Festes, ein Gebrauch, der bereits außer Übung gekommen ist. Doch verirrt sich noch zeitweise bei einbrechender Dunkelheit ein Städter auf den ländlichen Tanzboden, um Freuden nachzuholen, die ihm der Carneval zu spärlich zugemessen hat.

Der volksthümliche Tanz, ein Rundtanz, bei dem sich die Paare bald trennen, bald fassen, ist bei den Friaulern und Slovenen gleich und wird ebenso Furlana als Schiava genannt. Nur mehr ausnahmsweise getanzt, wird er von den modernen Tänzen nach und nach ganz verdrängt. Es ist wahrlich eine erfreuliche Wahrnehmung, daß das Volk bei Mühsal, Entbehrung und harter Arbeit, die das Geschick ihm auferlegen, die Neigung zu Lustbarkeiten und die Empfänglichkeit für ihre Freuden besitzt und bewahrt; doch muß man bedauern, daß an vielen Orten die Tanzunterhaltungen sich allzusehr häufen und eine Quelle sittlicher und wirthschaftlicher Übelstände werden. Die Vorbereitungen zum Tanz und seine Nachwehen rauben manchen Tag der Arbeit, welche die Jugend leicht entwöhnt, während das schwer erworbene Geld in wenigen Stunden vergeudet ist. Dabei werden geistige Getränke, bei der zunehmenden Theuerung des Weins, den bis vor einem Menschenalter die Rebe im Lande reichlich spendete, leider in stetig steigendem Maße gebrannte Wässer bis zum Übermaß genossen und damit zu oft blutig endendem Zank und Hader führende Stimmungen erzeugt.

Den Tänzen zunächst sei noch kurz der Spiele des Volkes gedacht. Im ganzen Lande ist das Boccespiel vor allen beliebt, ein der Herkunft nach italienisches Spiel, welches mit sieben Kugeln von zwei Parteien gespielt wird. Es genügt ein auch nur nothdürftig geebneter Platz von mäßiger Ausdehnung und was immer für einer Gestalt, so daß es keinerlei Vorbereitungen bedarf. Das Spiel selbst kann nie einförmig werden, da sich die verschiedenartigsten Combinationen ergeben, und bietet Gelegenheit, Geschicklichkeit und Kraft, dann

wieder Berechnung und richtiges Augenmaß an den Tag zu legen. Im nördlichen Theile des Landes ist das Kegelspiel ebenfalls einigermaßen heimisch. Italiener und Friauler vergnügen sich manchmal mit dem bekannten Morraspiel, welches schon die alten Römer trieben. Es ist im Grunde genommen ein Glücksspiel, da es darauf ankommt, die Zahl der



Gebirgsbewohner mit Rückenkorb und Sack.

Finger zu errathen, welche von den beiden Spielenden in rascher Aufeinanderfolge von je einer Hand vorgestreckt werden. Eine besondere Anziehungskraft übt das Tombolaspiel aus, welches in den größeren italienischen Gemeinden einmal des Jahres zu Wohlthätigkeitszwecken öffentlich abgehalten wird.

Von alten Gebräuchen hat sich die Begehung des Julfestes, die Feier der sommerlichen Sonnenwende, welche Italiener wie Slovenen aus der arischen Urheimat mit

herübergenommen haben, ungeschwächt bis auf den heutigen Tag erhalten. Besteigt man am Vorabend des Johannistages eine Aussicht gewährende Stelle in der Nähe von Görz, so sieht man, sobald die Sonne im fernen Westen untergetaucht ist, auf allen Hügeln und Bergspitzen Feuer emporlodern. Selbst auf Kreuzwegen der Ebene und Ortsplätzen werden hohe Stöße Reisig aufgeschichtet, um in Brand gesteckt zu werden, und die unternehmenderen Bursche, deren Anblick die Herzen der Dorfschönen rascher schlagen macht, springen beherzt durch die flackernde Lohe. Dieses Schauspiel hat oft ein Vorspiel am vorhergehenden Abend und wiederholt sich meistens am Johannistag selbst und in abnehmendem Umfang an einigen folgenden Abenden.

Der Erwähnung werth sind allenfalls noch die Hochzeitsgebräuche. Am Tage vor der Vermählung wird die Ausstattung der Braut auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, der nicht ihren Eltern oder Geschwistern angehören darf, durch einen entfernteren Angehörigen nach dem Hause des Bräutigams geschafft, damit Alles zum Empfang der neuen Hausfrau vorbereitet werden kann. Je wohlhabender die Braut, desto höher thürmen sich auf dem Wagen Betten, Schränke und bunt bemalte oder sonst verzierte Truhen voll Wäsche, Kleider und allerlei Hausrath. Was aber nirgends fehlen darf, ist eine lebende Henne, welche an der Spitze der Deichsel befestigt wird und wohl als Sinnbild der erwarteten Fruchtbarkeit gedeutet werden kann. In den Fällen, in welchen eine Erbtochter heimgeführt wird und der Gatte das Haus seiner Erwählten beziehen soll, nimmt ein Hahn die Stelle der Henne auf dem Wagen ein, der seine Einrichtungsstücke nach dem neuen Wohnsitz überführt. Am Tage der Hochzeit vereinigen sich bei der Braut einerseits und dem Bräutigam anderseits die Verwandten, Freunde und Gäste des Hauses und in jeder der beiden Versammlungen übernehmen je ein lediger Bursche und ein bereits verheirateter Mann — Brautführer und Brautvater — die Führung in dem nun folgenden üblichen Possenspiel. Unter Vorantritt von Spielleuten, fortwährendem Schießen und heiteren Gesängen ziehen die Genossen des Bräutigams, der sich ganz stille zu verhalten hat, vor das Haus der Braut. Als wenn man dort ganz unvorbereitet wäre und sich die Ursache des Aufzuges nicht zu erklären wüßte, empfängt man die Ankommenden mit der Frage, was der Lärm zu bedeuten habe. Die Antwort lautet dahin, daß man eine Taube suche, die beschrieben wird, indem man der Braut die gröbsten Schmeicheleien sagt. Da werden nun aus dem Hause der Braut dem Gefolge des Bräutigams der Reihe nach die ältesten Frauen vorgeführt, welche jedoch mit nicht immer zarten Scherzreden zurückgewiesen werden. Im Verlaufe der Verhandlung wird ein Stück von dem Seidenzeug vorgewiesen, aus welchem der Anzug der Braut verfertigt ist und den man sich schon vorher zu verschaffen gewußt hat, und die Bemerkung daran geknüpft, daß die Flügel der gesuchten Taube die Farbe dieses Stoffes haben. Nachdem noch kleine Mädchen gezeigt

wurden, erscheint die Brautjungfer. Sie wird mit freudigen Rufen und der Erklärung begrüßt, daß die Taube, nach der das Verlangen geht, in ihrer nächsten Nähe zu finden sein müsse. Endlich tritt die Braut selbst über die Schwelle ihres Hauses. Da ertönt allgemeiner Jubel, unter welchem sie zur Kirche und nach vollzogener Trauung zu Tanz und endlosem Gelage geleitet wird. Folgt die Neuvermählte ihrem Manne in eine fremde Ortschaft, so stellen sich die Bursche ihres Heimatsdorfes dem jungen Paar in den Weg,



Kleines Eselgespann aus dem Karstgebiet.

so wie es die Kirche verläßt, bieten ihm einen Trunk an, fordern aber gleichzeitig von dem Gatten ein Geldgeschenk, mit welchem er sein Weib gleichsam erst von ihnen loskaufen muß.

Ist einer der eheschließenden Theile verwitwet, so wird Alles so unauffällig abgemacht, daß wenn möglich der Tag der Trauung unbemerkt vorübergehe; sonst steht den Eheleuten an drei aufeinanderfolgenden Abenden eine sogenannte Katzenmusik bevor, von der nur eine Spende an Geld oder Wein befreit. Eltern halten sich von dem Hochzeitsfest ihrer Kinder vollständig ferne, gleichwie die sogar von den oberen Schichten der Gesellschaft

meist beobachtete Sitte vorschreibt, daß die allernächsten Angehörigen von Verstorbenen dem Begräbniß derselben nicht beiwohnen.

Die früheren mannigfaltigen und malerischen Trachten, deren Bestandtheile entweder auf den Bauernhöfen angefertigt wurden oder Erzeugnisse häuslicher Kleingewerbe waren, mußten den wohlfeilen Fabriksproducten der Neuzeit weichen. Ausnahmsweise nur sieht man noch an irgend einem unter der Last der Jahre gekrümmten Männlein oder Weiblein ein Kleidungsstück, das die Anhänglichkeit an altgewohntes Herkommen mit Sorgfalt zu erhalten wußte. In dem ganzen Auftreten und namentlich in den verschiedenen Gefährten, deren Bau eben durch örtliche Verhältnisse bedingt ist, verräth sich dennoch die Angehörigkeit zu dem einen oder anderen Landestheile, deren jeder sich auch von den übrigen in der Anlage der Wohnsitze wesentlich unterscheidet.

Die Niederlassungen der Italiener und Friauler haben mehr oder minder städtisches Ansehen. In jedem Dorfe gibt es Herrensitze, deren Bauart nicht anspruchlos erscheint. Außerhalb der geschlossenen Ortschaften trifft man beinahe nur in der sogenannten Bassa, dem Strich zunächst dem Meere, auch einzeln stehende Gebäude zu landwirthschaftlichen Zwecken, welche dann ziemlich weitläufig sind. Abgesehen von den ärmlichen Wohnungen der Taglöhner und Gewerbetreibenden herrscht überall ein wohlthuender Aufwand an Raum.

Am Karst und in Ecken — Coglio, Berdo — dem mit Rebengeländen und Obstbäumen bedeckten Hügelland im Westen von Görz zwischen Isonzo und Judrio, stehen die wenig geräumigen Behausungen, um Kirchen oder Reste von Schlössern dicht gedrängt, gewöhnlich auf Bergkuppen, oft umringt von den Trümmern alter Umfassungsmauern. Diese Bauart wurde der Bevölkerung durch die in den verflossenen Jahrhunderten erfolgten feindlichen Einfälle, zuletzt der Türken einerseits und der Venetianer anderseits aufgedrängt.

Um Görz herum und im Wippachthal beobachtet man in jeder Beziehung den allmäligen Übergang von friaulischer Art zu den Eigenthümlichkeiten des Karstes. Hier namentlich sind infolge geschehener Vertheilung der meisten ehemaligen Gemeinde-Hutweiden viele vereinzelt stehende Wohnhäuser entstanden, was den Neigungen der Slaven in hervorragender Weise zuzusagen scheint. Das Görzer Oberland trägt auch in dem eben besprochenen Verhältniß selbstverständlich den Charakter des Gebirgslandes und somit theilweise Züge, welche dem gesammten österreichischen Alpengebiet gemeinsam sind. Neben kleinen geschlossenen Ortschaften hat es dort seit jeher zahlreiche zerstreute Gehöfte gegeben, welche mit ihren bemoosten Strohdächern, die ein Rand von Steinplatten einzufassen pflegt, bis in beträchtliche Höhen hinaufreichen.

Auffallend ist der Mangel an alten Burgen, deren es das ganze Isonzo-Thal entlang überhaupt nie mehr als zwei gegeben hat, das Schloß von Tolmein und die Thalsperre der Flitscher-Klause. Außer Duino und Monfalcone wäre hier nebst den Trümmern des

historisch denkwürdigen Schlosses von Cormons noch die wohlerhaltene mächtige Burg Reifenberg zu nennen, welche von steiler Höhe in das Brenizza-Thal herniederschaut.

Das Saumthier, welches noch vor einem Menschenalter in den Thälern der Idria und der Bača und auf dem von diesen beiden eingefaßten Hochlande den Verkehr ausschließlich vermittelte, ist nun infolge des Vordringens fahrbarer Straßen verschwunden. Schwere Frachtwagen durchziehen alle Thäler, die Erzeugnisse der Viehzucht



Zweirädriges Ochsengefährte aus „Ecken.“

und des Obstbaues gegen Brotfrucht und kaufmännische Waaren in der Landeshauptstadt einzutauschen. Gewohnt, zur Zeit des Heuwerbens große Lasten über steile, steinige Pfade zu Thale zu tragen, geht der Landmann wuchtigen Schrittes einher, den Bergstock in der Rechten, einen Rückenkorb über die Schultern geschwungen oder den eigenartigen, aus einem gegerbten ganzen Schaf- oder Hammelfell gefertigten Sack tragend. Doch versteht er es auch, mit den genagelten, aus Bastgeflecht und Holzsohle bestehenden Schuhen flink von Fels zu Fels zu springen, stellt er der flüchtigen Gemse oder dem scheuen Reh nach, wenn es nicht anders sein kann, selbst ohne Waffenpaß und auf fremdem Jagdrevier. — Auf den musterhaft gehaltenen Straßen der friaulischen Ebene jagen an den breit und

schwer beladenen Frucht- und Heuwagen, die von vier mächtigen Rindern gezogen sich schwankend fortbewegen, pfeilgeschwind leichte Einzelngespanne vorüber, deren Pferden das edle Blut der durch Schnelligkeit und Ausdauer ausgezeichneten Friauler Race aus den



Bäuerin aus der Umgebung von Görz.

klugen Augen hervorblickt. Ein Tuch malerisch um den Kopf geschlungen, das Tragholz mit zwei von den Enden herabhängenden Kupferkesseln über der Schulter, wandeln unter heiterem Wechselgespräch die Weiber daneben von dem Ziehbrunnen dem Hause zu. In aller Frühe sieht man sie dann statt der Wasserkessel kürbisförmige Körbe voll Geflügel tragend, theils flüchtigen Schritts in hellen Haufen, theils auf breite Wagen hingelagert nach dem oft entfernten Markt, selbst nach Triest ziehen. Am Karst dagegen ist der Esel als Zugthier stark im Gebrauch. Die dabei benützten Wägelchen sind ebenso nieder als kurz und schmal, so daß es einen drolligen Anblick gewährt, wenn man einen Mann von kräftigem Körperbau, manchmal auch ein Paar davon darauf ganz zusammengekauert von einem zu lustigem Trabe fortwährend angefeuerten Grauthier rasch weiterbefördert sieht.

In Ecken wieder, fährt der Weinbauer mit einem zweirädrigen Karren, dem zwei meist kümmerlich genährte Ochsen vorgespannt sind, seine Lasten mühsam die steilen Thallehnen auf schlechten Wegen hinan. In den beiden letztgenannten Landstrichen und der ganzen Umgebung von Görz trägt das Weib mit großer Gewandtheit auf dem Kopfe, und die häufig hoch und schlank gebauten Mädchen, welche strammen elastischen Schritts die auf dem Kopfe in breitem Korbe sicher ruhenden Erzeugnisse des Gartens und Hühnerhofes nach der Stadt bringen, bieten ein recht anmuthiges Bild.

Daß das Völkchen, das wir zu schildern versucht haben, liederfroh und sangeskundig ist, bedarf nicht erst besonderer Versicherung. Die Südslaven im Allgemeinen nennen viele Volkslieder voller Poesie mit reizenden Melodien ihr Eigen und die Slovenen insbesondere nehmen in dieser Beziehung unter ihnen nicht den letzten Platz ein. Seit dem Erstarken des nationalen Geistes werden die Weisen des Volkes und die dazugehörigen Worte emsig gesammelt. Zahlreiche Gesangsvereine und, wo diese fehlen, die Lesevereine schulen und pflegen den Gesang mit großem Eifer, so daß man, oft wenn man es am wenigsten erwartet, durch gut zusammengestimmte kräftige Männerchöre überrascht wird. Der Volksgesang hat vielleicht an Ursprünglichkeit verloren, dagegen aber unbestritten an künstlerischer Vollendung in der Ausführung gewonnen, seitdem Lied und Wort sich nicht mehr, von den Alten auf die Jungen übergehend, von Mund zu Mund fortpflanzen, sondern, durch geschriebene Zeichen festgehalten, mittelst Notenheft und Textbuch übertragen werden. Daraus folgt jedoch zugleich, daß, soweit Slovenen wohnen, heute überall dieselben Lieder klingen. Trotzdem gibt es noch einzelne Volkslieder, welche noch nicht zu Papier gebracht worden sind. Eines davon, welches aus Ronzina — Ročinj — im mittleren Isonzothal stammt, möge hier Platz finden:

Lahko noč.

Ljubica v zelenem vrtu sedi,
Fantič gre mimo, se veseli.
„Trgaj mi rožice,
Delaj mi pušelce,
Če sem še fantič kaj tvoj!“

„Rožice že vtrgane imam,
Pušelca delat pa ne znam.
Žido kupila bom,
Pušelc povila bom,
Fantič, le pridi drev po-nj!“

Komaj sem čakal, da se stri mrak,
Šel sem tja pod oknice stat;
„Gor' ustan' ljubica,
Glej! sveti lunica
Lepše ko solnce čez dan.“

Ljubica ni hot'la gori ustat'
Jn mi ni hot'la pušelca dat'.
„Molči ti ljubica,
Še se boš jokala,
Jaz se bom fantič smejal.“

Gute Nacht.

Liebchen sitzt im grünen Garten,
Bursche läßt nicht auf sich warten.
„Pflücke Blumen mir,
Bind' ein Sträußchen hier,
Bin ich dir noch etwas werth!“

„Blumen hab' ich schon gefunden,
Sträußchen doch noch nie gebunden,
Kauf' ich erst ein Band,
Ist der Strauß zur Hand,
Bursche hol' ihn abends dir.“

Daß es dämmert, wart' ich bange,
Lausch' an ihrem Fenster lange.
„Heb' dich Liebchen mein,
Sieh den Mondenschein
Heller noch als Tageslicht.“

Liebchen ließ sich nicht erweichen,
Wollte nicht den Strauß mir reichen.
„Schweig' nur, wenn's dich freut,
Sollst noch weinen heut;
Lachen wird dein Bursch dazu.“

„Zdaj pa adijo ljubica,	„Werde heimwärts nun mich wenden,
Bog ti daj eno lahko noč:	Möge Gott dir Schlummer senden,
Bog ti daj eno lahko noč,	Wünsch' dir gute Nacht;
Meni pa do vinca ključ,	Hab' mir ausgedacht,
I'il ga bodem celo noč."	Zu vertrinken diese Nacht."

Friauler und Italiener singen nicht weniger als Slovenen, das braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, ist doch die romanische Kehle ein bevorzugtes Organ des



Friaulerinnen am Ziehbrunnen.

Gesanges. Ihr Gesang ist noch ganz urwüchsig. Bald hört man von ihnen ein fein erdachtes und empfundenes Lied, dessen Heimat in Süditalien ist und dessen rasche Wanderung durch mündliche Fortpflanzung bis in unsere Gegend sich nachweisen läßt, bald hört man einen Gassenhauer, in welchem einer altbekannten Melodie ein neuerfundener Text angepaßt wird. Noch in jüngster Zeit entstehen deren entschieden patriotischen Inhalts, wie zum Beispiel jenes, welches in den fünf Jahren zwischen 1882 und 1887, während welcher das heimatliche Regiment Nr. 97 die Besatzung von Pola bildete, von Stellungspflichtigen oder in das Heer Eingereihten häufig gesungen wurde und den folgenden Kehrreim enthält:

Andiam tre anni a Pola	Wir geh'n dem Kaiser dienen
Servir l'Imperator!	Nach Pola auf drei Jahr!

Diese italienischen und friaulischen Gesänge dringen auch bis in die an der Sprachgrenze gelegenen slovenischen Dörfer vor. Der eigentliche friaulische Volksgesang zeigt besondere Eigenthümlichkeiten.

In den warmen Sommernächten versammeln sich die Mädchen bei den Brunnen oder an den Feldrainen, ihnen gegenüber die Bursche, um Wechselgesänge anzustimmen, deren Worte oft unter geschickter Benützung der obwaltenden Umstände und der gegenwärtigen Persönlichkeiten improvisirt werden. Der Inhalt dieser Stegreiflieder ist zumeist erotisch, untermischt mit mancher Stichelrede, der indeß die scharfe Antwort selten fehlt. Der Schmerz der Liebenden über die Trennung infolge Einberufung des Auserwählten zum Dienst im Heere ist dabei ein mit Vorliebe behandelter Vorwurf. Wir lassen hier das Beispiel eines solchen Wechselgesanges folgen, wie er dem friaulischen Landvolk abgelauscht wurde.

Villotte furlane.

Lis fantatis.

Dugg mi dis, che soi allegre
Ma'l mio cur nissun mel viod,
La passion, che io hai tal stomi,
Nissun mai no me la viod.

Ind'hai trattis tantis lagrimis,
Che inviàvin un mulin,
La me vite si consume
Comme il ueli tal lumin.

Chel ninin color di rose,
Ch'al sarà lontan di me,
Che se lui al mi bandone,
Oh, ce' mai sarà di me.

Se savessis, o chiars zovins,
Ce che son suspirs d'amor:
E si mur, si va sott tiare,
E anchiamo si sint dolor.

I fantaz.

Dul di mé, dul dé mé vite,
Dul di mé tant zovinin,
Doi la muort a mé morose,
Se'o tiri il numar prin!

Fuàrs domàn partis, voi vie,
Puarin disfortunat:
Il miò cur a ti tel doni,
E tu tenlu conservat.

Fantazzinis fait crosettis,
Che i fantaz s'in van soldaz
Avvodaisi a zuez e gobbos,
Chialzumiz e struppiaz.

Ce suspirs di lontananze:
E l'amor ce mai sará:
Se da te sará costanze,
Ca di me non manchiará.

Friaulischer Dorfgesang.[1]

Die Mädchen.

Alles sagt mir, ich sei heiter,
Aber niemand sieht mein Herz;
Meinen Kummer tief im Innern
Niemand sieht ihn, diesen Schmerz.

Die Bursche.

Mitleid mir und meinem Leben,
Mitleid, da so jung ich bin!
Ziehe ich der Zahlen erste,
Stirbt mein Liebchen, ach, dahin.

[1] Übersetzung von Karl Graf Coronini.

All die Thränen, die ich weinte,
Trieben einer Mühle Rad.
Gleich dem Öle in der Lampe
Zehrt sich auf mein Lebenspfad.

Jener Junge, roth an Wangen,
Ferne wird er sein von mir!
Wenn auch er mich erst verlassen,
Was soll werden dann aus mir?

Wüßtet Ihr doch, theure Jungen,
Was der Liebe Seufzer spricht!
Ach, man stirbt und wird begraben,
Doch die Schmerzen sterben nicht!

Möglich, daß ich morgen scheide,
Ach, ich ärmstes Unglückskind,
Geb' mein Herze dir zum Pfande,
Treu bewahr's als Angebind.

Macht das Kreuz jetzt, junge Mädchen,
Denn der Bursche wird Soldat,
Freit nun Lahme, freit nun Krüppel,
Freit, wer einen Höcker hat.

Welche Seufzer aus der Ferne!
Was wird aus der Liebe dein?
Willst die Treue du mir halten,
Soll sie dir gehalten sein.

Die friaulischen Volkslieder haben, insoferne sie nicht religiösen Inhalts sind, meist einen derb realistischen Zug und enthalten häufig gewagte Scherze.

Eine unversiegbare Quelle echter Volkspoesie bleibt immerdar die See, mag sie in majestätischer Ruhe daliegen, unabsehbar, bis wo sie am fernen Horizont dem Himmel sich vermählt, mag sie vom Sturm erregt den kühnen Segler mit Verderben bedrohend am felsigen Ufer, das die Natur ihr als Grenze gesteckt, oder am Steindamm, den des Menschen Hand zu eigenem Schutz aufgeführt hat, hochaufschäumend branden. So möge denn den Abschluß dieser Schilderung ein Liedchen bilden, wie es der Fischer von Grado träumend zu singen liebt, wenn er nach vollbrachtem Tagwerk in heller Mondnacht dem Städtchen zurudert und der Geliebten denkt, die am Hafen seiner harrt:

Canzone gradese.

Lisetta guarda, bella è la luna,
Argento piove sulla laguna;
Non è una nuvola, quieto è il mar.
Lisetta, in gondola ti voi menar?

La bavisella, che va soffiando,
Con quel bel viso, di quando in quando
I biondi boccoli te li fa far.
Lisetta, in gondola ti voi menar?

Volkslied aus Grado.

Lisette schau, der Mond gießt rein
Auf die Lagune Silberschein,
Es ruht die See, kein Wölkchen hier,
Fährst in der Gondel du mit mir?

Das Lüftchen, das im West ersteht,
Dein schönes Antlitz sanft umweht,
Und kost die blonden Locken dir.
Lisette, fährst du wohl mit mir?

Volkscharakteristik in der Umgebung von Triest.

Die nächste Umgebung von Triest, sein Gebiet oder Territorium, wie man sie gewöhnlich heutzutage nennt, war im Mittelalter nur spärlich bewohnt. Ein großer Theil war mit ausgedehnten Eichenwäldern, welche in den ältesten Gemeindestatuten unserer Stadt farneta genannt werden und dem Dorfe Servola (Sylvula, das Wäldchen) die

Bezeichnung gaben, bedeckt, oder es waren auch dort Grundcomplexe und die Sommerfrischen der Triester Patrizierfamilien, wie der Ustia in Opčina und Bane, der Rossi in Gretta, der Bajardi in Cologna und Chiadino, der Rapicio in Chiarbola, der Burlo und der Leo in Prosecco, Contovello und Barcola, der Bonomo, Conti und Marenzi in den zwei letztgenannten Dörfern und in Terstenik. Wenn wir unserem ersten Geschichtsschreiber Frater Irenaeus de Cruce Glauben schenken, wurde das Triester Territorium seit dem XII. Jahrhundert nach und nach besetzt, zuerst von rumänischen Flüchtlingen, die er rumieri nennt, dann von Wenden oder Slovenen. Diese waren insgesammt Hirten, weswegen auch der Name Mandriere, womit wir die Bauern unserer Umgebung bezeichnen, von Mandra, Herde, abgeleitet wird.

Die Anzahl der slovenischen Ansiedler, welche der Triester Gemeinde immer unterthänig waren und sich in obgenannten Ortschaften, in Longera, Catinara, Basoviza und Santa Croce vertheilten, war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr gering, denn erst unter der Regierung Josefs II. wurden ihnen hier und da eigene selbständige Pfarren bewilligt, während sie in früheren Zeiten in geistlicher Beziehung vom Triester Domkapitel abhängig waren, oder es wurden ihnen einige Schulen eröffnet, wie in Servola und Prosecco. Wenn daher die Bewohner unseres Stadtgebietes jetzt auch Slovenen sind und der slovenischen Sprache sich bedienen, so sind sie doch vermöge des täglichen Verkehrs mit den italienischen Stadtbewohnern im Ganzen genommen in Sitten und Gebräuchen mehr den Italienern als den Slaven ähnlich. Sie unterscheiden sich zwar hier und dort von ihnen; weil aber ihre alten Gewohnheiten mit ihrer ursprünglichen Tracht in unseren Zeiten nach und nach auszusterben drohen, so ist es wohl der Mühe werth, sie an dieser Stelle kurz zu beschreiben.

Betrachten wir unseren Landmann oder wie wir ihn gewöhnlich nennen, unseren Mandriere etwas näher. Vor Allem besitzt er im Grunde seines Herzens festen Glauben und echte Frömmigkeit. Wenn in seiner Pfarre Ave Maria oder die Sterbeglocke geläutet wird, unterbricht man das Gespräch, läßt die Arbeit stehen; Jedermann entblößt das Haupt und betet. Man bekreuzigt sich selbst, bevor man morgens das Haus verläßt, wenn der Blitz leuchtet und der Donner kracht, das Brot, bevor man es anschneidet, den Mund, wenn man gähnt, die Erde, bevor man den Pflug über sie zieht. Der gewöhnliche Gruß des Landmannes gegenüber seinesgleichen ist: „hvalen bodi Jesus Kristus Gelobt sei Jesus Christus." Herren und Unbekannte begrüßt er artig mit den Worten: „dober dan Guten Morgen, dober večer Guten Abend, lahko noč angenehme Nachtruhe", fügt aber immer den Wunsch hinzu: „Bog daj der Herr verleihe Ihnen dies".

Er beräuchert sein Haus mit den sorgfältig getrockneten Blumen des Frohnleichnamsfestes, sobald ein Gewitter tobt. Er genießt keine Speise am Ostersonntag, bevor sie nicht

sein Seelsorger gesegnet hat, und gewissenhaft beklagt er sich in der Beichte, wenn er an einem Sonn- und Feiertag die Predigt oder die Christenlehre und den Segen versäumt hat. Er hält sehr viel auf das allgemeine öffentliche Kirchengebet und so ist manchmal sein Seelsorger, den er gewöhnlich „gospod, seinen Herrn" anredet, gezwungen, nach der Predigt oder nach der Christenlehre eine Unzahl von Vaterunser und Ave Maria, die prošnje, für Verschiedene aus verschiedenen Gründen zu beten.

Der Hausvater ist der oberste Herr in der Familie, die Frau kennt ihn nur unter dem Namen „gospoda, gospodarja, den Herrn". Hat ihm der Bruder oder die Schwester ein Kind aus der Taufe gehoben, bei der Firmung Pathenstelle übernommen oder waren sie bei seiner Trauung Beistände „compari de San Zuane", dann wagt er nicht mehr sie mit „ti, du" anzureden. Er ruft sie nicht mehr bei ihrem Namen. Er begrüßt sie nicht mehr mit den Worten: Bruder, Schwester. Er redet sie mit „vi, er, sie" an; er heißt sie: „Gevatter, Gevatterin, boter, botra, compare, comare".

Bei ihm herrscht die patriarchalische Einrichtung, daß der erstgeborne Sohn nach dem Tode des Vaters Haus und Hof bekommt. Die übrigen Söhne und Töchter werden ausgezahlt, sie bekommen die dota. Besucht er Sonntags die osteria, dann muß er vorher dem Früh- und Nachmittagsgottesdienst beigewohnt haben. Heiratet er, so müssen das seine Herren, Arbeitsgeber, Kunden und Bekannte in der Stadt erfahren. Die Braut trägt ihnen zur Schau in einem großen Korbe „buzolai" und „confetti", um Geschenke zu bekommen. Am Hochzeitstag wohnt er der Messe bei und Brautleute, Beistände, Verwandte und Gefolge betheiligen sich am Opfergange. Stirbt einer seiner Lieben, so zieht er ihn selbst an; er begleitet ihn bis zum Grabe und in der Erde vergräbt er mit ihm die kleinen Wachskerzen, welche in der Kirche während der Einsegnung der Leiche angezündet waren.

Das Weihwasser des Char- und Pfingstsamstags und des Epiphaniefestes darf in seinem Hause nicht fehlen. Am letztgenannten Feste läßt er von seinem Seelsorger sein Haus und Hof, auch Weihrauch und Kreide segnen. Mit dem Weihrauch beräuchert er dann seine Wohnung, mit der Kreide schreibt er die Jahreszahl, das Kreuzeszeichen und die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige + C + M + B (Caspar, Melchior und Balthasar) auf die Hausthür. Und das nicht ohne Sinn und Bedeutung. Durch das Beräuchern drückt er die Bitte aus: Gott wolle seine Wohnung so mit Gnade und Segen erfüllen, wie sie durch den Weihrauch mit Wohlgeruch erfüllt wird. Die Jahreszahl wird angeschrieben, damit das kommende Jahr ein in jeder Beziehung glückliches sei. Die Kreuze und die Buchstaben drücken die Bitte aus: Gott wolle die Hausinsassen durch die Verdienste Jesu Christi und durch die Fürbitte der heiligen drei Könige vor allen Unfällen bewahren.

Er nimmt mit Andacht an den Bittprocessionen Theil, — es handelt sich ja um das Gedeihen seiner Feldfrüchte und Reben und um eine reichliche Ernte. Er läßt zu Allerheiligen die Gräber seiner Lieben vom Seelsorger einsegnen und unternimmt auch dann



Ein Mandriere.

und wann eine Wallfahrt auf den heiligen Berg, „na sveto goro, sul monte santo“ bei Görz oder sogar nach Barbana. Er kennt genau die einzelnen vorgeschriebenen Festtage, insbesondere sveto rešnje telo, das Frohnleichnamsfest, und velika gospa, die große Frau

und Mutter — das Himmelfahrtsfest Mariens. Dazu helfen ihm ja die mala pratika der Bauernkalender und jetzt noch mehr der koledar družbe svetega Mohora, der St. Hermagoraskalender. Er empfiehlt sein Haus dem Herrn, wenn beim Anbruch der Nacht die Glocke zu Ehren des heiligen Florianus, des Schutzpatrons gegen Feuersbrünste, geläutet wird. Er geht jedes Jahr zur Christenlehre, wenn die Osterzeit herannaht, und den von seinem Seelsorger erhaltenen Beichtzettel gibt er ihm mit einem Geschenk zurück.

Unser Mandriere ist übrigens ein genügsamer Mensch. Er beklagt sich nicht, wenn auch sein Bett ein einfacher Strohsack ist — denn Federn kennt er nicht. Auch in seinen Speisen ist er eben nicht wählerisch. Während der Woche ist er mit jota, einer Fisolensuppe, mit Sauerkraut, mit etwas Kartoffeln oder mit Polenta zufrieden, denn sein Kalender zeigt ihm als Normatage, an welchen er sich etwas Besseres anschaffen kann: eine Taufe, eine Trauung, Weihnachten, Ostern, Frohnleichnam, Kirchweih und Martini.

Er ist nicht sehr gesprächig und nur selten flucht er. Thut er dies manchmal, dann möchte man glauben, ein Gewitter oder der Hagel seien im Anzug begriffen. Allein das geschieht nur in der Aufwallung des Zorns, während eines Streites oder wenn etwa der Wein Herr des obersten Stockwerks in seinem Kopfe ist. Stolz auf seine Körperkräfte beschränken sich dabei seine Productionen höchstens auf eine Tracht von Prügeln — denn Verbrechen werden von ihm nur äußerst selten begangen.

Abergläubisch wie er ist, schreibt er der Mora das Alpdrücken zu und ist überzeugt von der Existenz der copernice, der Hexen, welche nach seiner Meinung in den vier Quatemberwochen zum Teufelstanz zusammenkommen und sogar Helfershelfer und Gehilfinnen haben sollen. Diese letzteren üben mit jenen Hand in Hand den „slabo, hudo oko, den bösen Blick“, wodurch sie Menschen, Thieren, Gärten und Feldfrüchten schaden können. Als vermeintliches Gegenmittel trägt er daher etwas bei sich in Form eines Amulets. Oder er macht wenigstens, im Nothfall sogar versteckter Weise, das Zeichen eines Hornes mit den Fingern von sich weg. Auch sollen ihm etwas Weihrauch oder etwas Wachs der Osterkerze und des Ostertriangels nützen, während man in früheren Zeiten eine besondere Wirkung der Einsegnung der behexten Person und der von ihr gebrauchten Gegenstände von Seite alter Weiber zuschrieb.

Unterhaltungen kennt der echte Mandriere nur wenige. Bei ihm herrscht der, wie J. Kautz in seinem Buche de ritu ignis in natali sancti Joannis accensi (Wien 1759) schreibt, auch bei den Deutschen übliche Gebrauch, am 23. Juni, am Vorabend des Festes des heiligen Johannes des Täufers Freudenfeuer anzuzünden und darüber zu springen. In den Vorstadtvierteln Rena nuova und Pegolotta ist ihm nun freilich diese Unterhaltung wie auch das Auflassen der Luftballone polizeilich verboten.

Vom Biertrinken will der Mandriere gar nichts wissen, wohl ist er aber ein guter Weinkenner und unterscheidet sehr gut das Lustigsein nach dem Trinken, das „dobra volja“, und das Betrunkensein, das „pijan biti“. Auch hat er seine Namen für den guten



Eine Mandriera.

Wein: teran, retosco, merzamin, maščena, moscato. Treten wir jedoch zur Abwechslung in eine Kneipe oder Branntweinschänke, in eine liquoreria oder petesseria, so finden wir leider sehr oft unter den „negri“ oder den „Wilden“, welche zwischen Rauchen, Fluchen

und Spielen ihr Geld und die Zeit vergenden, während daheim die arme Familie Hunger leidet, auch Mandrieri.

Doch wenden wir uns von diesem trüben Bilde ab und den Freuden des Lenzes zu, die auch dem Mandriere beschieden sind. Da sind es vor Allem die „sagre“, die Kirchweihfeste, welche gewöhnlich an einem Sonntag in der Octave des betreffenden Patrociniumsfestes gefeiert ihm die beste Gelegenheit darbieten zu tanzen, oft bis zu einer Ausgelassenheit lustig zu sein, gegen die mit Recht die Seelsorger eifern. Am bestimmten Sonntag zieht nun bereits um Mittag die Musik herum und spielt, um ein Geldgeschenk zu bekommen, vor den Häusern der Honoratioren: des Ortsseelsorgers, des Gemeindevorstehers oder des župan, der reichen Bauern und von drei Uhr bis spät in die Nacht hinein wird gesungen, gelärmt, getrunken und auf dem Tanzboden gepoltert.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß wie nicht wenige Triestiner Jünglinge und Mädchen an Sonn- und Feiertagen auf den sogenannten „liston“ gehen, das heißt, von zwölf bis zwei Uhr Nachmittags, um sich und ihre Kleidung bewundern zu lassen, auf dem Corso auf- und abpromeniren, auch der junge Mandriere sich nach der Sonn- und Feiertagsmesse mit seinen Juze (Marie) und Juzke (Mariechen) auf dem Corso sehen läßt. Einst war die Tracht der Mandrieri wirklich schön und malerisch. Sie trugen an der langen Weste große herabhängende silberne Knöpfe, kurze, am Knie offene schwarze Hosen und eine kurze gleichfarbige enganschließende Jacke. Im Sommer bedeckten sie den Kopf mit einem breitkrämpigen Hute, im Winter mit einer kostbaren lehnsesselförmigen Kappe aus Biberpelz, daher spottweise „caregon“ (Lehnsessel) genannt, welche gewöhnlich vom Großvater der Enkel ererbte. Die Weiber, die Juze, Juzke trugen weite Kitteln mit buntfarbigem Saume, eine kurze, schwere Tuchjacke, und bedeckten den Kopf mit einem weißen, am Rücken lang herabhängenden, mit kostbaren Spitzen geschmückten Leinwandtuche. Sie waren sparsame, tüchtige, fromme, biedere, arbeitslustige Landleute.

Allein tempora mutantur! Leider gehört, was von den Bewohnern der Triester Umgebung gesagt wurde, im Allgemeinen der Vergangenheit an. Die jungen Mandrieri und Juzke kleiden sich heutzutage schon wie die Bürger. Der Umstand, daß der Mandriere um die Hand eines Mädchens meist nicht aus seinem Heimatsdorfe, sondern aus der Fremde freit, hat nicht wenig dazu beigetragen, die alten Sitten und Gewohnheiten des Landvolkes zu untergraben.

Grund und Boden wird nicht eben gut bebaut und liefert nicht das, was man zu erwarten hätte. Sie hängen nicht mehr mit Liebe an ihrer Heimat, sonst hätten sie nicht dieselbe in unseren Tagen mit unverzeihlichem Leichtsinn und mit so kindischer Unüberlegtheit verlassen, ihr weniges Hab und Gut verkauft, um im fernen unbekannten Brasilien als Ansiedler ihr Glück oder vielmehr ihr Unglück zu suchen. Und unter den zurück-

gebliebenen jungen Mandrieri, vielleicht die vom Dorfe Servola ausgenommen, sind die wenigsten Landleute. Die meisten arbeiten in Triest als Maurer, Steinmetze und Straßenpflasterer, sogar als Facchini; sie sind dem Trunk und dem Spiel ergeben, während Juze und Juzke in unserer Stadt Blumenhändlerinnen sind oder uns als Wäscherinnen dienen und Milch und Gemüse besorgen.

Volksleben in Istrien (mit Ausschluß der Slaven).

Die alten Istrianer haben, wie wir in der Geschichte Istriens vom Bischof Jakob Philipp Tommasini (1645) lesen, viele Sagen und Gebräuche gehabt, welche ihren Ursprung aus Venedig herleiteten. Mit der Zeit haben sich dieselben wie die alterthümlichen Gebräuche beinahe sämmtlich verloren. So gibt es bei den italienischen Bewohnern des Landes keine volksthümlichen Gebräuche bei Taufen und Hochzeiten mehr. Nur hier und da werden die Brautleute vom Hause mit Musik abgeholt und in die Kirche geleitet, wobei die begleitenden Personen bei der Brautmesse bleiben. Dagegen pflegt Niemand die Abgestorbenen der unteren Stände zum Grabe zu geleiten, nicht einmal Jemand aus der nächsten Verwandtschaft. Man begnügt sich, der Familie einen Condolenzbesuch abzustatten und bei den Todtenofficien in der Kirche anwesend zu sein. Nur die Nachtwache, la veja, ist hier wie in Irland bei Personen niederen Standes üblich, wobei viel gespielt, gesungen, gegessen und gezecht wird, so daß man glauben möchte, eine Hochzeit finde im Hause statt und nicht eine Heimsuchung durch den Sterbefall.

Reich entfaltet erscheint dagegen der Aberglaube unserer Landleute. Wenn das Feuer singt, se rugna el fogo, so spuckt darauf die biedere Hausfrau und ruft zornig aus: „Hol' dich der Satan; heute werden wir einmal zur Abwechslung Zank und Wortwechsel im Hause haben." Es fällt ihr während des Nähens die Schere auf die Spitze zu Boden: nun, so wird ein Bekannter, ein Freund oder ein fremder Besuch kommen. Ist sie mit dem Kochen beschäftigt und juckt sie die Handfläche, so schmunzelt sie, denn ihr Mann wird ganz gewiß Geld nach Hause bringen. Unterdessen verschüttet sie Salz oder, was noch ärger ist, Öl auf den Boden: o weh, das bedeutet Unglück! Wer wird die Ursache sein? Morgens, und insbesondere am Neujahrstag hat sie beim ersten Ausgehen aus dem Hause ein altes Weib gesehen: da muß man sich ja hüten vor den Hexen, vor den Hexenmeistern, vor dem bösen Blick — lauter Vorzeichen des „cenciut" oder des Alpdrückens. Sehr ausgebreitet ist auch die Meinung, daß Träume die Zukunft erschließen. Ihren Sinn und ihre Bedeutung verstehen entweder alte Weiber, die „babe", oder die Traumbücher, und sollten diese nicht entsprechen, so nimmt man Zuflucht zum Kartenaufschlagen oder Kartenlegen, zum „butar le carte", dem beliebtesten Mittel vorzüglich bei unseren Mädchen und Frauen aus den niederen Volksschichten, um den Schleier der Zukunft zu lüften.

Summt eine Bremse im Hause und gibt sie keine Ruhe, so heißt es: „oggi sentiremo una novità“, (heute werden wir etwas Neues erfahren). Regnet es nicht am Palmsonntag, so regnet es ohne Zweifel am Osterfest: „se no piovi su l'ulivo, piovi su i ovi“. Beim Glorialäuten am Charsamstag muß man sich die Augen und das Gesicht mit Wasser bespritzen. Dadurch werden die Augen von allen Krankheiten befreit sein und der Körper wird weder Runzeln, noch Flecken oder Sommersprossen haben. Fällt am Christi Himmelfahrtfest Regen, so dauert das Regenwetter volle vierzig Tage: „se piovi 'l giorno de la sensa, piovi quàranta giorni“. Wenn bei Vollmond im Monat September schönes Wetter ist oder Regen fällt, so wird es gewiß so durch ganze sieben Monate dauern, denn:

„A la luna setembrina
Sette lune ghe se inchina.“

Und erst der 23. Juni, der Vorabend des Festes des heiligen Johannes des Täufers — das ist wohl der rechte Tag! Unsere heiratslustigen Mädchen legen in einen Kübel voll Wasser Feigenblätter, auf welchen Papierstreifen mit den Namen verschiedener Jünglinge angeklebt sind. Am darauffolgenden Tage gibt das Feigenblatt, welches auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, den Namen des künftigen Bräutigams an. Zur Abwechslung beschäftigen sie sich überdies mit dem Bleigießen, mit dem butar el piombo, oder sie werfen rücklings die Pantoffel auf die Stufen der Hausstiege und schütteln das Tischtuch vom Fenster um die Mitternachtstunde aus, damit die Hexen wider den Allerliebsten nichts vermögen.

Die Istrianer sind ein genügsames Volk und namentlich in Bezug auf die Speisen nicht eben wählerisch. Nur die Polenta darf ihnen nicht fehlen. Dieser erkältet steif gewordene und in Stücke zerschnittene Brei von ausgekochter Maisgrütze ersetzt dem Istrianer die Knödel der Deutschen. Fische hat er im Überfluß, weil er vom Meere selbst eingeladen gleichsam ein geborener Fischer ist. Und fürwahr, wer könnte alle Fische und Muschelgattungen unseres Meerbusens nennen, welche Dr. Ernst Plučar in seinem Buche „Der Fischplatz zu Triest“ beschrieben hat? Eine große Rolle spielen die Nudeln: da gibt es Dicknudeln, i macaroni, Fadennudeln, i bigoli, i spagheti, breite Bandnudeln, le lasagne, und die Façonnudeln. Diese in Form von Getreidekörnern, Schnecken, Röhren und gewundenen Bindfaden bilden als semenzine, peverini, fidelini, subioti, verete, paternostri und strangolapreti das gewöhnliche Volksgericht. Und ist das nicht der Fall, so bereitet uns die biedere Hausfrau einen risoto oder eine Reissuppe. In eine jede Suppe muß geriebener Parmesankäse kommen und der Reis darf nur so lange gekocht werden, bis sie das apostolische Glaubensbekenntniß gebetet oder von eins bis hundert gezählt hat — sonst brummt das Hausgesinde und sagt: der Reis ist verkocht, i risi xe longhi, i xe andai.

Jedoch auch der Istrianer muß während des Jahres seine guten Tage haben. Auch er kennt seine Kraftbouillons und fricassirte Poulards und die üblichen Festessen bei einer Taufe, einer Firmung, einer Hochzeit und an den großen Feiertagen. An den letzten Faschingstagen schmecken ihm die gebackenen Brodscheiben, le snitte, der gebackene Pastetenteig, i crostoli, die Pfannen- oder Königskuchen, le frittole, und die schachtelförmigen Teigkuchen, i rafioi. Zu Ostern muß er als „Exveneto" den Sommerrettig, i ravanei, Osterbrod, le pinze, und den presniz, eine Art gefüllter Gugelhupf, haben. Zu Allerheiligen dürfen der gebratene Truthahn und die fave di morto, kleine, runde, weiß-, roth-, braun- oder gelbgefärbte Kuchen aus Mandeln und Zucker, in keinem Hause fehlen. Die Schweine schlachtet man bei uns nur von Martini bis zum Fasching ab. Ihnen verdanken wir Kaiserfleisch und Schinken, die Würste, le luganighe, die Salami und die Schwartewürste, i cotighini; i zampini, die Pfotenwürste; le mortadelle und i romboli, eine Art Hirnwürste.

Am Vorabend des Weihnachtsfestes fastet gewöhnlich der Istrianer zu Mittag. Abends wird er aber mit einer Reissuppe bedient, welche in einer Brühe von Aalfischen oder von Herzmuscheln eingekocht ist, „risi col bisato, risi coi caparozoli". Selbstverständlich muß es auch Austern geben und am folgenden Tage dürfen die mostarda, der Mostrich, und der mandorlato, dünne, stangenartige Mandelkuchen, nicht fehlen. Auch für die Armen wird bei solchen Festen in menschenfreundlicher Weise gesorgt. Sogar die Pfründner der Armenhäuser und die Waisenkinder haben dann ihre guten Tage. Und sollte sich wirklich Jemand finden, der für einen wohlbesetzten Tisch an einem der genannten Normatage nicht Geld genug vorräthig hätte, so ist gleich ein Mittel zur Aushilfe da. Was bedeutet z. B. in Triest die Menge Weiber, welche zu Fasching, in der Charwoche, in den Tagen vor Allerheiligen und vor Weihnachten in die Rena vecchia in der Richtung gegen St. Just hinaufziehen, manchmal mit schweren Bündeln beladen? Dort oben in der Via dell' Ospitale, in nächster Nähe des städtischen Irrenhauses ist das Versatzamt — und man versetzt Alles, was man eben nicht braucht, um Geld für ein Festessen zu haben.

Betrachten wir die Spiele unserer lieben hoffnungsvollen Jugend, welche in den Gassenbuben, in den muli, wie man sie nennt, ihren Glanzpunkt erreicht. Welcher mulo kennt nicht das Geldwerfen, el sassetto, das „Anmäuerln" der Wiener Knaben; das Würfelspiel i dadi, la tria; das Werfen mit steinernen Kügelchen le s'cinche und das tocafero, tocamuro, das in einigen Gegenden Steiermarks unter dem Namen „Vater, leih' mir die Schere" übliche Spiel? Manchmal ist unser Hut während des Gehens und wohl auch unser Kopf nicht sicher. Zuerst sind es die lavre, Steine, welche in die Luft fliegen, oder das liebe pandolo, das „Gitschkerl" der Schlesier. Sollten diese fehlen, so

greift man zum zurlo, zum Kreisel, ein Beweis, daß die muli mit den Griechen, welche den rhombos, und mit den Römern, welche den turbo hatten, in nächster Verwandtschaft verbunden waren. Niemand wird aber so unartig sein und der Istrianer Jugend ein gewisses Interesse für das Geld absprechen wollen. Der mulo hat dazu das Marco-madonna, das „Kopf und Wappen“ der Wiener, das „Kopf und Schrift“ der Vorarlberger. Es muß dieses Spiel wohl uralt sein und noch aus den Zeiten der Republik Venedig herrühren, welche als kleine Scheidemünze die gazetta gebrauchte mit dem geflügelten Löwen von San Marco auf der einen und dem Bilde der Madonna auf der anderen Seite. Behagt ihm dieses Spiel nicht, so kann er sich noch andere auswählen: das Farbenspiel, i colori; das Pfandspiel, i pegni; das Versteckspiel, zogar sconder; das Brautspiel, i sposi; das Schaukelspiel, el zitolo-zotolo.

Der Mensch, heißt es aber, ist von der Natur für die Gesellschaft erschaffen worden und in ihr muß er sich mit seinem Scharfsinn, womöglich schon in der Jugend bemerkbar machen. Der Istrianer Knabe wählt sich in dieser Hinsicht zuerst den Barbajata, Maria Orba, die „Blindekuh“ aus oder den bozolo canarin, die „Ringelreihe“ oder den caffè, das heißt „Stehe einem den Bock“. Ein Knabe hat, ohne bemerkt zu werden, etwas in einer Hand versteckt, beide Fäuste sind fest zugedrückt. Wie kann man nun wissen, was es sei und welche Hand es verborgen halte? Man nimmt Zuflucht zum Apostel und Fischer Andreas. Der Knabe sagt einen betreffenden Vers, berührt abwechselnd beide zugedrückten Hände seines Gegners und wo zuletzt der Zeigefinger ruht, da muß sich die Hand öffnen.

Wir haben aber auch mit erwachsenen Personen zu thun. Der Mann ist nicht zu Hause, wohl aber die biedere Hausfrau, und zwar zur Winterszeit an einem Sonn- oder Feiertage. Sie hat Besuche und das viele Reden wird manchmal auch langweilig. Um die Zeit zu vertreiben, wird die Tombola hergenommen oder das Gansspiel. Sollte sie aber mit diesem nicht zufrieden sein, so ist gleich ein Satan da, das Lotto, der sie verfolgt und versucht. Ach leider! In Triest und in Istrien herrscht eine solche Spielwuth, wie man sie kaum in einem anderen Lande unserer Monarchie finden kann. Man macht in dieser Hinsicht alle möglichen Combinationen und Studien, astrologische und somnologische Berechnungen, die von höchst verderblichen Folgen für das Volk begleitet sind. Man besuche z. B. nur das Stadtviertel Rena vechia in Triest. Hier ist es, wo junge und alte Megären den ganzen lieben Tag mit gefärbten cartelloni und mit Stoffen, Geschirren, Eßwaaren und Geflügel versehen ihren Kram preisend und feilbietend herumziehen. Nummern auf Nummern werden gesetzt. Ein mulo zieht sie öffentlich, bisweilen mit Betrug aus einem Beutel heraus, und so entsteht manchmal ein höllischer Lärm, der zur Abwechslung mit Fluchen, Schimpfen, auch wohl mit Raufen und Prügeleien verbunden ist.

Wo lassen wir aber die Männer? Gehört der Istrianer dem Mittelstande an, so besucht er wie seine deutschen Brüder das Kaffeehaus oder zur Abwechslung die osteria, um in Gesellschaft von einigen Freunden eine Stunde mit italienischen Karten spielen zu können. Während des tresette schweigen Alle, denn da gilt die Regel: „el tresette xe sta fato de quattro muti, den tresette haben vier Stumme erfunden"; bei der briscola kann man reden, und da geht es manchmal bunt zu. An den schönen Sonn- und Feiertagen geht er gewöhnlich des Nachmittags hinaus aufs Land, um im Hofe irgend einer osteria sich mit den boccie oder borelle, welche in ganz Italien und in Tirol als „Watscherln" bekannt sind, zu belustigen. Man wirft eine kleine hölzerne Kugel, el balin, in einiger Entfernung, und zwei gegen zwei oder zwei, auch drei, gegen einen einzigen Spieler suchen dieselbe mit größeren Holzkugeln, boccie, borelle, entweder weiter zu schleudern „sbocciar", oder im Wurfe sich ihr zu nähern „costar". Wer mit seinen Kugeln dem balin am nächsten ist, hat gewonnen; dazu sind aber Sehkraft und eine gewisse gymnastische Übung erforderlich.

In den Städten, welche Theater besitzen, belustigt sich unsere Jugend, wenn die Gelegenheit sich darbietet, an den Kunstreitern mit ihren Pantomimen oder an den Marionetten. Diese letzten stehen bei ihr in gesegnetem Andenken seit Reccardinis Zeiten, welcher mit seinem Arlecchino und Facanapa einen gewissen Ruhm sich erworben hat. Während der schönen Jahreszeit hat sie ihre papierenen Luftballons oder den fliegenden Drachen, in Triest die Platzmusik. Unsere muli sind nämlich treue Unterthanen. Wer möchte daran zweifeln? Sie bereiten sich schon frühzeitig und freiwillig zum Soldatenleben vor. Wenn an einem Freitag oder am Vorabend des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers die Militärmusik auf unserem großen Platze spielt, können sie kaum den Augenblick erwarten, bis sie über Via della sanità, Corso, San Antonio und Via Caserma in die große Kaserne mit klingendem Spiele zurückkehrt. Vor und hinter ihr marschirt mit militärischem Schritt eine zahllose Menge muli, so daß man glauben sollte, ein gestrenger Herr Corporal hätte sie dazu, wer weiß schon wie lange Zeit förmlich abgerichtet.

In Triest und in einigen Städten Istriens ziehen Mädchen und Knaben mit kleinen Laternen bei Abenddämmerung während der ganzen Octave des Epiphaniefestes herum, knien auf den Stiegenhäusern, singen eine Melodie zu Ehren der heiligen drei Könige und pochen dann an die Hausthüren, um ein Geldgeschenk bittend. Das Lied zu dieser artigen Bettelei erzählt, wie Christus arm geboren, arm lebte und am Kreuze starb. Der Schluß ist aber nicht so höflich: den freundlichen Gebern wünschen sie, so viele Engel mögen sie gen Himmel hinauftragen, als ein Sieb Löcher hat; den hartherzigen Geizigen dagegen, so viel Teufel mögen sie holen, als Nägel an der Hausthür angeschlagen sind. Das klingt

wohl sonderbar, wenn man die letzten, die in kleinerer Anzahl vorhanden sind, mit den unzähligen Löchern eines Siebes vergleicht.

Die Charwoche ist da. Der mulo, z. B. in Triest, hat schon früher in einer großen Kiste das „heilige Grab" errichtet und stellt es am Gründonnerstag und am Charfreitag an den Ecken der am meisten besuchten Straßen auf. Auf jeden zweiten Schritt sehen die Passanten eine ausgestreckte Hand und müssen sich die Worte gefallen lassen: „La prego un soldo pal santo sepulcro, ich bitte um einen Kreuzer für das heilige Grab". Während Triest wie auch andere Gegenden Österreichs am Charsamstag die Auferstehungsprocession kennt, hat Istrien die Charfreitagsprocession. Die Mitglieder der verschiedenen Bruderschaften tragen dabei nach altvenetianischer Sitte lange Talare, bald von schwarzer, bald von gelber, weißer, rother, aschgrauer oder violetter Farbe. Kirchenfahnen sind in Istrien etwas Seltenes; man trägt vielmehr kolossale Statuen und riesiggroße Wachsfackeln, cirii genannt, welche zum Theil noch aus den Zeiten der venetianischen Republik herstammen. Für manche Gegenden Istriens sind die Bitttage im vollsten Sinne des Wortes wahre Reisen. In aller Frühe des Markustages und der drei Tage vor Christi Himmelfahrt verlassen die Gläubigen mit ihrem Seelsorger, nachdem er die Allerheiligenlitanei angestimmt hat, die Pfarrkirche, um in einer gewöhnlich sehr weit gelegenen der Messe beizuwohnen. Unterwegs muß der Priester eine Unzahl von Evangelien singen, viele Gebete verrichten und dann mit dem Processionskreuze die vier Weltgegenden — exorcisiren, damit Hagel, Ungewitter, Raupen und Würmer die Saaten nicht beschädigen. Ist man an Ort und Stelle angelangt und ist der Gottesdienst beendigt, so lagert Alles im Freien, genießt das mitgenommene Essen, dem man tapfer zuspricht, und kehrt erst spät — vielleicht am Nachmittag — in die Pfarre zurück.

Seit dem Cholerajahr 1849 begeht der Triestiner den 21. November als sein größtes Fest, die Darstellung der Mutter Gottes im Tempel oder, wie er sie nennt, die „Mutter der Gesundheit", la Madonna della Salute. Wenn es nur möglich ist, besucht er bei dieser Gelegenheit seine Kirche Santa Maria Maggiore, wo der Gottesdienst mit Pracht und Pomp gefeiert wird.

Man würde den Istrianer wohl beleidigen, wenn man an dieser Stelle das caro vale, oder vielmehr das carnis levamen, den Fasching mit Stillschweigen übergehen würde. Sobald diese „heilige Zeit" herannaht, scheint der Istrianer gar keine anderen Gedanken zu haben als eben nur den Carneval. Nicht umsonst nennt er den Fasching eine „heilige Zeit", denn in seinem Munde lautet ja das Sprichwort: Pasqua, Nadal e — santissimo Carneval. Man besucht die festini oder die osterie, wo bis zum Morgen geschmaust wird. Die Jugend hinwiederum eilt Abends maskirt in die Theater oder zu den Tanzböden, denn auch in Privatzirkeln und öffentlich wird weidlich getanzt. In den veglioni,

Borellespiel.

balli nobili, parè und balli popolari belustigt sich die Istrianer Jugend mit der Monferina, Polka-Mazur, Schottisch und Quadrille. In Triest freilich geht es mit Ausnahme der Cavalchina im teatro comunale am letzten Faschingstag, wobei die Herren im Parterre allgemein in bürgerlicher Kleidung erscheinen, nur wenige und sehr anständige Masken erblickt werden und in den Logen Frauen und Mädchen aus den reichsten Familien sich befinden, heutzutage auf den anderen öffentlichen Bällen nicht immer besonders anständig zu. Man rechne noch überdies die Cuccagna der Volksbälle hinzu, an welchen die Wilden, die Negri, theilnehmen. Cuccagna ist eigentlich das Schlaraffenland, eine fabelhafte Gegend, wo die Natur dem Menschen Alles gibt, ohne daß er zu arbeiten braucht, daher ein Mitglied des Schlaraffenlebens, durch Sebastian Brandts Narrenschiff gangbar gemacht, ein Müßiggänger ist, welcher sich einer wollüstigen, üppigen Muße überläßt. Unter Schlaraffenbaum, albero de la Cuccagna, versteht man aber einen glatten, hohen, mit Seife oder mit Talg geschmierten Mastbaum, an dessen Spitze ein Geldbeutel, Geschenke und Eßwaaren befestigt sind. Ein Wilder klettert hinauf, mit Händen und Füßen arbeitend, und kann er die Spitze erreichen, so gehört ihm, was er erreicht.

Allein der fette Donnerstag, Quinquagesima, mit dem darauffolgenden Montag und Dienstag sind angekommen, und den Masken steht es frei, sich öffentlich zu zeigen. In Triest wählt man dazu den Corso, wo an den genannten Tagen die Masken sich an den beiden Seiten des Trottoirs zusammendrängen und Wagen an Wagen langsam in doppelter Reihe die lange, breite Straße dahinfahren. Während aber jetzt der Zulauf nur am Sonntag Quinquagesima und am letzten Carnevalstag groß ist, hat der „Corso“ des fetten Donnerstag, einst für Kinder bestimmt, gänzlich aufgehört, so zwar, daß in früheren Zeiten zu dieser öffentlichen Belustigung die piazza Giuseppina, via della Sanità, piazza del Teatro, piazza grande, via del Corso, piazza delle Legna, via San Giovanni, Corsia Stadion und via del Torrente sieben- bis neunhundert Wagen aufnehmen konnte, dagegen heutzutage die piazza grande, via del Corso, piazza delle Legna und via San Giovanni für zwei- bis dreihundert Wagen vollkommen genügen. Auch sieht man jetzt bei weitem nicht so viele den Carneval charakterisirende Masken. Sie sind meistens der italienischen Comödie entlehnt, wie Truffaldino, Arlecchino, Dottore, Pantalone, Pierrot, Pulcinella, Pajazzo und Brighella, oder man benützt auch andere Anzüge, indem man das Gesicht mit Masken bedeckt oder mit unförmlichen Nasen, mit Kienruß und mit Farben entstellt. Man sieht da zerfetzte Bettler, Kobolde, welche ungeheuere Thierschnauzen oder Riesenköpfe haben, dann Strohmänner, Gärtner und Gärtnerinnen, Berkiner, mandrieri, juze, juzke und Tschitschen, Hexen und Teufel, Schornsteinfeger und alte Raufbolde, Männer als Weiber verkleidet, Soldaten, jedoch

ohne Waffen, Ärzte und Advocaten in mittelalterlicher Tracht, Häfenbinder und Blousenmänner, welche große Strohhüte tragen, mit Wilden, Strolchen und Negern vermischt, Halb- oder gänzlich Betrunkene, welche mittelst Trichter und Guitarre, durch Trommeln



Tracht der Bevölkerung in Dignano.

auf Wasserkübeln und kleinen Fässern und unter Singen, Schreien und Heulen ein Teufelsconcert zum Besten geben. Immer mehr wächst die Zahl dieser Figuren, und ein Jeder sucht seine Rolle neckend oder geneckt mit italienischer Lebendigkeit und mit Geschick

durchzuführen. Am gewöhnlichsten sind jetzt die Pierrots und die Tatis, welche Weiberhemden tragen und oft zu Hunderten auf den Straßen sich zusammenrotten. Ebenso sind die Stutzer in altfranzösischer Tracht sehr häufig, die sich zusammenfinden, um gemeinschaftlich ihre Streiche auszuführen. Die edelsten Masken sind aber unstreitig die Tabaris in schwarzer Tracht mit weiten fliegenden gold- oder silberbedeckten Sammtmänteln, der Tracht der alten Nobili de Venezia entlehnt. Geistliche Masken sind verboten. Schöne Costüme kommen sonst nur bei den Mädchen vor, welche gefallen und ihre Schönheit ins Licht stellen wollen. Auch Aufzüge und allegorische Darstellungen finden zu Fuß oder in Wagen statt. Heiterkeit und Muthwille sind überall vorherrschend, selbst derbe Späße kommen vor, denn die Polizei schützt jede Maske und erhält durch Sicherheitswachen, welche überall aufgestellt sind, strenge Ordnung. Waffen, besonders heimliche, sind verboten.

Am Corso bleibt zwischen den Wagen ein freier Raum. Bediente und Kutscher sind zuweilen maskirt, die letzteren als Frauen, und die Wagen nehmen von Bekannten und Freunden manchmal so viele auf, als sie nur zu fassen vermögen. Um die Wagen herum und zwischen ihnen wogt nun das Menschengedränge. Den allgemeinen Jubel erhöht noch das Werfen mit den cartoline und den confetti. Letztere haben sich jetzt meistens in kleine Papierschnitzel verwandelt. Am meisten werden damit die Wagen geneckt und komische Masken sind einem Bombardement mit confetti ausgesetzt. Vornehme und Reiche werfen sich auch mit Blumen und mit echten Zuckerconfetti, auch werden Damen und Mädchen, die in den Wagen sitzen, Blumensträuße verehrt, und solchen Wagen folgt immer mit Lebensgefahr ein Haufen muli nach, die Blumen, cartoline und confetti auflesen.

Einst erhöhte den Glanz dieses Volksfestes die maskirte Musikbande, la banda dei fiori, so genannt nach ihrem Gründer, dem Wirth Luigi dei Fiori, welche zum Capellmeister Paolo Matto, den auf der piazza del Sale bekannten Barbier Paolo Facchinetti hatte. Jetzt hat dies aufgehört und der heutige Corso ist im Vergleich zu jenem vor dreißig Jahren nichts mehr als eine — splendida miseria. In Triest wird am Aschermittwoch unter großem Menschenandrang der Carneval, eine Strohpuppe, mit einer Trauerrede und den abenteuerlichsten Ceremonien begraben, wozu man gewöhnlich das Dorf Guardiella auswählt.

Auch der Lenz ist da und muß gefeiert werden. Denn mit dem Maimonat fängt die Göttin Flora ihr Regime an und wenn schon der Istrianer ein Blumenliebhaber ist, so gibt es in unserer Monarchie kaum eine Stadt, in der für die Blumen so viel Geld verschwendet wird als in Triest. Die Blumenliebhaberei ist bei uns eine förmliche Blumenmanie geworden. Die Blumenverkäuferinnen sind immer vollauf mit Blumensträußen, mit Blumenkörben, mit Blumenkränzen beschäftigt, und fast jede Familie muß ihren Blumentisch besitzen. Unsere Landsleute sind aber auch Fischer, Jagdliebhaber und Radfahrer.

Für die Regatten bestehen eigene Vereine mit verschiedenen Ruderklubs. Die Mitglieder haben eine eigene Kleidung und eigene Barken, lancia, lancione, scalè, sculler, Skiff und Pairvar genannt.



Ein Ziegenhirt von Dignano.

Noch ist endlich die öffentliche Tombola zu erwähnen, deren Ziehung eines der großartigsten Volksfeste, der bedeutendste Sammelpunkt unseres Volkslebens geworden und zugleich ein Fest der Wohlthätigkeit ist, dessen Ertrag Armen oder gemeinnützigen Vereinen zufließt. Sie findet unter gewissen Feierlichkeiten in Gegenwart von bestimmten

Behörden statt, welche sich überzeugen, ob alle neunzig Nummern in eigenen Kapseln vor der Ziehung in das Glücksrad gekommen sind. Die Ziehung selbst wird von einem Armenkinde bewirkt. Die einzelnen Nummern werden öffentlich vorgezeigt, ausgerufen, ausgeworfen und nach jeder Ziehung an verschiedenen Ecken auf weithin sichtbaren Tafeln befestigt. Die Gewinnste fallen auf die cinquina, auf die erste und zweite Tombola. Wer gewinnt, wird mit Musik begrüßt.

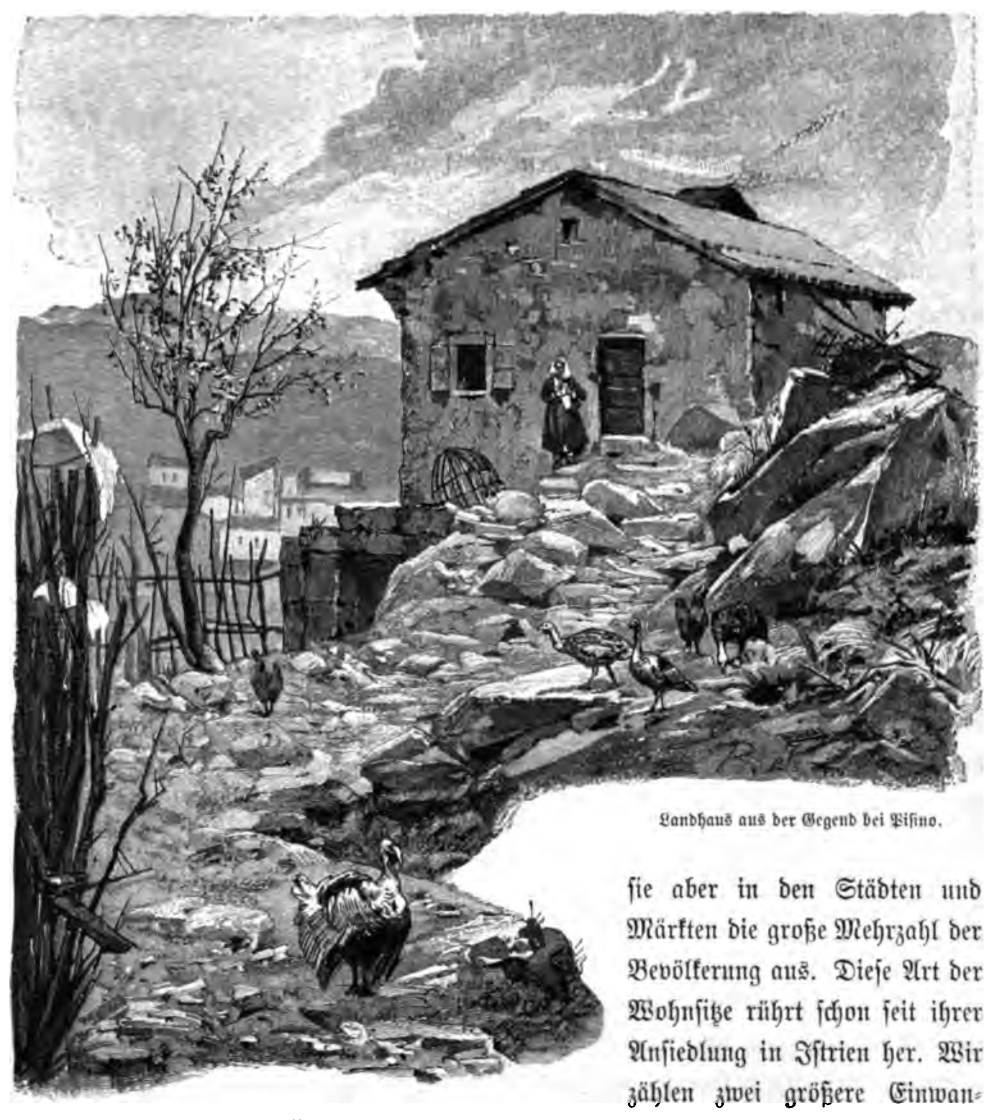
Wie ein jedes Volk, so haben auch die Italiener Istriens ihre eigenen Volksgesänge, vorwiegend erotischen Inhalts, welche meist in Triest zur Faschingszeit entstehen und sich dann mit Blitzesschnelle auf unserer Halbinsel verbreiten. Die alten einheimischen Volkslieder sind leider verloren gegangen, ausgenommen die von Rovigno, welche mit liebevoller Pietät vor wenigen Jahren Professor Dr. Anton Ive gesammelt und veröffentlicht hat.

Die alte Tracht der italienischen Bewohner Istriens, von welcher noch Bischof Jakob Philipp Tommasini berichtet (1645), ist nun völlig verschwunden. Unsere Italiener tragen heutzutage eine ganz bürgerliche Kleidung, die immer sehr einfach ist und sich nur darin unterscheidet, daß Gebildetere selten den Cylinder, häufig den niederen Hut brauchen, während das gemeine Volk als Kopfbedeckung die französische Kappe mit einem vier Finger breiten stehenden Schild, gewöhnlich „ongia“ (italienisch unghia, Fingernagel) oder „rasca“ genannt, tragen. Nur hier und da sieht man bei den Alten Überreste der einstigen Istrianer Kleidung, wie z. B. bei den „Paolani“ (popolani, Landbewohner) von Capodistria, in Muggia, Pirano, Rovigno rc. Diese Alten tragen kurze, an den Knien enganliegende Hosen, im Sommer baumwollene, dunkelblau gefärbte, im Winter weißwollene Strümpfe, am Leibe eine kurze Jacke aus grobem Tuch. Den Kopf bedecken sie, wie die Fischer von Chioggia, mit einer langen sackartigen baumwollenen, dunkelbraun gefärbten überhängenden Mütze mit einer kleinen Quaste am Ende. Nur die Tracht der Dignanesen ist, die langen Hosen ausgenommen, jener der Landbevölkerung um Meran sehr ähnlich, jene der Weiber der alten lombardischen Tracht am ähnlichsten.

Volksleben der Slaven in Istrien.

Die Slaven Istriens, der großen Mehrzahl nach Kroaten, grenzen gegen Osten an die die benachbarten Provinzen bewohnenden Stammesgenossen; den nordwestlichen Theil Istriens nehmen die verwandten Slovenen ein, die an ihre Brüder in Krain, Görz und Triest grenzen.

Beide Stämme, Kroaten und Slovenen, wohnen in Dörfern und Weilern und in zerstreut stehenden Häusern. In den Städten der Westküste finden wir nur wenige, zahlreicher sind sie in den Städten Mittel-Istriens; im östlichen Theile der Provinz machen



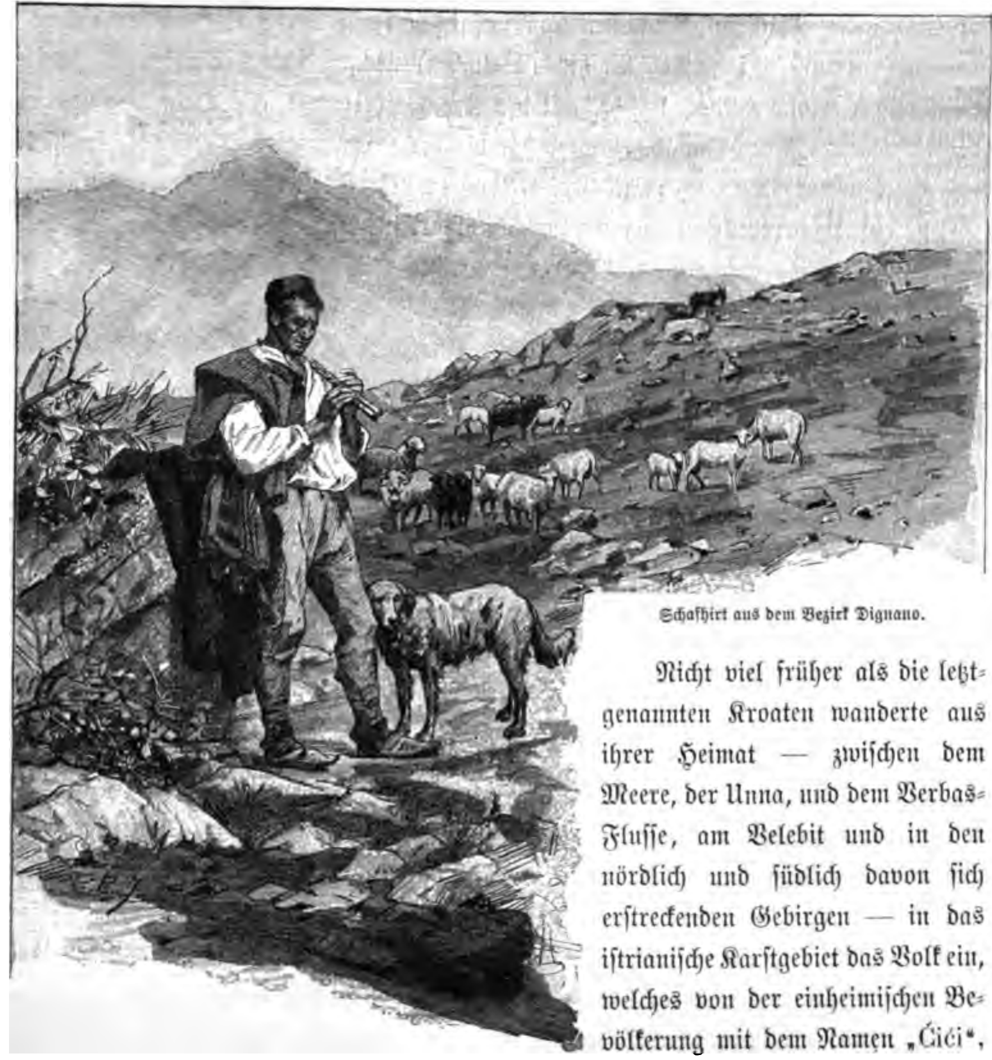
Landhaus aus der Gegend bei Pisino.

sie aber in den Städten und Märkten die große Mehrzahl der Bevölkerung aus. Diese Art der Wohnsitze rührt schon seit ihrer Ansiedlung in Istrien her. Wir zählen zwei größere Einwanderungen. Zur Zeit der allgemeinen Völkerwanderung in Europa in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts zogen die Kroaten und Slovenen, deren erste europäische Heimat hinter den Karpathen lag, gegen Südwesten, überschritten die Karpathen und die Donau, siedelten sich im Drau- und Savegebiet an, erreichten die Ostküste des adriatischen Meeres und setzten sich daselbst schon in den ersten Jahrzehnten des VII. Jahrhunderts fest. So kamen sie also theils von Osten, theils von Norden nach Istrien, sowie auch in das Görzische und Triester Gebiet. Theils durch die Christenverfolgungen, zumeist aber infolge der politischen Wirren, zu denen die Völkerwanderung den Anstoß gab, minderte sich die Zahl der ursprünglichen Bewohner des Landes allmälig sehr. Die alten Einwohner Istriens

erhielten sich fast nur in den Städten der Westküste, wohin sich auch Bewohner aus dem Innern der Provinz flüchteten, während die Kroaten und Slovenen das übrige Land besetzten. Die ursprünglichen Städtebewohner nennen die Slaven noch heutzutage gerne „Schiavi", während sie von diesen „Latiner" genannt werden.

Die Verfassung der alten Slaven war, wie Procopius sagt, demokratisch; sie schätzten, wie Kaiser Mauritius erwähnt, die Freiheit, bebauten das Feld und bewohnten kleine, schlecht verschlossene, zerstreut liegende, entweder ebenerdige oder einstöckige, mit steinernen Stiegen auf der Außenseite versehene Häuser, die oft nur ein einziges Zimmer hatten und noch heutzutage in Istrien zu sehen sind, und versammelten sich nur zur Berathung, zur Verrichtung des Gottesdienstes oder zur Vertheidigung in den meist auf Anhöhen gelegenen Burgen. Einzelne Familien im engeren Sinne des Wortes wuchsen im Laufe der Zeit zu größeren Familien, zu den sogenannten Hauscommunionen (zadruge) heran. Aus diesen gingen Verwandtschaftsgenossenschaften (bratstva) hervor, welche wiederum größere Stammesgenossenschaften bildeten. Auf diese Art entstanden Häusercomplexe, Dörfer und županije (die heutigen Steuergemeinden) mit ihrem župan und podžup und bekamen ihren Namen nach dem Gründer der ersten Hauscommunion. In den Burgen siedelten sich nach und nach die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten an; zu ihnen gesellten sich auch manche andere, und so entstand die sogenannte städtische Bevölkerung, welche sich im Laufe der Zeit und infolge der politischen Verhältnisse der Sprache des umwohnenden Volkes wenigstens insoweit entfremdet hat, daß sie außer dieser noch eine zweite verstand und sich ihrer auch öfters bediente.

Ähnliches in Bezug auf die Entwicklung der Wohnsitze und Benennung, wenigstens der Dörfer und Weiler, finden wir bei den Kroaten, die sich im XVI. und XVII. Jahrhundert, zur Zeit als Istrien theilweise entvölkert war, in diesem Lande angesiedelt haben. Zahlreiche Kriege gegen einzelne Städte seitens der venetianischen Republik und theilweise zwischen Genua und Venedig wegen derselben und pestartige Krankheiten, welche mit dem venetianischen Handel aus dem Orient eingeschleppt wurden und im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert arg wütheten, vernichteten beinahe die Einwohner von Umago, Cittanova, Parenzo, Pola und der angrenzenden Dörfer. Deßhalb lud die Regierung der venetianischen Republik größtentheils Kroaten aus Dalmatien, Bosnien und Herzegowina, theilweise auch die Bewohner der Grafschaft Pisino ein, sich unter gewissen Bedingungen in diesen verlassenen Gegenden niederzulassen, wozu sich die Kroaten vorzüglich deshalb bereit fanden, weil sie in ihren Wohnsitzen von den Türken bedrückt wurden. In den entvölkerten Theilen Istriens gründeten und erneuerten sie Dörfer und gaben den Städten neues Leben. Die damaligen und die späteren „Provveditori" loben sie als friedliebende, treue, mäßige, insbesondere aber als fleißige, arbeitsame und geschickte Ackerbauer.



Schafhirt aus dem Bezirk Dignano.

Nicht viel früher als die letztgenannten Kroaten wanderte aus ihrer Heimat — zwischen dem Meere, der Unna, und dem Verbas-Flusse, am Velebit und in den nördlich und südlich davon sich erstreckenden Gebirgen — in das istrianische Karstgebiet das Volk ein, welches von der einheimischen Bevölkerung mit dem Namen „Ćići“, Tschitschen (wahrscheinlich nach dem Worte „ćića“ = Vetter, nach Anderen = Onkel, mit welchem sie sich begrüßen) ohne Unterschied, ob sie Kroaten oder mit ihnen eingewanderte Rumänen waren, benannt wurde. In einigen Dörfern haben sie vermuthlich Reste der alten römischen oder romanisirten Bevölkerung gefunden. Heutzutage sind am Karst nur noch die Bewohner des Dorfes Žejane unter dem Namen „Ćiribirci“ bekannt, die in ihren Häusern noch eine „romänische“ (ćiribirische), mit kroatischen Wörtern um mehr als ein Drittel überfüllte Sprache gebrauchen, während sie sonst ganz gut kroatisch sprechen. Die „Ćićen“ anderer Dörfer am Karst verstehen nicht einmal die ćiribirische Sprache und bedienen sich blos der kroatischen. Nur in ihrem Typus ist noch eine gewisse Mischung derselben mit je einem romanischen Stamme bemerkbar. Ähnlich verhält

sich die Sache mit den „Romänen" am westlichen Fuße des Učka-Gebirges (Monte Maggiore), welche sich selbst „Vlahi" (Walachen) nennen und von ihren Nachbarn „Ćiribirci" genannt werden, welche, mit den Kroaten vermengt, aus Dalmatien hierher übersiedelten und deren Familiennamen, wie die der Žejane, fast ausschließlich kroatisch sind. Sie bewohnen die Dörfer Sušnjevica, Novavas, Brdo und Grobnik, wo sie in ihren Häusern eine mit kroatischen Wörtern noch mehr als in Žejane vermengte „romanische" (sie selbst sagen: mi govorimo vlaški = wir sprechen walachisch) Sprache, besonders mit ihren Kindern, die mit sieben Jahren allgemein schon auch kroatisch kennen, sprechen und außer denselben nur die kroatische gebrauchen. Für abstracte Begriffe haben sie in ihrer walachischen Sprache gar keine Ausdrücke; sie singen nur kroatische Volkslieder und haben schon für die Zahl acht und neun kroatische Bezeichnung (osam, devet). Die Lebensweise, die Beschäftigung, die Tracht (ja auch die Benennungen für die verschiedenen Kleidungen), die Sitten und Gebräuche der Ćiribirci, sowohl in Žejane als in Sušnjevica, Novavas, Brdo und Grobnik, sind gleich oder ähnlich mit denen der Kroaten, von denen sie umgeben sind. Die folgende Beschreibung bezieht sich deswegen auch auf sie.

Noch heutzutage beschäftigen sich die Kroaten und Slovenen, die Nachkommen sowohl der ersten als die der zweiten Einwanderung, meist mit dem Ackerbau. Die Männer, alt und jung, und die Mehrzahl der Weiber ist mit dem Felde sozusagen unzertrennlich verbunden. Häufig essen sie auf dem Felde, um sodann im Winter an der Sonne, im Sommer im Schatten ein Stündchen zu ruhen. Gerne begleiten sie die Feldarbeit mit bald heiterem, bald melancholischem Gesang.

Die Schafzucht ist neben dem Ackerbau die wichtigste Beschäftigung der Slaven Istriens im Allgemeinen und beinahe die ausschließliche derjenigen des westlichen Theils der Halbinsel. Auf dem ganzen Tschitschenboden bis zum Promontore, vom Salvore bis zum Schneeberg und auf den Inseln, überall trifft man den istrianischen Hirten mit den Opanken und engen Tuchhosen, langem wollenen ärmellosen Rock (krožat), mit der istrianischen Kappe oder mit dem Hut auf dem Kopfe, mit der nationalen Doppelflöte (blizni, dvojnice) im Munde, mit welcher er auf eine nur ihm eigene Art seine frohen und schmerzlichen Gefühle ausdrückt, sich und seine ergebene Gesellschaft, die Herde und den Schäferhund ergötzt. Wenn der Schnee die Höhen bedeckt, steigen die Hirten mit ihren Herden an das Meeresgestade und halten sich daselbst durch den ganzen Winter auf.

Auf ein Handwerk verlegen sich die Slaven West-Istriens nur in äußerster Noth: fremde Handwerker bauen ihnen Häuser und Stallungen, verfertigen die wenige Hauseinrichtung und die nöthigen Gefäße, die Beschuhung und Kleidung. Fleißige Arbeiterinnen sind die Weiber, die nicht nur den Männern auf dem Felde und auf der Wiese helfen, die Speisen bereiten, die häuslichen Angelegenheiten besorgen, sondern auch seit ihrer ersten

Jugend alle wesentlichen Vorarbeiten für die leinenen und wollenen männlichen und weiblichen Kleider verrichten.

Der Anzug fast aller Slaven der istrischen Halbinsel war vor einigen Jahrzehnten und ist noch jetzt in den von den Städten entlegenen Dörfern West-Istriens und bei den



Bäuerin aus Martinšćica auf Cherso am Feiertag und Bauer von der Insel Veglia.

Tschitschen aus Hausleinwand oder aus Wolltuch verfertigt. Die ganze Oberkleidung, die männliche sowohl — weiße bis zu den Knöcheln reichende Hosen, dunkle Weste, dunkler langer Rock ohne Ärmel, dunkles kurzes Röckchen mit Ärmeln, hier und da weiße Kniehosen und dann schwarze Gamaschen — als auch die weibliche — ječerma, ein vielfach durchsticktes, einem Regenmantel ähnliches Gewand mit einem mit Messingknöpfen besetzten Gürtel — besteht an Sonn- und Feiertagen aus Wollentuch.

Die Lebensweise der auf den Inseln lebenden Kroaten unterscheidet sich von dem vorgeführten Bilde nur insoferne, als es neben den sehr fleißigen Landleuten auch etliche Matrosen und Fischer gibt, und daß die Weiber, besonders die von Cherso, die Schafwolle nicht so sehr für das Haustuch vorbereiten, sondern sie durchwegs zu Strümpfen und Jacken sowohl für eigenen Gebrauch als auch für den Verkauf verstricken. Sowohl die Männer als die Frauen auf der Insel Veglia tragen Anzüge aus Hausleinwand, die Oberkleidung von schwarzer Farbe. Vielfach findet man bei den Männern noch breite Hosen und einen kurzen, engen braunen Rock. Die Weiber tragen Röcke und Mieder, auf dem Kopfe einen Hut mit breiten Krämpen. Auf der Insel Cherso ist die Tracht verschiedenartig, in einigen Orten besonders die weibliche recht malerisch. Die in einen Kranz zusammengeflochtenen Haare bindet die Bewohnerin der Insel Cherso mit einem rothen Kopftuch; sie trägt ein weißes Hemd mit gesticktem Ärmelbesatz, darüber eine rothe Weste und einen kurzen bunten Kittel, um den Hals drei bis vier Perlenreihen und ein Rosmarinsträußchen auf der Brust.

Eine ähnliche Beschäftigung wie die der Inselbewohner finden wir bei den Bewohnern der Ostküste der istrischen Halbinsel, in Bersec, Mošćenice, Lovran und Veprinac, wo die Weiber das Feld bebauen, die Wolle zubereiten und verarbeiten, während sich die Männer größtentheils auf das Meer begeben. Die von Voloska und Opatija (Abbazia) waren früher fast ausschließlich Matrosen; dies ist noch jetzt bei der Mehrzahl der Fall, während die übrigen auf andere Weise dem täglichen Brod nachgehen. Unter den Kroaten Istriens findet man die meisten Professionisten in Kastav (Castua). Doch ist dies nicht ihre ausschließliche Beschäftigung, sie sind beinahe durchwegs auch Ackerbauer. Freilich ist der Boden, wo sozusagen jede handvoll Erde ausgenützt wird, zwar gut bebaut, aber steinig und so karg bemessen, daß das Erträgniß kaum für ein halbes Jahr ausreicht und sie sich daher auch mit Handwerken beschäftigen müssen. Ihr Fleiß und ihre Ehrlichkeit machen sie allgemein beliebt; viele verdingen sich als Faßbinder, welche in Voloska die Schiffe mit Weinfässern beladen und nach verschiedenen Gegenden West-Istriens und nach Dalmatien fahren. Daheim besorgen sie die schwierigeren Feldarbeiten und überlassen die leichteren den Frauen und den Töchtern, die einerseits an Fleiß die Männer sogar übertreffen, anderseits aber an Sonn- und Feiertagen so städtisch angezogen sind, daß man in ihnen die Arbeiterinnen und Lastenträgerinnen der Woche kaum erkennt.

Auch die Karstbewohner, die sogenannten Tschitschen, sind aus demselben Grunde auf andere Erwerbsquellen angewiesen. Während die Weiber die wenigen Thäler und Dolinen bebauen, sind die Männer entweder Schafhirten oder Kohlenbrenner in den Resten der Wälder. Die Kohle verkaufen sie in den Städten, vorzugsweise in Triest und in Fiume. Vier bis sechs, auch acht Stunden weit treiben sie ihre mit Kohlensäcken belasteten

Maulthiere. Wegen Holzmangels begannen sie in den letzten Jahrzehnten den Essighandel in nahen und fernen Provinzen der Monarchie, ja bis nach Deutschland.

Hier sind noch die slovenischen Šavrinke aus den Gerichtsbezirken Pirano und Capodistria, sowie die Bewohnerinnen der Triester Umgebung zu erwähnen. Täglich sieht man sie in Pirano und Buje, meist aber in Capodistria und Triest. Für nachlässig gilt die Hausfrau, die nicht gerne oder die nicht täglich den Markt besucht. Die Šavrinka steht schon um drei oder vier Uhr auf, um mit ihrer Waare — Obst, Brennholz, Milch



Der Tschitsche auf dem Markt sammt Maulthier.

und Brod — die sie einem Esel und sich selbst aufbürdet, oft mehrere Stunden weit zu gehen. Meist spät kehrt sie heim, um dann tief in die Nacht für den nächsten Tag Vorbereitungen zu treffen, Sauerteig zu machen und Brod zu backen, um ja zeitlich früh aufstehen und sich auf den Weg begeben zu können. Wegen dieser ihrer keineswegs altherkömmlichen Beschäftigung tragen sie eine eigene leichtere Kleidung und unterscheiden sich dadurch von den übrigen Istrianerinnen, wiewohl man bei den älteren Weibern noch immer die wollene ječerma sieht.

Gehen wir nun zu dem Leben der Slaven Istriens an Sonn- und Feiertagen, bei Wallfahrten und sonstigen Festlichkeiten über. Wenn auch die meisten sehr weit zur Kirche haben, so kommen sie doch jeden Sonn- und Feiertag zur Messe. Rein und sauber, so gut

als möglich angezogen, mit Blumensträußchen auf der Brust, auf der Kappe oder in der Hand, sieht man sie aus ihren zerstreut stehenden Weilern zur Pfarrkirche eilen. Vor und nach dem Gottesdienst begrüßen sie sich, Männer wie Frauen, gegenseitig mit Worten oder (besonders in Süd-Istrien) auch mit Händedruck und Kuß. In der Kirche wohnen sie andächtig dem Gottesdienst bei, hören mit besonderer Befriedigung die Epistel und das Evangelium, in einigen Gegenden auch Alles, was der Geistliche „nach uralter Sitte" in altslavischer, beziehungsweise kroatischer Sprache singt; sie merken auf die Predigt, die Vielen, besonders den Bejahrten beinahe die einzige geistige Nahrung ist. Des Lesens Unkundige halten in der Kirche den Rosenkranz in der Hand. Haben sie lesen gelernt, so bedienen sie sich am häufigsten des vom Bischof Georg Dobrila herausgegebenen Gebetbuches „Otče budi volja tvoja". Die jetzige Jugend würde sich schämen, dieses Gebetbuch nicht zu haben. Sie bringen es schon auf irgend eine, wenn auch mechanische Art im Lesen so weit, daß sie dasselbe in der Kirche gebrauchen können. Ein einziges lesenskundiges Mädchen genügt für ein ganzes Dorf, an Sonntagen lernen von ihr auch die anderen.

Nach dem vormittägigen Gottesdienst verbleiben die Männer vor der Kirche oder sie versammeln sich auf irgend einem andern Platze im Ort, um den klic zu vernehmen, nämlich die Kundmachungen der weltlichen Obrigkeiten, betreffend die Waldabsteckungen, Recrutenaushebungen und überhaupt Alles, was zur Gemeindepflicht gehört. Das ist dann der Hauptgegenstand des Tagesgespräches, der Erwägung und Auseinandersetzung, zuweilen auch des Streites der betreffenden Bewohner. Viele kehren nach Hause zurück, um dann Nachmittags wieder zum Segen oder zur Vesper zu erscheinen. Die Entfernteren verbleiben im Orte, erzählen sich in der Regel auf öffentlichem Platze unter der Linde gegenseitig ihre Geschicke und Mißgeschicke und erfahren die Tagesneuigkeiten aus dem Munde irgend eines Bürgers; eventuell verrichten sie ihre Angelegenheiten beim Pfarrer, bei der weltlichen Obrigkeit, wenn sich solche im Orte vorfindet, und ihre privaten Geschäfte. Einige gehen ins Wirthshaus und erwarten daselbst die Vesper. Hier und da besteht die Sitte, den Nachmittag Kugeln zu werfen, mit italienischen Karten „Briscola" oder „Tresette" zu spielen oder zu tanzen. Neugierige versammeln sich in der čitaonica oder um solche, welche die „Naša Sloga", ein für istrianische Kroaten in Triest erscheinendes Blatt, oder die „Edinost" lesen, welches Blatt gleichfalls in Triest für Slovenen redigirt wird. In der čitaonica (Lesevereine) erscheinen auch viele Landleute, um entweder ein schönes Lied, eine Declamation oder eine Rede anzuhören, überhaupt um das Herz zu bilden und das Wissen zu bereichern oder auch der Unterhaltung wegen.

Mit den Sonntagen sind häufig die Kirchtage und Jahrmärkte verbunden. Da finden sich Kaufleute aus nahen und fernen Städten ein; die Heimischen strömen von allen

Seiten zu Kauf und Verkauf zusammen, viele auch, um dem Gottesdienst beizuwohnen oder um den Markt zu sehen, Verwandte zu treffen, Freunde und Bekannte zu begrüßen und mit ihnen ein Glas auf wechselseitige Gesundheit zu leeren, um zu plaudern und um



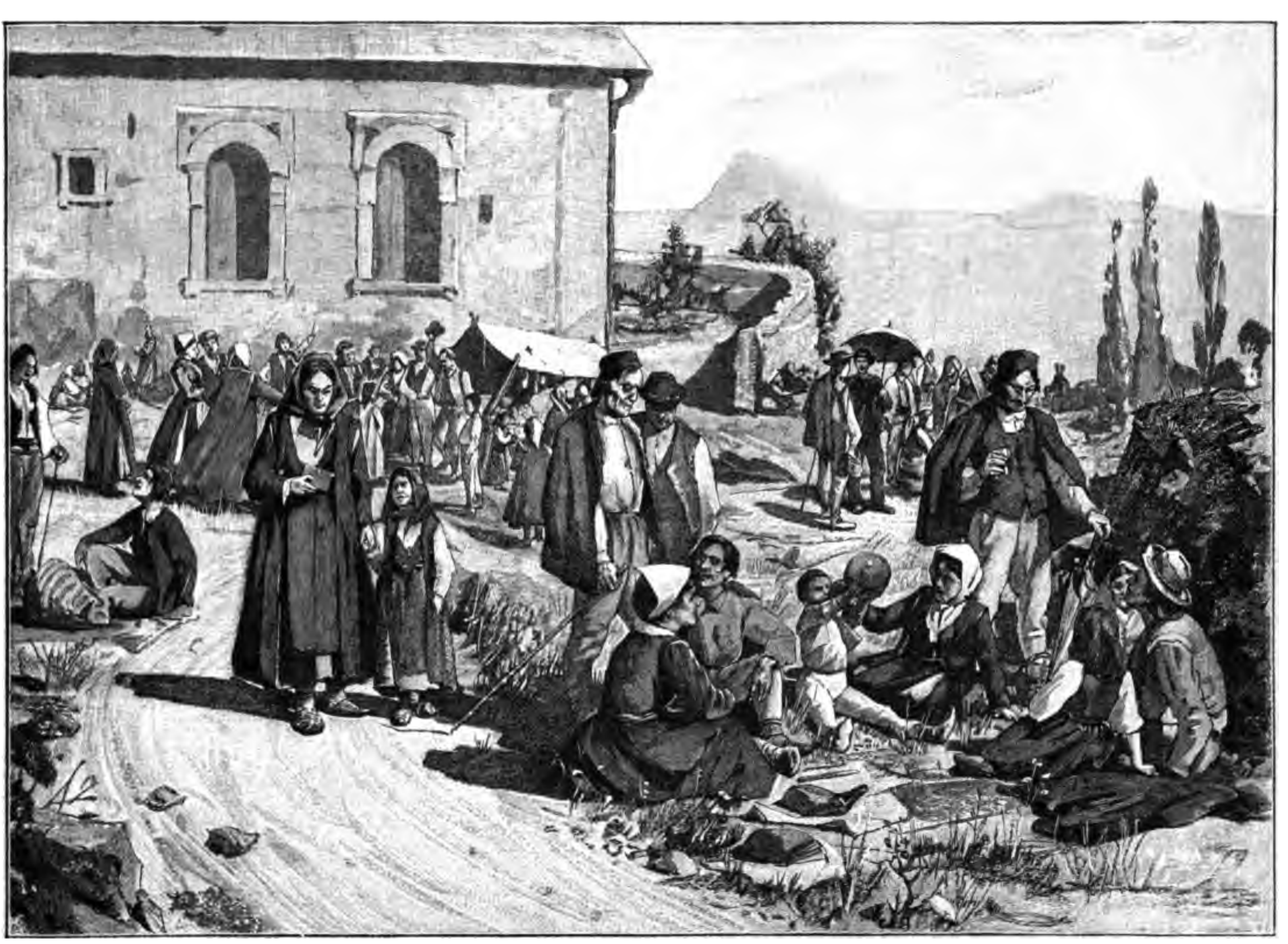
Bäuerin aus dem Bezirk Capodistria mit Korb und Milchgefäß.

zweistimmige Heldenlieder (bugarija) anzustimmen. Für die Jugend ist aber die Hauptunterhaltung der Tanz, ohne den man sich einen Kirchtag oder Jahrmarkt nicht denken kann. In der Regel tanzt man im Freien und am häufigsten den beliebten kroatischen Nationaltanz „kolo“, wobei die Musikanten auf einem höher und einem tiefer gestimmten

klarinetähnlichen Instrument (sopila) oder auf dem Dudelsack spielen; jetzt sieht man hier und da wohl auch die Violine. Bald bewegt sich das Paar auf demselben Punkte im Kreise herum, bald ergreift der Tänzer die Rechte der Tänzerin und dreht sie nach links; bald tanzen sie einzeln, um sich wieder paarweise oder zu mehreren Paaren zusammenzufinden, oder es bilden alle einen Kreis. Außer dem „kolo“ sieht man hier und da auch die Polka und den Walzer tanzen. Der Tanz dauert in der Regel nur tagsüber, da die weibliche Jugend am Abend zu Hause sein muß, manchmal auch in die Nacht hinein, meist irgendwo unter einem Dache.

Nach dem Gottesdienst werden Speisen und Getränke feilgeboten. Ganze Kastraune werden im Freien gebraten, Brod, Obst, Süßigkeiten verkauft, Weine ausgeschenkt; man lagert in kreisförmigen Gruppen am Boden, genießt ohne Gabel und Messer den gebratenen Kastraun mit Brod, trinkt den Wein aus dem gemeinsamen Krug, der von Hand zu Hand gereicht wird. Erscheint ein Neuangekommener, so trinkt man auf sein Wohl und überreicht ihm den Krug, den er dann dankend wiederum in den Kreis stellt. Auch einzelne Gruppen begrüßen sich gegenseitig durch Austausch der Krüge. Die Jugend verbleibt nur kurze Zeit in diesen Gruppen, die Musik zieht sie in den Tanzkreis. Die Unterhaltung wird immer lebhafter, fröhliche Lieder und Bugarien erschallen von allen Seiten.

Manche Lebensäußerung dieser Slaven knüpft sich an die periodische Wiederkehr der Kirchenfeiertage, sowie an die Spendung und den Empfang der heiligen Sacramente. In der Adventzeit gehen sie sehr gerne zu den Rorate-Messen (zornice). Wie bei anderen christlichen Völkern ist auch bei ihnen der größte Feiertag das Fest der Geburt Christi (Božić), der Weihnachtsfeiertag. Vorbereitungen für diesen werden schon mehrere Tage vorher getroffen. Es wird genäht, gewaschen, Kleidung und Wäsche vorbereitet, Haus und Hof gereinigt und für eine bessere und reichlichere Nahrung vorgesorgt. Am fleißigsten arbeitet man am Weihnachtsabend. Vor dem Sonnenaufgang schmücken sie Haus und Hof mit Lorbeer- oder Ölbaumzweigen oder überhaupt mit etwas Grünem, denn es schützt dies, meinen sie, gegen den Blitz. Dieser Brauch, sowie die Bezeichnung für den Weihnachtsabend, badnjak von bdjeti-vigilare, dürfte aus der Heidenzeit stammen. Die Sonne, welche die alten Slaven göttlich verehrten, erwacht an diesem Tage sozusagen aus dem Schlafe und der Tag beginnt zu wachsen. Der Vater der Sonne war aber Perun der Donnergott. Diesem Gott, der wenigstens jetzt in den Volksliedern mit dem heiligen Elias verwechselt wird, war der Eichenbaum geheiligt, und noch heutzutage pflegt man am Weihnachtsabend einen großen Eichenbaumstock (božićnjak oder badnjak) auf den Feuerherd zu legen und ihn für die Zubereitung des Abendessens anzuzünden. Er brennt oder glimmt dann die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag, ja an vielen Orten wird darauf gesehen, ihn durch volle acht Tage im glimmenden Zustand zu erhalten. Dem



Kirchweihfest auf dem Lande in der Nähe von Visinada.

„badnjak“ wird von Allem dargeboten, was am Weihnachtsabend auf den Tisch kommt, und zwar von jedem Familiengliede, indem eines dem anderen sagt: „daj mu, daj“ (gib ihm, gib!). Vor und nach dem Abendessen, auf dem Wege zur Kirche und zurück wird aus Pistolen geschossen. Um den auf dem Herde, der alten heidnischen Opferstätte, brennenden Eichenbaumstock wird gekocht, gebacken und gebraten; auf dem Herde oder in seiner nächsten Nähe, jedenfalls aber in der Küche, auch wenn mehrere Wohnräume vorhanden sind, versammeln sich alle Inwohner des Hauses zum gemeinsamen Gebet; sodann wird reichlich gegessen, da man den ganzen Tag über gefastet hat. In der Mitte des Tisches liegt ein Laib Brod, in welchen drei bis zum Spätabend oder die ganze Nacht brennende Kerzen gesteckt sind. Dies Ahnenbrod (didnjak), wie man es nennt, wird aufgehoben und brockenweise den Schafen und Kühen gegeben, wenn sie lammen oder kalben oder wenn sie erkrankt sind. Nach dem Essen wird gesungen: „Es wurde geboren der Himmelskönig von der unbefleckten Jungfrau Maria“ und die Jugend führt eigenthümliche Weihnachtsspiele auf. Es werden nämlich Mehl- oder Kleienhäufchen gebildet und in eines derselben wird eine Münze versteckt. Derjenige, der das richtige Häufchen herausfindet, bekommt auch die Münze. Am Weihnachtstag selbst ißt man reichlicher und besser und es herrscht der Brauch, weder die Verwandten noch die Nachbarn zu besuchen, was an den übrigen Feiertagen zu geschehen pflegt. Dagegen erscheint an einem Feiertage die außerhalb des Hauses verheiratete Tochter mit ihrem Mann und etwaigen Kindern bei ihren Eltern zu Mittag als Gast, nachdem sie am Weihnachtsabend der Mutter einen feineren, dem Vater einen gewöhnlichen Laib Brod, selbstverständlich so groß als möglich, gebracht hat.

Während der Weihnachtstage, vorzugsweise am Tage des heiligen Stefan und der heiligen drei Könige werden die „Koleden“ veranstaltet. Eine oder mehrere Gruppen, meistens erwachsene Jugend, hier und da auch Männer, ziehen im Dorfe von Haus zu Haus und singen vor jeder Thür ein Weihnachtslied, wofür sie reichlich beschenkt und auch mit Wein bewirthet werden. Einer der Sänger bedankt sich dafür und wünscht der Familie eine reiche Wein- und Olivenlese und überhaupt eine ergiebige Frucht, sowie beständiges Glück. Mit „Tako budi!“ (So geschehe es!) begleiten die übrigen seine Rede. Etwas Ähnliches wird auch am Neujahrstag von den Kindern unternommen. Diese stecken einen Rosmarinzweig in einen Apfel, in dem sich Kreuzer oder Zehnkreuzerstücke befinden, und gehen damit von Haus zu Haus, glückwünschend und Gaben erflehend. In einigen Gegenden schickt man die Kleinen am Tage der unschuldigen Kinder in die Weinberge, wo sie mit Ruthen die Reben schlagen und dabei singen: „Trage, trage Früchte, schöne Rebe, sonst haue ich dir den Kopf ab.“ Am Tage vor den „heiligen drei Königen“ besprengt der Geistliche alle, wenn auch noch so zerstreuten Häuser seiner Pfarre mit Weihwasser, wofür er Geschenke erhält. Übrigens sucht an diesem Tage jedes Haus Weihwasser zu bekommen,

und in einigen Orten besprengt damit das Familienhaupt Haus, Stallung und Feld. Das übrige wird sorgsam aufbewahrt, um es gelegentlich bei Kranken oder Todten zu verwenden.

Ein altes und zugleich das einzige mit keiner Kirchenfeier verbundene Fest ist der Fasching (poklade, pust), der in ganz Istrien mehr oder minder, manchmal nur allzu üppig gefeiert wird. Am Faschingmontag ziehen Gruppen von männlichen Tänzern durch die Dörfer, mancher schön maskirt, andere verunstaltet, mit Hörnern auf dem Kopf oder mit drei bis vier Kilogramm schweren Glocken um den Gürtel, deßhalb Glöckner (zvončari) genannt, in einer Hand einen kräftigen Stock, in der anderen ein Säckchen Asche. Sie tanzen, treiben Scherze, raufen sich mit ähnlichen zusammentreffenden Scharen, bewerfen Weiber und die vor ihnen fliehenden Kinder mit Asche. Einer von ihnen schleppt gewöhnlich ein in garstige Fetzen gekleidetes menschenähnliches Gebilde, den Pust, der am folgenden Tage oder am Aschermittwoch begraben oder verbrannt wird. (Um Görz und Agram wirft man ihn ins Wasser.) Es wird auch dies heidnischen Ursprungs sein und erinnert an die ehemalige Begrabung, Verbrennung oder Ertränkung der Morana oder Mora, der Göttin der Nacht, der Finsterniß, des Winters und des Todes, welche noch heutzutage im Volke lebt als diejenige, die Nachts auf Menschen sitzt, sie drückt, würgt und ihr Blut saugt und deren Gehilfe Mrak (Dämmerung) den Eltern in der Dämmerung gestohlene kleine Kinder bringt. Die Kräfte dieser Göttin beginnen schon am Weihnachtsabend zu schwinden, das Licht und die Sonne bekommen in dem Frühlings-Äquinoctium, das beiläufig gegen den Schluß des Faschings fällt, die Oberhand. In einigen Gegenden, namentlich auch bei den „Romänen" am westlichen Fuße des Učka-Gebirges wird der Schluß des Winters um die Hälfte der Fastenzeit, welche unter dem Namen „Pilibaba" vorkommt, gefeiert.

Die Fasten werden streng gehalten. Es gibt viele, die von Gloria in excelsis am Gründonnerstag bis zu Gloria in excelsis am Charsamstag gar nichts genießen oder sich mit Fasten bei Wasser und Brod begnügen. Wenn am Charsamstag die Glocken zu läuten beginnen, eilt Alles, was nicht beim Gottesdienst ist, jede Arbeit im Stich lassend, zum nächstbesten Wasser, um sich das Gesicht zu waschen. „Die Sonne erwärmt und wäscht uns die Sünden ab", heißt es im Volkslied, und was einst die Sonne war, das ist jetzt das Auferstehungsfest (Uskrs). In der Kirche sieht man während der ganzen Charwoche zahlreiche Andächtige, besonders bei der Absingung der Passion (Muka), was in der Volkssprache geschieht, dann bei den Matutinen (Jutrnje) und Vespern (Večrnje) und in den letzten drei Tagen vor dem heiligen Grabe. Vor Ostern verrichten alle Erwachsenen die Beichte. Zur Auferstehung, in der Regel frühmorgens, erscheinen besonders zahlreich Mädchen und Jünglinge mit Blumen geschmückt. Nach dem Gottesdienst ist die Weihe des Brodes (pogača), des gekochten Schweineschinkens, des Lammbratens und gebratener junger Truthühner, des Knoblauchs oder Krens, der Erstlinge des Feldes, wie überhaupt

auch die Lämmer und Truthühner Erstlinge sein müssen, die in alten Zeiten, wie uns die Volkslieder erzählen, zur Zeit des Frühjahrs-Äquinoctiums dem Sonnengott geopfert wurden. Nach der Weihe des Brodes und der Erstlinge versammeln sich alle Familienglieder zum Gebet und bewirthen sich mit den gesegneten Speisen. Die Überbleibsel, wie Knochen, Eierschalen, Brosamen wirft man ins Feuer, daß sie verbrennen, oder ins Wasser, um es zu klären, oder aufs Krautfeld, daß es besser gedeihe.

Am Frohnleichnamstag (tielova) erscheint, die Hausfrau ausgenommen, Alles was sich überhaupt auf den Füßen bewegen kann, zur Procession, geschmückt mit Blumen, die Weiber mit Sträußchen von Blumen und Gräsern aller Arten. Vor dem Umzug streuen sie kniend und sich auf die Brust klopfend diese Sträußchen in der Kirche und vor derselben, wo der Geistliche mit dem Sacramente gefolgt vom Volke sich bewegt, damit er auf sie trete oder sie wenigstens berühre und dadurch segne. Sorgsam heben sie dieselben dann auf, räuchern gelegentlich Kranke damit und streuen sie bei drohendem Ungewitter vor die Hausthür. Das Gleiche geschieht mit den Olivenästen, die vom Segen am Palmsonntag nach Hause gebracht wurden und deren einer gewöhnlich oberhalb des Ehebetts hängt. Die letzten Jahresfeiertage sind das Johannis- und das Peter- und Paulfest, die Zeit des Sommer-Solstitiums, zu der die Sonne in der heidnischen Zeit am meisten gefeiert wurde. Am Vorabend oder am Abend dieser Tage zündet jedes Dorf auf Hügeln ein Freudenfeuer (kries) an, wofür die Knaben schon einige Wochen früher das Brennmaterial zusammentragen. Das Volk, besonders das jüngere, versammelt sich um diese Feuer, jauchzt, singt und springt über dieselben, wenn die Flammen sich etwas gelegt haben.

Betrachten wir nun die Gewohnheit des einzelnen Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Wegen der Übersicht wird uns dabei der Empfang der heiligen Sacramente am besten leiten. Die Unfruchtbarkeit einer slavischen Frau in Istrien hält man für eine Strafe Gottes, ja es kann für sie kein größeres Übel geben, als kinderlos zu sein. Das letztere ist auch selten der Fall. Fühlt sie die Geburtszeit herannahen, so geht sie in der Regel zur Beichte und Communion und betet zur Mutter Gottes für eine glückliche Entbindung. Stellen sich die Geburtswehen ein, so legt sie sich ins Bett, welches, wenn es in der Wohnstube steht, verhängt wird. Dorthin hat nun Niemand, selbst der Mann nicht, den Zutritt, einzig und allein ein gesetzteres Dorfweib — oft keine geprüfte Hebamme, da slavische Frauen solche nicht gerne sehen —, welches sie bedient. Ist das neugeborene Kind ein Knabe, so freut sich darüber insbesondere der Mann; es wird so bald als möglich, auch im Winter und im Regenwetter, in die oft weit entfernte Kirche vom Vater und Pathen begleitet zur Taufe getragen. Der Pathe ist in der Regel ein Verwandter; ist dies nicht der Fall, so wird eben dadurch geistige Verwandtschaft begründet, welche nach der Taufe ein zwischen dem Vater des Kindes und dem neuen Pathen gewechselter Kuß fürs ganze

Leben besiegelt. Bei dem Taufschmaus trinkt man der Wöchnerin und dem Kinde zu, welchem man wünscht, daß es gut und des Großvaters, respective der Großmutter würdig werde; man heißt es Engel und beschenkt es, wohin es gebracht wird. Auch die Wöchnerin kommt mit dem Kinde zum Tisch, dankt dem Pathen und sagt, auf das Kind zeigend: „Ohne dieses wären wir heute nicht so fröhlich". Sie genießt das Beste, was man im Hause bekommt, und trinkt den besten Wein. Einige Wochen bewegt sie sich in bloßen Strümpfen, ohne Schuhe, nur im Hause herum ohne auszugehen; fühlt sie sich endlich stark genug, die Hausarbeiten zu verrichten, so begibt sie sich mit Geschenken zum Pfarrer, der sie segnet und in die Kirche einführt, wo sie einer Messe beiwohnt und zur Ehre der Mutter Gottes eine Kerze anzündet.

Am charakteristischsten sind die Hochzeitsgebräuche. Mit dem achtzehnten Jahre tritt in vielen Gegenden Istriens der Knabe in den Kreis der reifen Jugend ein, um mit dieser das Dorf und namentlich die Mädchen vor der Jugend der Nachbardörfer zu schützen, Abends mit den Kameraden die Mädchen im Dorfe zu besuchen, mit ihnen, in Gegenwart der Eltern, zu plaudern, zu scherzen und zu singen. Um zu diesem Rechte zu gelangen, muß er eines Abends die Dorfburschen bewirthen, sonst wird er, ertappt bei Mädchenbesuchen, wie ein unmündiges Kind behandelt und nach Hause geschickt. Diese Aufnahme in den Kreis der reifen Jugend wird in manchen Orten Bruderschaft genannt, und der neu Eintretende heißt von diesem Tage an „junger Bruder" und erst später, wenn ihm ein älterer die Rechte und Pflichten auseinandergesetzt hat, „Bruder".

Schon bei den erwähnten Hausbesuchen oder bei sonst sich darbietender Gelegenheit erwählt sich der Jüngling seine zukünftige Gefährtin, am liebsten unter seinesgleichen, wie das Lied sagt: „Eine Chersinerin nimmt keinen Adeligen und ein Lussinianer zieht eine Einheimische jeder venetianischen Dame vor." Seine Absichten gibt der Jüngling selbst dem Mädchen nicht kund, und früher geschah es sogar, daß die Mutter, wie auch das Volkslied lautet, ihre Tochter schon in der Wiege verlobte. Zuerst vertraut er sich seinen Eltern an, auf deren Zustimmung besonders gesehen wird, während diese wieder darauf achten, daß es ein Mädchen „gesunden Blutes und guter Mutter ist", denn, „wie die Mutter spinnt, so webt die Tochter", oder „beim Pferde sieht man auf den Gang, beim Mädchen auf den Stamm", ob sie sich gut aufführt und fleißig arbeitet. Dann beginnt die Werbung, wobei wiederum die Eltern des Mädchens vorzugsweise auf „gesundes Familienblut" achten. Die ersten Schritte unternimmt meist irgend eine alte entfernte Verwandte des Jünglings und untersucht von der Seite das Terrain. Fällt dies nach ihrer Meinung günstig aus, so begeben sich einige ältere Verwandte, in der Regel der Oheim oder auch der Vater ins Haus des Mädchens, um direct anzufragen. In einigen Gegenden kommen Sonntags die Freiwerber zu Pferde und fragen vor dem Hause, ohne abzusteigen, an.

Am folgenden Mittwoch gelangt schon eine Art Antwort mit dem Sträußchen, das das Mädchen, wenn es eingewilligt hat, dem Jünglinge zuschickt, andernfalls erhält er einen Wermuthzweig. Bei günstiger Antwort erscheinen nun die Freiwerber mit dem Jüngling am nächsten Sonntag wiederum und treten in das Haus ein, wo man bei reichlichem Mahle das Erforderliche bespricht. Die Hausfrau ist nicht bei Tische, sie erkundigt sich nur zeitweilig, ob Alles in Ordnung sei, so auch die Braut, die sich geschäftig hin und her bewegt, sich scheinbar um die Sache nicht kümmernd. Auch der Bräutigam spricht wenig. Beim Mahle wird der Tag der Trauung und die Mitgift, die meistens aus einer Kiste Kleider und Wäsche, aus einem neuen Rock und den Geschenken des Bräutigams besteht, festgesetzt. Schon jetzt schenkt er ihr ein Tüchel oder ein silbernes Errinnerungszeichen, das sie auf der Brust trägt, während sie etwas verlegen den Verlobten und die Freiwerber mit trockenen Blumen bekränzt, welche bis zur vollendeten Trauung getragen werden. In einigen Gegenden ergreifen Braut und Bräutigam die Weingläser, leeren sie aus und stoßen dann mit ihnen so stark zusammen, daß sie in Scherben zerspringen; dies nennen sie die Verlobung (vjeritba). Um Castua herum bekommt die Braut statt der Kleiderkiste einen polirten Kleiderkasten, ein Ehebett, Wäsche und Kleidung, manchmal auch Geld. Hier ist es auch üblich, der Braut Ringe zu kaufen, und bei dieser Gelegenheit feiert man das Verlobungsfest (obećki) mit dem erwähnten Mahle. Die Braut pflegt manchmal vor der Trauung in das Haus ihres Verlobten auf die Brautschau (na oglede) zu kommen. Am Vorabend vor der Trauung wird die Brautausstattung abgeholt, die in Gegenwart von Hochzeitszeugen von den Näherinnen geschätzt wird. Die Werthe von zehn Gulden verzeichnete man früher auf Kerbholz mit Kreuzen (Zehnern), für jede Partei war die Hälfte dieses Kerbholzes zur Verfügung; jetzt schreibt man sie in der Regel auf. Schon jetzt wird gesungen, geschossen, Alles freut sich, denn die Hochzeit, die überall, je nach den Mitteln, ein oder mehrere Tage dauert, hat begonnen. Nur bei Witwen und Witwern ist Alles einfacher.

Die verschiedenartig bekränzten Gäste des Bräutigams holen am Morgen des Trauungstages theils zu Fuß, theils zu Pferde die Braut ab, wobei sie singen: „Wir gehen und wir reisen, zu Pferd und auf guten Füßen.“ Besonders schöne Brautführung sieht man noch jetzt bei den Slaven im Bezirke Pola und Parenzo. Voran geht der Älteste (stari svat) oder der Fahnenführer (barjaktar), in der Regel ein unverheirateter Verwandter des Bräutigams. Er trägt auf einer langen Stange eine aus verschiedenfarbiger Leinwand zusammengenähte Fahne (barjak, daher sein Name) und darauf einen Hauskolatschen (radförmiges Brod) mit einem großen Apfel an der Spitze. Die Gäste, vor Allem der Barjaktar, klopfen, beim Hause der Braut angelangt, öfters an die Thür; allein drinnen wird gesungen, so laut als möglich gesprochen, gelacht, geräuschvoll hin und her gegangen,

auf den Hausmühlen gemahlen, um ja das Klopfen und Rufen zu überhören. Da aber das Klopfen und Rufen von draußen kein Ende nehmen will, fragt endlich eine Stimme, wer da wäre und was er wünsche. Einer der Gäste, in der Regel der Älteste oder Barjaktar, antwortet, sie wünschen eine Rose aus dem Garten oder eine Hirschkuh aus dem Hain. So beginnen die Verhandlungen zwischen den Gästen von drinnen und draußen und dauern fort, bis man ihnen zuerst ein älteres Weib herausgibt, später ein jüngeres, ja auch die Brautjungfer (podruka); Alles wird gern angenommen, allein sie wollen noch eine haben. „Eine barfüßige ist noch da“, wird ihnen erwiedert. Endlich erscheint die Braut. „Das ist die richtige, wir wollen sie anziehen,“ tönt es ihr entgegen, und der Brautführer bietet ihr Strümpfe und feinere Schuhe an (öfters mit einer Silbermünze darin), die sie selbst anzieht. Der Bräutigam beschenkt auch die Brautmutter und alle Heimischen mit Schuhen oder mit irgend einer anderen Sache. Auf einen auf eine Stange über dem Dach oder auf die Spitze eines Baumes gesteckten Apfel zielt einer der Hochzeitsgäste des Bräutigams; es ist eine Schande für sie alle, wenn er fehlschießt. Nun erscheint die Braut mit einem Kranz auf dem Kopfe und einem, anderswo drei Äpfeln in der Hand, die sie auf den Bräutigam, der sich scheinbar mit der Fahne zu decken sucht, wirft. Ob sie getroffen oder nicht getroffen, er hebt die Äpfel auf, um sie nach vollendeter Trauung gemeinsam mit dem ihm angetrauten Weibe zu verzehren. Jetzt übernimmt er ihre Führung, früher that dies sein Brautführer, meistens der Bruder, während er mit der Brautjungfer (des Pathen Frau oder Schwester) zur Kirche ging. Über das Dach der Kirche oder des Hauses, wohin man die junge Frau führt, wird manchmal ein Kolatsch geworfen, auch streut man vor der Kirche und auf dem Rückwege Laibchen und Brodbrocken aus, um die sich die Kinder balgen. Leute werden mit Confetti beworfen, es wird geschossen, gesungen, auf der beliebten nationalen Doppelflöte gespielt und im Pfarrdorfe beginnt der Tanz. Der Hochzeitsvater (domaćina oder starješina), ein älterer, vom Hausherrn aus der Verwandtschaft dazu auserlesener Gast betet nun vor, segnet die Speisen, ergreift zum ersten Trinkspruch den Krug, reicht ihn dem nächsten und ein Jeder trinkt auf das Wohl (zdravica) der Neuvermählten. Mit dieser zdravica ist das Amt des Hochzeitsvaters zu Ende; „der alte Gast“ (stari svat) übernimmt nun die Leitung und Führung der Gesellschaft und sorgt, unterstützt vom Stellvertreter (nastačija), für Trinksprüche, Lebhaftigkeit und Ordnung. Zuweilen kommt auf den Tisch auch ein Blumenstrauß und ein Laib, in dem Messer und Gabel stecken. Beides steht vor den Neugetrauten und der Brautführer und die Brautjungfer haben achtzugeben, daß kein Gast es stiehlt. Man freut sich, wenn dies gelingt; die Wächter suchen es jedoch auf jede Art zurückzubekommen. Das wiederholt sich auch abends, sei es im Hause der Braut oder des Bräutigams; zuletzt wird aber der Blumenstrauß zerrissen — die Blume ist dahin.

Nach dem Essen geht die Braut, begleitet von einigen Freundinnen, ins Dorf, begrüßt und küßt ihre bisherigen Nachbarinnen und beschenkt sie mit Kolatschen. Unmittelbar vor dem Auseinandergehen begibt sich das junge Paar mit den Eltern ins Zimmer, kniet auf ein in der Mitte desselben ausgebreitetes Leintuch und erhält insbesondere die junge Frau gute Lehren für die Zukunft. Zuletzt empfangen sie den Segen und küssen sich. Beim Abschied bekommt die Braut Löffel, Messer und Gabel, einen Krug Wein und den Spinnrocken mit einem großen Flachsbündel als Zeichen, daß auch sie dem Beispiel ihrer Mutter folgend für die Ihrigen zu spinnen habe. Spät in der Nacht geht man auseinander, zu Pferde oder zu Fuß, mit oder ohne Begleitung der Angehörigen. Der Barjaktar tritt wiederum an die Spitze der Hochzeitsgäste, der alte Gast aber trägt den Weinkrug, hält einen Jeden unterwegs auf und reicht ihm denselben, gerade so wie in der Früh beim Abholen der Braut ein Weib Jeden, der ihnen entgegenkam, mit Brod beschenkte. Wird die junge Frau aus dem Dorfe geführt, so stößt man in manchen Orten auf Hindernisse. An einer engen Stelle am Ausgang des Dorfes wird von den Burschen Stroh angezündet und der Weg versperrt; sie wollen nämlich, daß die aus dem Dorfe geführte junge Frau auf irgend eine Art abgekauft werde. Anderswo stellt man in die Mitte der Straße einen Tisch mit Wein und Cigarren, bewirthet damit die Gäste, insbesondere den jungen Mann, was von diesem mit Geld, vom „alten Gast“ aber mit Wein vergolten wird. Zur Ehre der Neuvermählten werden unterwegs verschiedene Liebeslieder und Heldengesänge angestimmt, in der Nähe der Wohnung und vor derselben jedoch regelmäßig: „Freue dich, du Heldenmutter, dein Sohn bringt dir die grüne Föhre und ein rothes Gesichtchen.“ Niemand, weder die Mutter, noch ein Anderer, will hören, Niemand will wissen, was vor der gesperrten Thür vor sich geht. Jene bitten um Herberge: sie hätten unterwegs ein einjähriges Lämmchenpaar gefunden, das allen Anzeichen nach dem Hause angehöre. Für so Viele wäre nicht Platz, wird erwiedert und auf ähnliche Art wie früher beim Abholen der Braut gestritten, bis endlich die Thür geöffnet wird. Die Mutter des Bräutigams, oder lebt dieselbe nicht mehr, die Hausfrau, öffnet die Thür, wirft als erstes Geschenk ein Tuch um den Hals des neuen Paars, zieht beide gleichzeitig hinein und küßt sie. Anderswo begrüßt die Hausfrau die Braut schon an der Thürschwelle. Diese trinkt aus dem dargereichten Glase, wirft eine Münze hinein („liti u kupu“), betritt die Küche, nimmt das erste beste Kind in die Hand, setzt sich mit ihm auf den Herd und herzt und beschenkt es. Der „alte Gast“ zeigt ihr dann die Räumlichkeiten, das Feldgeräth, die Hausmühle und macht sie überhaupt auf jede Hausarbeit aufmerksam. Der Bräutigam tritt aber hier und da auf einen Teppich, unter dem sich Messer, Pistole und Axt befinden, und verspricht feierlich, mit diesen Waffen sein Weib bis zum Tode zu vertheidigen, sie nie gegen dasselbe gebrauchen zu wollen. Nach dem Abendmahl, während dessen die Älteren gerne das

beliebte Lied: „Oj igralo zlato jabuko“ oder „Pojela je nevjestica prvi večerak“ anstimmen oder sich die Thaten der alten Nationalhelden erzählen und die Jugend wiederum tanzt, begibt man sich zur Ruhe. Am nächsten Morgen muß das junge Paar zuerst auf den Füßen sein, ohne Kranz, statt des scharlachrothen mit einem blauen Rock (modrina) angethan und überhaupt einfacher gekleidet. Selten, allein es kommt doch vor, erhält die junge Frau einen mit Messingnägeln beschlagenen Lederriemen mit dem Schlüsselbund als Zeichen der Hausfrau. In Gegenwart von Gästen muß sie Wasser holen, die Stube heiteren Gesichts wiederholt auskehren, da die Gäste, um ihre Geduld auf die Probe zu stellen, immer wieder dieselbe verunreinigen. Gleich ihrem Mann muß sie schon an diesem Tage Anderen dienen, mit den Gästen ihre neue Verwandtschaft besuchen, wenn sie auch stundenweit entfernt ist. Überall küßt sie die Hausfrau und überreicht ihr einen Kolatsch mit den üblichen Worten: „Ist die Gabe klein, so soll die Liebe größer sein.“ Dadurch schließen sie Freundschaft und versprechen sich gegenseitige Unterstützung. Zum Schluß der Hochzeit beschenkt die junge Frau alle Gäste mit schmackhaften Kolatschen, wofür sie dann von Jedem — meistens silberne — Geldstücke empfängt. Anderswo machen auf einer Gabel zwei Äpfel Runde; in den einen stecken die Gäste eine silberne Geldmünze, den zweiten nehmen sie mit oder vertauschen ihn mit einer Orange. Hier und da bringt man den Verlobten vor der Hochzeit Geschenke, wie Fleisch, Brod, Weizen oder sonstige Eßwaaren.

Dergleichen Geschenke bekommt auch der Primiziant, wenn er, wie man sagt, mit der Kirche getraut wird, indem er sein erstes heiliges Meßopfer darbringt. Eine Primiz ist etwas besonders Erfreuliches für den slavischen Landmann Istriens aber auch eine große Seltenheit, vorzugsweise für die westlichen Theile. Es ist daher auch erklärlich, daß aus Anlaß einer Primiz große Feierlichkeiten veranstaltet werden. Hunderte von Gästen versammeln sich; von diesen beschenkt und begleitet, begibt sich der Primiziant, in der Hand einen Blumenstrauß, in Procession in die Kirche. Von weit und breit strömt das Volk zusammen, im Glauben, daß das Gebet an solchen Tagen wirksamer sei, sowie um eine schöne Predigt zu hören. Die Primiz wird in der Regel am Sonntag abgehalten, die Feierlichkeiten beginnen jedoch schon Tags vorher und dauern manchmal eine volle Woche. Da gibt es Trinksprüche, Gesang und Tanz, den der Primiziant mit seiner Mutter oder einer Verwandten eröffnen muß.

Bei allem heiteren Sinn, den die Slaven bei vielen Gelegenheiten an den Tag legen, zeigen sie doch eine auffallende Ruhe, wenn ihnen die letzte Stunde naht. Die letzten Anordnungen bezüglich ihres Vermögens treffen sie in Gegenwart von Zeugen, meistens noch mündlich. Ärztliche Hilfe beanspruchen sie selten; man nimmt zu Hausmitteln Zuflucht oder zieht einen gewöhnlichen heilkundigen Mann oder ein Weib zu Rathe. Zerknirscht empfangen sie die Sacramente der heiligen Beichte, der heiligen Communion und der

letzten Ölung. Verwandte und Nachbarn erscheinen beim Kranken, um ihn noch einmal zu küssen, um für ihn zu beten und ihn mit Weihwasser zu besprengen. Hat der Sterbende die Seele ausgehaucht, so betet man und besprengt ihn und zeigt seinen Tod dem Pfarrer und der ganzen Verwandtschaft an, die sich zahlreich am Leichenbegängniß betheiligt. Tragen die Verwandten sonst nicht immer Tuchkleidung, zum Leichenzuge, und wenn es Hochsommer wäre, müssen sie in solcher erscheinen, und die nahe Verwandtschaft trägt sie durch das ganze Jahr, die entfernteren und die Dorfbewohner nur durch einige Wochen. Die weibliche Verwandtschaft legt über den Tuchmantel einen schwarzen oder dunklen vom Kopf bis zu den Füßen reichenden Schleier. In Juršići, im Bezirk Pola, tragen die Weiber als Zeichen der Trauer ein Plaid um den Rücken; wo jedoch die städtische Tracht schon angenommen wurde, trägt man schwarze Kleider und schwarze Kopftücher. Schon während der Kranke in den letzten Zügen liegt, weinen die Weiber in der Stube, anfangs leise; hat er aber ausgerungen, so verfallen sie in lautes Klagen, waschen den Todten, legen ihm seinen besten Anzug an, werfen sich auf den Leichnam und bedecken ihn mit Küssen. Diese Wehklagen wiederholen sich von Zeit zu Zeit, so lange der Verstorbene auf dem Todtenbett ruht, außer während der Nacht. Lautes Weinen erschallt auch, sobald der Todte in den Sarg gelegt, wenn letzterer zugenagelt wird, dann unterwegs überall, wo der Zug stehen bleibt, endlich bei der Leichenfeier in der Kirche, nur nicht während der Messe. Zum Grabe selbst begeben sich nur die Männer, sie werfen einen Haufen Erde auf den Sarg, die Worte wiederholend: „Herr, erbarme dich seiner“, während die Frauen heimkehrend ihre Klagen meist in Liedern fortsetzen, in denen sie besonders die Vorzüge des Seligen hervorheben und ihn bitten, alle Verstorbenen zu grüßen. Auch bei dem üblichen Leichenmahle preist einer der Anwesenden in längerer Rede die Vorzüge des Verstorbenen; zugleich empfiehlt man ihn dem Gebete der Armen, die an solchen Tagen reichliche Gaben erhalten. Die hier und da üblichen Wachskerzen hält man für besonders geweiht, während das Licht der beim Todten brennenden Öllampe noch durch ein paar Tage im Hause des Verblichenen unterhalten wird. Die Reste des Öles werden häufig mit Weihwasser und Brod vermengt und ins Feuer geworfen, was auf alterthümliche Todtenopfer hinzuweisen scheint. Es herrscht ein tiefeingewurzelter Volksglaube, daß die Verstorbenen zurückzukehren pflegen, um Jemandem einen Rath zu ertheilen, ihm zu drohen oder ihn zu bitten.

Sehr verbreitet ist der Glaube an die Unglückszahl 13, ebenso daß man am Freitag oder bei der einen oder anderen Mondphase nichts beginnen soll, daß die Erscheinung der Kometen, der Eintritt einer Sonnen- und Mondesfinsterniß Unglück bedeute, daß dem Menschen bei der Geburt der Stern des Glücks oder Unglücks leuchte, daß ein böser Blick schade, daß dies oder jenes dem Menschen im voraus bestimmt sei und es dagegen

keine Abhilfe gebe, daß man durch Glockengeläute oder Umstürzen eines Dreifußes vor dem Hause Ungewitter oder Hagel abwenden könne. Letzteren bilden die auf einem Hügel Kolo tanzenden Zauberinnen, die sich dann zerstreuen, um Hagel zu säen und anderes Unheil zu stiften und gegen welche nur Kriesnici, Leute, die mit einer Art Käppchen geboren wurden, mit Erfolg kämpfen können. Auch meinen sie, daß man verhext und von diesem Zauber nur durch gewisse Frauen mit Kapuzinerstaub oder geweihter Kleidung befreit werden könne, daß der Alp (mora) drücke, die Dämmerung (mrak) Kinder stehle, daß Kobolde (malici) als Knaben mit rothen Käppchen und Wolfsmenschen (vukodlaci) viel Übel verursachen, daß sich Katzen, schwarze Hunde und andere Thiere auf Kreuzwegen herumwälzen und Menschen schrecken.

Die Slaven Istriens, Kroaten und Slovenen, unterscheiden sich von einander im Allgemeinen nicht; sie sind durchaus stark, rege, kräftig und erreichen in einigen Gemeinden ein sehr hohes Alter. Im Allgemeinen sind sie arbeitsam, scharfsinnig und wißbegierig; unter ihnen gibt es Autodidakten und Volksdichter.

Die Verwandtschaftsbande sind unter ihnen fest und als ob ihnen ihre eigenen Verwandten zur Mittheilung ihrer Herzensgefühle nicht genügten, schließen sie, wie wir oben sahen, auch noch geistige Verwandtschaften verschiedener Art. Dies geschieht nach reiflicher Überlegung und selten täuschen sie sich in ihrer Wahl. Wehe aber Demjenigen, der unter dem Mantel der geistigen Verwandtschaft das Haus seines Pathen entehren würde. In der Regel dauert eine solche Verwandtschaft ungetrübt und ungestört bis zum Tode. Bluts- und geistige Verwandte bewirthen sich gelegentlich gegenseitig. Allein die Gastfreundschaft der Slaven dehnt sich nicht blos auf ihre Verwandten aus, sie hat keine Grenzen. Kommt Jemand vor ihr Haus, so laden sie ihn ein und entlassen ihn nicht, bevor er nicht ihr Brod und ihren Wein gekostet hat. Eine Art Gastfreundschaft muß ihr Benehmen fremden Bettlern gegenüber genannt werden (einheimische Bettler sind eine Seltenheit). Verkehren sie auf solche Weise mit Fremden, so ist es kein Wunder, daß sie einerseits ihre Dienerschaft als Mitglieder der Familie betrachten und anderseits es sich auch zur besonderen Ehre rechnen, wenn in ihr Haus der Geistliche, der Lehrer, der Gemeindevorsteher (župan) oder überhaupt ein geistliches oder weltliches Oberhaupt eintritt. Ihrem Kaiser und König sind sie nicht nur treu, sondern auch mit Leib und Seele ergeben. Ihrem Glauben, ihrer Nation, ihrem Vaterland widmen sie besondere Liebe.

Als Fehler müssen ihnen hingegen die übermäßigen Gastereien bei verschiedenen Gelegenheiten angerechnet werden, die aber, wahrscheinlich infolge des verminderten Wohlstandes, in Abnahme begriffen sind. Dafür vermehren sich, wenigstens hier und da, die Trinkgelage, bei denen es nicht selten zu Schlägereien mit blutigem Ausgang kommt. Auch Racheacte kommen vor, begangen seltener an Menschen als an Vieh, welches man

erschlägt, oder an Gewächsen, indem man z. B. die Weinstöcke fällt. Doch ist der Vorwurf, daß sie roh, daß sie nicht zutraulich und aufrichtig seien, überhaupt nicht begründet. Allerdings im Gespräche mit Herren im langen Rock (velada), die sie nicht kennen und von welcher Art Leuten sie schon öfters hintergangen worden sind, benehmen sie sich nach dem Spruche: „Ein treuloser Mensch ist der Treue nicht werth.“ Haben sie jedoch einen als gerechten und ehrenvollen Mann erkannt, so verkehren sie mit ihm aufrichtig und offen.



Hirtin.



Zur Literatur in Triest und Istrien.

Slavische Sprache und Literatur.

Istrien gehört, so klein es ist, in ethnographischer Beziehung zu den interessantesten Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie. Bruchtheile von zwei Slaven- und zwei Romanenstämmen bevölkern das Ländchen, wie sie die mächtige Gewalt des Völkerstromes, der in früheren Jahrhunderten an der Halbinsel vorbeiflutete und sich zum Theil in dieselbe ergoß, neben einander ablagerte oder durcheinander schob. — Die entschiedene Majorität der Bevölkerung Istriens bilden die Slaven: die Serbo-Kroaten und die Slovenen. Die letzteren wohnen im politischen Bezirk Capodistria und im nordwestlichen Theil des politischen Bezirkes Volosca; die Kroaten halten den übrigen Theil des Bezirkes Volosca, einen kleinen Theil des Bezirkes Capodistria und den größten Theil

des Bezirkes Mitterburg, sowie der Insel Veglia besetzt, bilden in den übrigen Bezirken beinahe ausschließlich die Landbevölkerung, erreichen im Westen, Süden und Osten der Halbinsel das Meer, sind auch auf den Inseln Cherso, Lussin, Unie und Sansego seßhaft und haben gegen Süden zu auf der Insel St. Pietro bei Nembi ihre äußerste Niederlassung.

Wie es bei zwei so verwandten Nachbarstämmen, zwischen denen ein ununterbrochener Wechselverkehr stattfindet, natürlich ist, besteht zwischen den Kroaten und Slovenen keine scharf gezogene Sprachgrenze, sondern der Übergang von einem Idiom zum andern erfolgt so unmerklich, daß der Slovene, ist er schon weit unter die Kroaten gereist, wähnt, es schlagen ihm Heimatsklänge, nur etwas getrübt, ans Ohr, während der Kroate gerne geneigt ist, slovenische Dörfer, weil er in denselben kroatischen Worten und Redensarten begegnet, zum kroatischen Sprachgebiet zu schlagen.

Will man eine Sprachgrenze zwischen den Kroaten und Slovenen ziehen, so dürfte dies am besten durch eine Linie geschehen, welche längs des Laufes der Dragonja bis zum Meere und vom Ursprung dieses Flüßchens durch die Tschitscherei bis nach Podgrad (Castelnuovo) verliefe, so daß dieser Ort noch zum Gebiet der Slovenen fiele. Die Bevölkerung, welche nördlich von der angegebenen Linie wohnt und das Land bis zum rechten Ufer der Dragonja besetzt hält, gehört zum slovenischen, die Bewohner des linken Ufers der Dragonja und ihre weiter gegen Süden zu wohnenden Nachbarn dagegen sind dem kroatischen Stamm beizuzählen. Die Slovenen haben den nordwestlichen, die Kroaten den nordöstlichen, den mittleren und den südlichen Theil des Festlandes und die quarnerischen Inseln inne, jene wohnen also im Gerichtsbezirk von Pirano und von Capodistria und im nordwestlichen Theile des Gerichtsbezirkes Castelnuovo, diese im südöstlichen Theile der angegebenen und in allen übrigen Gerichtsbezirken. Die südlichsten slovenischen Ortschaften wären Krkavce, Kostabona, Truške, Sočerga, Valmovraza (Movraž), Rakitović, letztere noch außer der bezeichneten Linie, Podgrad (Castelnuovo), Studena gora und Jelšane, Novokračine, Sušak, Zabice, Podgraje. Die nördlichsten kroatischen Ortschaften wären Castelvenere, Merišče, Oskoruš, Topolovac, Gradinje, Jelovice, Golac, Poljane, Račice, Malobrdce, Rupa, Lisac. Wie angedeutet wurde, ist die Sprache einiger dieser Ortschaften der einen Seite sehr ähnlich jener anderer Ortschaften der entgegengesetzten Seite; vielleicht haben Krkavce auf der slovenischen und Castelvenere auf der kroatischen Seite die ähnlichste Sprache. — Die Kroaten theilt man, je nachdem sie ča oder što (was) sprechen, in die sogenannten Čakavci und in die Štokavci ein. Die Istrianer Kroaten sind den Čakavcen und nur ein Bruchtheil der kroatischen Bevölkerung des Bezirkes Pola und des Bezirkes von Parenzo ist den Štokavcen beizuzählen.

Die Slaven bewohnen meist Dörfer oder einzelne Weiler. Nur an der östlichen Küste des Landes haben sie entweder ausschließlich oder beinahe ausschließlich die Städte

und Märkte (Volosca mit Abbazia [Opatija], Lovrana, Mošćenice), sowie das von der Küste etwas entlegene Kastav (Castua) inne. Im Innern des Landes haben die Marktflecken Canfanaro, auf der Insel Veglia die Marktflecken Baška (Besca), Vrbenik, Omišalj (Castelmuschio) und Dobrinj (Dobrigno) kroatische Einwohnerschaft. In den an der westlichen Küste von Istrien gelegenen Städten, wie in Muggia, Capodistria, Isola, Pirano, Umago, Cittanova, Parenzo, Rovigno, sowie in einigen Städten im Innern des Landes, wie in Buje Montona, Dignano, Pinguente (Buzet), Portole (Oprtlje) sind sie nur in geringer Zahl oder gar nicht vertreten. Doch ist den Einwohnern einiger der genannten Städte das Kroatische, beziehungsweise das Slovenische nicht fremd, anderseits hört bei der Mehrzahl der italienischen Städte das Sprachgebiet mit dem Stadtgebiet auf. In Albona (Labin) und in seinen Vororten wohnen Kroaten schon in bedeutender Zahl; in Pola erreicht die Zahl derselben nahezu den vierten Theil der Gesammtbevölkerung. In Mitterburg, in Cherso (Cres), in Lussingrande (Velo selo), in Lussinpiccolo (Malo selo) bilden sie die Mehrzahl der Einwohner.

Die Slaven sind im Anfang des VII. Jahrhunderts in Istrien eingedrungen, aber es kamen deren in größerer Menge auch im XVI. und XVII. Jahrhundert dahin. Indeß nähere Erörterungen hierüber liegen diesem Abschnitt ferne, in welchem es sich blos darum handelt, den Antheil festzustellen, welchen die Kroaten Istriens und die Slovenen, sowie die Stammesgenossen der letzteren im übrigen Küstenlande an der Entwicklung der kroatischen, respective der slovenischen Literatur genommen haben. Und dieser Antheil ist mit Rücksicht auf die geringe Ausdehnung ihres Wohngebietes und ihre kleine Zahl, sowie auf die Ungunst der Verhältnisse, in welchen sie in den verschiedenen Zeitperioden seit der Besiedlung des Landes lebten, weder als gering von Umfang, noch als werthlos zu bezeichnen.

Die Schriftdenkmäler der Kroaten reichen weit in das Mittelalter zurück. Und wie das Licht des Christenthums seine culturverbreitenden Strahlen vom Südosten nach dem Norden Europas entsendete, so war auch dem Südosten der heutigen Provinz Istrien der Ruhm beschieden, die ältesten Schriftdenkmäler der Slaven dieses Landes aufzuweisen.

Sei es, daß das herrliche Blau des Quarnero und seine prächtigen Buchten oder der meist heitere, durchsichtige Himmel, der sich über der berückend schönen Scenerie der von ihm umflossenen Inselgruppe wölbt, auf die Bewohner so anregend wirkte, — Thatsache ist es, daß diese auch in literarischen Dingen, namentlich auf dem Gebiete der glagolitischen Kirchenliteratur sehr frühzeitig eine hervorragende und dankenswerthe Thätigkeit entwickelten.

Eine alte Sage erzählt, Gott selbst habe dem heiligen Cyrill die Schriftzeichen für die Laute dieser Sprache, welche an Fülle derselben die griechische, die romanischen und die germanischen Sprachen übertrifft, gezeigt. Ist nun auch die glagolitische Schriftform nicht

auf den heiligen Hieronymus als Erfinder zurückzuführen, so ist dieselbe doch sehr alt, da sich die Slaven-Apostel Cyrill und Method der glagolitischen Lautzeichen bedienten.

Die glagolitische Schrift war bei den Slaven auf den quarnerischen Inseln und der Halbinsel Istrien im Mittelalter beinahe ausschließlich und an einzelnen Orten nahezu bis zum Ausgang des XVIII. Jahrhunderts in Gebrauch. Die zweite ältere Schriftform, das sogenannte Cyrillische, behaupteten Einige, habe nicht der heilige Cyrill, sondern ein Schüler des heiligen Method, der heilige Klement, der bulgarische Bischof zur Zeit des Zaren Simeon (893 bis 927), ersonnen. Andere erklären, die cyrillische und glagolitische Schrift sei eine und dieselbe, es verhalte sich die eine zur andern wie die Uncial- zur Cursivschrift. Der cyrillischen Schriftzeichen bedienen sich heutigen Tages noch alle orthodoxen Slaven, während sich das Glagolitische auf den Kirchengebrauch bei den katholischen Südslaven beschränkt. Es hatte nämlich Papst Johann VIII. den Slaven im Jahre 880 die Bewilligung zur Einführung der slavischen Liturgie gegeben.

Zur leichteren Übersicht des glagolitischen Schriftthums können die bezüglichen Schriften je nach dem Zweck, welchem sie dienstbar gemacht wurden, eingetheilt werden, a) in Schriften kirchlichen Inhalts, und zwar in katholische und protestantische, b) in Schriften weltlichen Inhalts.

Das älteste glagolitische Sprachdenkmal kirchlichen Inhalts, dessen sich die Insel Veglia (Krk) berühmen kann, ist der sogenannte Glagolita Clozianus. Dieser aus der zweiten Hälfte des X. oder aus der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts stammende Codex lag einst, so lange er unversehrt war, im Schatze der Frangipani, der Herren der Insel Veglia, oder wie ein Gelehrter behauptet, in der Bibliothek des Klosters Cassione (Košljun) bei Veglia. Als der letzte Herr der Insel, Johann Frangipani, in Venedig starb und der gedachte Codex seines mit Gold und Silber verzierten Umschlags entkleidet wurde, erwarb ein Geistlicher der Diöcese Veglia, der im Jahre 1501 zum Bischof von Triest gewählte Lucas de Raynaldis, einen Theil desselben. Er schenkte zwei Hefte des Codex dem Marquart Ritter von Breisach, einem Abgesandten des Erzherzogs Sigismund an die venetianische Republik, der Besitzer der Herrschaft Maria Stein bei Kufstein in Tirol war. Nach dem Tode des Breisacher (1509) ging die genannte Herrschaft zunächst an den Grafen Schnurff über, sodann an den Grafen Paris Cloz aus Trient, von dem der Codex nun den Namen führt.

Der Slavist Bartholomäus Kopitar veröffentlichte dieses alte glagolitische Schriftdenkmal in Wien im Jahre 1836 mit cyrillischen Lettern unter dem Titel Glagolita Clozianus. Der Codex enthielt auf zwölf Pergamentblättern die Übersetzung von vier Kirchenreden griechischer Kirchenväter, zweier des heiligen Chrysostomus, einer des heiligen Athanasius und einer des heiligen Epiphanius. Ein Fragment desselben Schriftdenkmals



Facsimile einer Seite mit Initialen aus einem Missale vom Jahre 1463 in Vrbenik.

fand sich später in der Verlassenschaft des gewesenen Professors Resch in Innsbruck vor, welches Professor Franz Miklosich in Wien im Jahre 1860, gleichfalls mit cyrillischen Lettern, veröffentlichte. Wo und wie die übrigen Theile dieses glagolitischen Werkes verloren gegangen sind, weiß Niemand zu berichten.

Das glagolitische Schriftthum war, wie erwähnt wurde, in den früheren Jahrhunderten auf den Inseln des Quarnero sehr verbreitet, und es finden sich noch gegenwärtig viele glagolitische Manuscripte auf denselben vor. Vor Allem verdient die Kirche von Vrbenik auf der Insel Veglia wegen der in ihr noch vorhandenen sechs glagolitischen Manuscripte, nämlich zweier mit herrlichen Initialen, von welchen wir hier eine Probe bringen, geschmückten Missale und von vier Brevieren genannt zu werden. Das eine Missale stammt aus dem Jahre 1456, das andere aus dem Jahre 1463; die Breviere sind im XIV. Jahrhundert geschrieben worden. Außer den angegebenen Manuscripten besitzt die Kirche das Fragment eines Breviers, das dem XII. Jahrhundert zugeschrieben wird. Fragmente einer kirchlichen Schrift aus demselben Jahrhundert sind im Besitze des Domherrn Petris in Veglia, von welchen eines Johann Berčić in sein im Jahre 1864 in Prag herausgegebenes altslovenisches Lesebuch aufgenommen hat. Außer Vrbenik besaßen auch Castelmuschio (Omišalj) und Dobrinj auf der genannten Insel glagolitische Missale, welche später in die Bibliothek der Propaganda nach Rom übertragen wurden. Das eine wurde im Jahre 1387, das andere in der Zeit von 1435 bis 1450 geschrieben.

Solche kirchliche Manuscripte waren auch auf der Halbinsel Istrien verbreitet. So findet sich in der Hofbibliothek in Wien eine von dem Geistlichen Peter Frasić in Lindar bei Mitterburg geschriebene Erläuterung des Psalterium (saltir) aus dem Jahre 1463 und ein im Jahre 1368 vom Knez Novak, einem Ritter (palače vitez) des ungarischen Königs Ludwig, geschriebenes Missale, das im Jahre 1405 für die Kirche der heiligen Helena und des heiligen Peter in Nugla angeschafft wurde.

Das Alter der angeführten Manuscripte, der Umstand, daß es ein glagolitisches Evangelienbuch, der sogenannte Texte du sacre war, auf welches die französischen Könige ihren Krönungseid in Rheims ablegten, sind jedenfalls geeignet, das Glagolitische mit dem Ansehen hoher Ehrwürdigkeit zu umgeben, zumal Papst Innocenz IV. im Jahre 1248 den Gebrauch desselben beim Gottesdienst neuerdings bestätigt hatte. Es war daher natürlich, daß bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst glagolitische Druckereien eingerichtet wurden. Die erste entstand in Venedig.

Diese Stadt war nämlich nach dem Verfall der serbischen und bosnischen Macht und nach der Unterjochung dieser Länder durch die Türken gleichsam der Mittelpunkt der serbokroatischen Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft geworden. Schon dreißig Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, im Jahre 1483, wurde das erste glagolitische

Buch mit sehr schönen, klaren Typen, ein Missale romanum glagoliticum, wahrscheinlich in Venedig gedruckt, von dem ein fast vollständig erhaltenes Exemplar in der Kirche von Ricmanje, in der Nähe von Triest, vorhanden ist. Wer das Buch für den Druck vorbereitet hat, auf wessen Kosten es gedruckt worden ist, ist leider auch aus dem in der Universitäts-Bibliothek in Agram erliegenden Exemplar dieses schönen, roth und schwarz gedruckten Missales nicht zu ermitteln. Das Missale wurde öfter aufgelegt; zum zweiten Male im Jahre 1509 in Zengg auf Antrieb des dortigen Archidiacons und bischöflichen Vicars Silvester Bedričić. Doch hat sich von dieser Auflage kein vollständiges Exemplar erhalten. Die dritte Auflage besorgte im Jahre 1528 der Franciscaner Paul aus Modruša in der Druckerei des Franz Bindoni und des Mafio Passino zu Venedig. Weitere Auflagen folgten in Fiume im Jahre 1531, von welcher ein Exemplar in der Bibliothek des Kapuziner-Klosters daselbst zu finden ist, und in Rom im Institut de propaganda fide in den Jahren 1631, 1706 und 1741. Ein schön erhaltenes Exemplar der Auflage aus dem Jahre 1631: Missale Romanum slavonico idiomate, jussu S. D. M. Urbani octavi, editum Romaè, typis et impensis Sac. Congr. de propaganda fide, findet sich im Nachlaß des um das slavische und kirchliche Wesen in Istrien hochverdienten verstorbenen Bischofs, zuerst von Parenzo-Pola, sodann von Triest-Capodistria, Georg Dobrila. Die Kirche von Castua ist im Besitz zweier glagolitischer Missale, von denen das eine Exemplar gut erhalten, das andere etwas defect ist. Das eine ist aus dem Jahre 1706, das andere aus dem Jahre 1741. Überdies besitzt diese Kirche drei Exemplare des Rituale Romanum mit lateinischen Lettern in „illyrischer" Sprache, welche im Jahre 1640 in Rom gedruckt wurden. Auch die Kirchen von Beršec, in Krkavce, in Tar (Torre) sind im Besitz einer Reihe von glagolitischen kirchlichen Büchern.

Sogenannte schiavetti, das heißt Auszüge jener Theile des römischen Missales, in älterer kroatischer Sprache mit lateinischen Lettern gedruckt, welche beim Gottesdienst zu singen sind, finden sich beinahe in allen Kirchen im Innern von Istrien. So besitzt die Kirche in St. Lorenzo del Pasenatico im Bezirk Parenzo ein mit schönen Arabesken geschmücktes, in Venedig im Jahre 1665 gedrucktes, gut erhaltenes Exemplar. Das zweite in der genannten Kirche erliegende Exemplar trägt das Datum Fiume 1824. Es ist das letztere aus der neuen Auflage des charakterisirten Schiavetto vom Jahre 1665.

Zehn Jahre nach dem Druck des ersten glagolitischen Buches, also im Jahre 1493 erfolgte in Venedig der Druck des ersten cyrillischen Buches in der Druckerei des Andreas de Thoresanis, und zwar des Breviers (Časoslov), von welcher Auflage leider kein einziges Exemplar bis auf die heutige Zeit gekommen ist. Im Jahre 1495 vollendete der Buchdrucker Damian in Venedig, ein Mailänder, den Druck des ersten Schiavetto: Evangelia et epistole cum prephationibus et benedictionibus per anni circulum, von dem, so

viel man weiß, nur zwei Exemplare existiren. Das eine befindet sich in der Universitäts-Bibliothek in Odessa, das andere in der Gymnasial-Bibliothek in Zara. Keines der beiden Exemplare ist vollständig erhalten. Aus dem am Ende des Buches gedruckten Titel ersieht man, daß diese Auflage der Spalatiner Frater Bernardinus, und zwar mit gothischen Lettern besorgt hat. Diese Ausgabe zeichnet sich durch eine besonders reine und einfache Sprache aus, weßhalb sie den wichtigsten kroatischen Sprachdenkmälern beizuzählen ist.

Von Bedeutung für die Kenntniß der Entwicklung der Sprache ist wegen seines Alters der nur 36 Kleinoctav-Seiten umfassende, von Jakob Blazilović aus Vrbenik aus dem Lateinischen in den čakavischen Dialect übersetzte, im Jahre 1496 in Venedig gedruckte Beichtspiegel, von dem der Franciscaner Ivančić ein einziges, an einen glagolitischen handschriftlichen Codex geheftetes Exemplar gefunden hat, das jetzt in den Händen des Professors Milcetić in Fiume ist.

Das Glagolitische verbreitete sich im gottesdienstlichen Gebrauch in der Zeit vom XII. bis XVI. Jahrhundert nicht nur über Istrien, sondern auch über ganz Dalmatien, den größten Theil Bosniens und über Kroatien. Man kann sagen, daß das Glagolitische in jener Zeit das einzige Mittel schriftlichen Verkehrs der Kroaten war. Namentlich waren es die Franciscaner- und Benedictiner-Mönche, welche es sehr eifrig pflegten. Ein noch regeres Leben begann sich auf dem Gebiete der kirchlichen Literatur zur Zeit der Reformation zu entfalten, als deren hervorragende Vertreter Istrien drei Männer zählt: Peter Paul Vergerius, Stefan Consul und Matthias Franković.

Paul Vergerius war zweimal päpstlicher Nuntius in Deutschland, unter Klemens VII. 1533 und Paul III. 1535, um die durch Martin Luthers reformatorisches Auftreten in Glaubensangelegenheiten entstandenen Wirren beizulegen. Im December 1535 traf er in Wittenberg mit Martin Luther zusammen. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland wurde er Bischof von Modruš, sodann von Capodistria (1536). Im Jahre 1540 betheiligte er sich am Reichstage zu Worms und leistete dem päpstlichen Stuhl treffliche Dienste. Nach der Auflösung des Reichstages kam er nach Rom, erhielt aber, da er bereits im Verdacht stand, mit den Protestanten im Einverständniß zu sein, nicht die angestrebte Cardinalswürde. Im Jahre 1549 wurde er vom bischöflichen Amt enthoben, trat 1550 zum Protestantismus über und blieb bis zu seinem im Jahre 1565 erfolgten Tode einer der eifrigsten Vorkämpfer der Reformation. Als solcher betrieb er die Herausgabe einer slovenischen und kroatischen Übersetzung der Bibel in der Hoffnung, mit Hilfe derselben die Südslaven dem Protestantismus zuführen zu können. Er traf für die Ausführung des Unternehmens die erforderlichen Anordnungen, warb Mitarbeiter, veranstaltete Geldsammlungen und interessirte als ehemaliger einflußreicher päpstlicher Legat deutsche Fürsten und vorzugsweise den Herzog Christof von Württemberg für das Unternehmen, das auch

Johann Sigmund Ungnad, Freiherr von Sonneg, Herr der Stadt Varasdin, gewesener Feldhauptmann der „niederösterreichischen, windischen und crobatischen Lande", eifrig förderte, der, um dem Religionszwang zu entgehen, nach Württemberg ausgewandert war und sich in dem Städtchen Urach niedergelassen hatte. Um ihn sammelte sich ein großer Theil der protestantisch gewordenen Flüchtlinge aus den slovenischen und kroatischen Ländern. Unter diesen nahm der Istrianer Stefan Consul als Übersetzer der Bibel und Verfasser einer Reihe von Werken kirchlichen Inhalts einen hervorragenden Platz ein. Derselbe war in Pinguente in der Diöcese Triest geboren, wo er auch als Geistlicher zu wirken berufen war. Da das Glagolitische in der Kirche von Pinguente im Gebrauch war, so kannte er diese Schrift seit seiner Jugend, was ihm für seine späteren Arbeiten außerordentlich zu Statten kam. Als in der Zeit vom Jahre 1545 bis 1549 die Bischöfe von Capodistria, Paul Vergerius, und von Triest, Franz Jožefić, ihres bischöflichen Amtes entsetzt wurden, verließ auch Stefan Consul, als Anhänger der Lehren Luthers, Istrien. Er lebte als Prediger und Lehrer zehn Jahre an verschiedenen Orten Deutschlands, bis ihn über Empfehlung des Paul Vergerius der Herzog Christof von Württemberg in seinen Schutz nahm. Auch er kam nach Urach und wurde von Hans Ungnad nach Nürnberg gesendet, damit er die Herstellung glagolitischer Lettern, welche Punzenschneider Johann Hartwich und Simon Auer besorgen sollten, beaufsichtige. Im Jahre 1560 waren die Drucklettern fertiggestellt und der Druck kroatischer Werke konnte nunmehr beginnen. Im Jahre 1561 wurden unter der Aufsicht des Stefan Consul und des Anton Dalmatin in Urach von den aus Nürnberg gesendeten Meistern auch die cyrillischen Lettern gegossen, so daß von nun an Werke mit glagolitischen und cyrillischen Schriftzeichen gedruckt werden konnten. Schon im Jahre 1560 gab Stefan Consul „Probezettel" glagolitischer Schrift heraus, welche von Nürnberg nach Laibach, Wien und anderen Orten gesendet wurden, um von Sachverständigen ein Urtheil und allfällige Verbesserungsvorschläge einzuholen. Im Auftrag des Freiherrn von Ungnad ließ er 1561 die Druckerei nach Tübingen übertragen. Hier beaufsichtigte er mit Anton Dalmatin den Druck von vier Werken religiösen Inhalts. Das eine dieser Bücher sendete Ungnad an den Erzherzog Maximilian, Sohn des Kaisers Ferdinand I., und erlangte von ihm eine Unterstützung von 400 Gulden zur Fortführung seiner Druckerei. 1562 beendeten Stefan Consul und Dalmatin acht Bücher, von denen sechs in glagolitischer, zwei in cyrillischer Schrift in Tübingen erschienen. Von diesen ist die kroatische Übersetzung des ersten Theiles des neuen Testaments, die in 2.000 Exemplaren erschien, für die kroatische Literatur das wichtigste. Dem Druck der acht angedeuteten Bücher folgte im Jahre 1563 der Druck weiterer sieben Bücher, und zwar von vier glagolitischen und drei cyrillischen, unter den ersteren die Übersetzung des zweiten Theiles des neuen Testaments, unter den letzteren die Übersetzung des ersten und zweiten

Theiles des neuen Testaments. Im Jahre 1564 wurden in Tübingen noch fünf kroatische Bücher theils mit glagolitischen, theils mit cyrillischen Lettern gedruckt. Als aber im December des Jahres 1564 den Freiherrn von Ungnad auf einer Reise nach Böhmen der Tod ereilte, gerieth die Übersetzungs- und Druckarbeit slavischer Bücher ins Stocken. Stefan Consul und Anton Dalmatin blieben 1565 noch in Urach, erbaten sich sodann vom Herzog Christof ihre Entlassung und zogen nach Regensburg, wo sie im Jahre 1568 auf Kosten des Herzogs ihr letztes Werk mit lateinischen Lettern: Parvi del posztille Evangelijov drucken ließen. Die spätern Schicksale des Stefan Consul sind nicht bekannt. Wahrscheinlich ist es, daß er bis zum Ende seines Lebens in Deutschland blieb. Seine kroatische Bibelübersetzung wurde nicht gedruckt, sondern verblieb im Manuscript, welches leider verloren gegangen ist. Da Stefan Consul und Anton Dalmatin allen an sie als Übersetzer gestellten großen Anforderungen nicht hatten entsprechen können, so wurden andere Mitarbeiter, unter diesen Matthias Frankovič (Flaccius Illyricus), Matthias Garbić (Garbitius), Georg Svečić und Georg Jurisić aus Castua in Istrien für die Mitarbeit in Anspruch genommen, während Matthias Fabijanić aus Mitterburg versprach, zu Hause übersetzen zu wollen. Allein Frankovič war zu sehr anderweitig in Anspruch genommen, so daß die Last der Arbeit beinahe ausschließlich auf den Schultern Stefan Consuls und Dalmatins ruhte.

Obschon es in Istrien noch andere Anhänger der Lehre Luthers gab, so blieb doch die ganze, von Vergerius eingeleitete und von Stefan Consul mit dem Aufwande all seiner Kraft unterstützte Bewegung für die Südslavenländer ohne nachhaltigen Erfolg. Die glagolitischen und cyrillischen Druckereien in Tübingen und Urach stellten nach dem Tode Ungnads die Arbeit ein und die glagolitischen und cyrillischen Lettern wurden, wahrscheinlich auf Ansuchen der Stände von Krain nach Laibach, von da über Weisung der Regierung nach Graz gesendet. Im Jahre 1620 erbat sich Franz Glavinić, Ordens-Provinzial der Franciscaner, gebürtig aus Cansanaro in Istrien, der kroatische Kirchenbücher mit glagolitischer Schrift herauszugeben beabsichtigte, vom Kaiser Ferdinand II. das gedachte Drucker-Materiale und ließ es nach Fiume übertragen, wo er eine glagolitische Druckerei einrichten wollte, wie eine solche dort schon im Jahre 1530 bestanden hatte. Als dies Johann Thomas Marnavić, der es auf den Druck glagolitischer Bücher selbst abgesehen hatte, erfuhr, veranlaßte er die Propaganda in Rom, sich die Lettern von Kaiser Ferdinand II. auszubitten. Der Kaiser erhörte die Bitte und verschenkte aufs neue die bereits vergebenen Lettern. Glavinić mußte dieselben im Jahre 1621 durch Rafael Levaković nach Rom senden. Mit diesen Lettern wurden später in Rom mehrere glagolitische Bücher gedruckt. — Wie erwähnt wurde, war der glagolitische Gottesdienst im XIV., XV. und XVI. Jahrhundert in den Pfarren von Istrien, in welchen das slavische

Element das Übergewicht hatte, in Übung. In Visinada, in Capodistria selbst und in Cittanova wurde von den Franciscanern die Messe glagolitisch gelesen und in der Diöcese Parenzo zählte man im XVIII. Jahrhundert 19 glagolitische Pfarrgemeinden und die in der Stadt Parenzo im Jahre 1733 gehaltene Synode bestimmte sieben Prüfungs-Commissäre für das Glagolitische. Im Jahre 1783 empfahl Dominik Stratico, Bischof von Cittanova, den Mönchen die eifrige Pflege des Glagolitischen und im Jahre 1762 kam es in Momiano vor, daß der dortige Župan Burin den Bischof Leoni von Cittanova bat, er wolle dem Geistlichen Brajković verbieten, die Messe an Sonntagen lateinisch zu singen. Doch fand das Glagolitische in Istrien trotz der Förderung, welche demselben die Päpste Hadrian II. (868), Johann VIII. (880), Innocenz IV. (1243 bis 1254), Urban VIII. (1623 bis 1643), der Begründer des Collegiums de propaganda fide, und Benedict XIV. angedeihen ließen, auch sehr heftige Gegner, so daß es heute auf dem Festland von Istrien auf ein viel engeres Gebiet eingeschränkt ist.



Bibelübersetzer Stefan Consul.

Der Gebrauch des Glagolitischen beschränkte sich jedoch nicht auf die Kirche, sondern erstreckte sich auch auf Schriften juristischen und historischen Inhalts, auf Verordnungen, Testamente und Inschriften. Ein hervorragendes Sprachdenkmal dieser Art ist der sogenannte Razvod istrianski, ein Grenzbestimmungsact aus dem Jahre 1275, der in einer Abschrift aus dem Jahre 1546 erhalten ist, ein sehr umfangreiches Schriftstück, durch das die strittigen Grenzen einiger Gemeinden im Innern Istriens, welche theils im Gebiete der Grafen von Mitterburg, theils in jenem des Patriarchen von Aquileja und der Republik Venedig lagen, auf Grund von an Ort und Stelle vorgenommenen commissionellen Verhandlungen bestimmt wurden. Die bei diesen Verhandlungen anwesenden drei Notare hatten die Aufgabe, den Act für die Herrschaften deutsch, für die „Lateiner“ lateinisch, für das Volk kroatisch zu verfassen. Dieser Razvod weist auf zwölf ältere derartige Acte zurück, deren erster bis in das Jahr 1027 zurückreicht. Es ist dieses Document nicht

nur wegen seines juristisch-historischen Inhalts, welcher die Existenz uralter slavische Gemeinden in Istrien und deren Begrenzung erweist, sondern auch als Sprachdenkmal, als Quelle der Kenntniß der damaligen Sitten und Gebräuche, des Bestandes von Kirchen, von Orts- und Familiennamen außerordentlich wichtig. Ein zweiter Razvod, ein Bestimmungsact der Grenzen zwischen Mošćenice und Kožljak aus dem Jahre 1395, ist uns ebenfalls noch erhalten. Durch besondere, nur durch wenige italienische Worte getrübte Reinheit der Sprache zeichnet sich das sogenannte Statut otoka Krka (Statut der Insel Veglia) aus dem Jahre 1388 aus, ein Strafgesetzbuch, welches für die Kenntniß des Geistes der damaligen Strafgesetzgebung von hoher Bedeutung ist. Auch die Stadt Castua hatte ihr eigenes Statut aus dem Jahre 1400, das im Original sicherlich glagolitisch geschrieben war. Es wird im Museal-Archiv in Agram aufbewahrt. Erwähnenswerth ist die glagolitische Chronik von Boljuno, nicht so sehr wegen ihres Inhalts als wegen der Sprache. Dieselbe enthält die Aufzählung der wichtigsten Ereignisse seit dem Jahre 1451 bis zum Jahre 1622. Das Original dieser Chronik liegt nunmehr im Museum zu Agram. Nicht ohne Interesse ist auch die Verfassung des Kapitels von Castua aus dem Jahre 1473 (Zakon kapitula Kastve), die in einer Abschrift aus dem Jahre 1678 im Archiv der Pfarrkirche von Castua aufbewahrt wird.

Das Glagolitische diente auch zur Verfassung von Rechtsurkunden. In Rakalj findet sich ein glagolitisches Testament des dortigen Pfarrers aus dem Jahre 1551 und im Archiv der Gemeinde von Barbana gibt es deren zwei vom Pfarrer Georg Bedrinić aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts. Im Inventar der dortigen Kirche vom Jahre 1640 findet sich die Angabe: „vier große auf Pergament geschriebene illyrische Bücher", welche leider nicht mehr vorhanden sind. Glagolitische Rechtsdocumente besitzen noch die Pfarrarchive von Dolina und von Lovrana, letzteres das Besitzinventar des Kapitels von Lovrana aus dem Jahre 1574. Solche Documente besitzen auch Privatpersonen, wie z. B. in Kraj, einem kleinen Dörfchen der Pfarre Mošćenice, aus den Jahren 1521 und 1585, in Veprinac aus den Jahren 1625, 1627, 1629, 1641. Mit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts hört das Vorkommen glagolitischer Rechts-Documente auf, weil um diese Zeit in den öffentlichen Notariats-Kanzleien der glagolitischen die lateinische Schrift substituirt wurde. Auch die Kirchen-Matrikel wurden in glagolitischer Schrift geführt: so zu Lussin bis zum Jahre 1732, zu Verbenico bis zum Jahre 1807, zu Krkavce bis zum Jahre 1706, zu Dolina bis zum Jahre 1619. Auch das Decanats-Archiv von Castua ist im Besitz glagolitischer Matrikeln, welche im Jahre 1654 beginnen. Die letzten Hefte derselben fehlen, weßhalb es sich nicht bestimmen läßt, bis zu welchem Jahre dieselben in dieser Schrift fortgeführt wurden. Auch in der Pfarrkirche von Torre gibt es außer den glagolitischen Missalen und Breviarien glagolitische Matrikeln. Hierzu kommen endlich

noch die glagolitischen Urbarien in St. Antonio vom Jahre 1548, in St. Rochus vom Jahre 1603, in Boljunec vom Jahre 1576, 1604, in St. Maria 1605, in St. Servolo vom Jahre 1583 bis 1680.

Von Inschriften ist die älteste jene, welche in der Kirche der heiligen Lucia in Baška (Besca) auf der Insel Veglia auf einer Steinplatte zu lesen ist. Dieselbe stammt aus dem XI. Jahrhundert und erwähnt den kroatischen König Zvonimir, welcher als Herr der Insel der genannten Kirche einige Besitzungen zuwies. Glagolitische Inschriften finden sich übrigens in allen Theilen Istriens, im Gebiete von Triest und im Görzischen.

Während der Volksgeist seine Poesien schuf und dieselben von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, nahmen die Türkenkriege die Aufmerksamkeit der Südslaven so sehr in Anspruch, daß die Entwicklung der kroatischen Literatur auch in Istrien auf lange Zeit zum Stillstand gebracht wurde. Die Werke des Franz Glavinić aus Canfanaro: Das Leben der Heiligen, Venedig 1628, Von den vier letzten Dingen, Venedig 1637; die von den Lusinesen Butterini im Jahre 1725, von Bonicelli im Jahre 1762 verfaßten Beichtspiegel, einige glagolitisch geschriebene liturgische Bücher des Franciscaners Anton Juranić aus Besca, eine von demselben im Jahre 1789 verfaßte Christenlehre, der Katechismus des Peter Rekamarić, Bischofs von Ossero, Venedig 1804, das umfangreiche, bei Kurzböck in Wien im Jahre 1802 erschienene kroatisch-italienisch-deutsche Wörterbuch mit einer einleitenden Grammatik von Voltiggi, der im Jahre 1828 in kroatischer Sprache herausgegebene Katechismus: kratak nauk Karstjanski von Peter Stancovich, dem Plutarch Istriens, der in drei Bänden das Leben hervorragender Männer Istriens ohne Unterschied der Nationalität (in italienischer Sprache) beschrieben hat, geben übrigens doch Zeugniß von dem Fortbestand der literarischen Bewegung auch in einer Zeit, in welcher, wie es schien, die Slaven Istriens dem geistigen Schlafe verfallen waren.

Da das Glagolitische nach und nach in Vergessenheit gerieth und eine neue dem Reichthum slavischer Laute entsprechende Orthographie für das Kroatische noch nicht festgestellt war, suchte man die italienische Orthographie, so gut es ging, dem Slavischen anzupassen. Als aber im Jahre 1835 die neue Orthographie, die Gajevica, allgemein durchdrang und der Hauch der neuen Zeit das Volk aus seinem Schlafe aufrüttelte, begann sich auch auf dem literarischen Gebiete ein neues, kräftigeres Leben unter den Slaven Istriens zu regen. An dieser Stelle ist ein Mann zu nennen, der sich nicht wenig bemühte, sein Volk aus dem geistigen Schlummer zu wecken, nämlich Franz Volarić, geboren zu Vrbenik 1805, gestorben als Propst der Kathedralkirche zu Veglia 1877. Er schrieb ein Lesebuch für erwachsene Leute, Triest 1850, eine illyrische Sprachlehre für Elementarschulen, Triest 1852, und übersetzte Galuras Werk: Über die gute christliche

Erziehung, Triest 1852. Neben ihm verdient sein Landsmann und Zeitgenosse Matthäus Volarić, zuletzt Pfarrer in Cherso, als scharfer Satiriker genannt zu werden.

Wie angedeutet, war unter den Slaven Istriens trotz ihrer Durchsetzung durch die italienische Bevölkerung selbst in der besprochenen literarisch fast unfruchtbaren Zeit das Nationalbewußtsein nicht erloschen, vielmehr sproßten in allen Theilen des Landes herrliche Blüten der Volkspoesie hervor, welche nach und nach gesammelt in der im Jahre 1870 erstandenen Zeitschrift Naša Sloga successive Aufnahme fanden und im Jahre 1879 von der Administration des genannten Blattes zu einem Kranz vereinigt und in einem Bande edirt wurden. Die Männer, welche diese Sammlung besorgten, haben sich um die kroatische Literatur große Verdienste erworben: so vor allen Jakob Volčić. Derselbe war am 14. Juli 1815 in Gorjance bei Bischoflak in Oberkrain geboren. Im Jahre 1842 zum Priester geweiht, wirkte er durch volle 46 Jahre in acht Pfarren von Istrien und hatte somit Gelegenheit, an verschiedenen Orten des Landes die Erzeugnisse der Volkspoesie und die Denkmäler slavischen Schriftthums zu sammeln. Voll Interesse und Verständniß für die Schönheiten der Volkspoesie sammelte er glagolitische Inschriften, Erzählungen, Sprichwörter und Räthsel und veröffentlichte dieselben in den slovenischen Zeitschriften Novice, Slovenska Bčela und Glasnik slovenski. Ein dauerndes Denkmal hat er sich durch die Sammlung der Volkspoesien gesetzt, welche die Administration der „Sloga" in das gedachte Buch aufgenommen hat. Außer Volčić haben sich an der Sammlung der in diesem Buche enthaltenen Volkspoesien Michael Laginja, K. Jelušić, Bl. Orlič, M. Karabaić, Anton Fabris, Nikolaus Lukačić, A. Stanger, M. Pavić, Blasius Košara, Peter Uravić, G. Jederlinić, M. Trinajstić, Peter Bogović, G. Poljanin betheiligt.

Die gedachte von der Administration der „Sloga" veröffentlichte Sammlung enthält nicht weniger als 288 Dichtungen verschiedenen Inhalts. Es zerfallen die Gedichte in epische oder erzählende (junaške pjesmi), in Frauenlieder (ženske pjesmi), in Trink-, Jugend-, Klage-, Hochzeits- und Neujahrslieder. Zu der Sammlung haben Ortschaften auf den quarnerischen Inseln und in allen Bezirken der Halbinsel Istrien Beiträge geliefert, auf dem Festlande vorzüglich Lovrana und Promontore, auf den Inseln vor Allem Vrbenik und Dobrinj. Die Sprache einiger dieser Volksdichtungen ist allerdings durch Italianismen derartig durchsetzt, daß die Herausgeber des Buches glaubten, das Verständniß desselben durch ein kleines Wörterbuch im Anhang erleichtern zu sollen. Die Sprache ist aber anderseits so ungesucht, so natürlich, daß die Sammlung stets eine Fundgrube echt slavischer volksthümlicher Ausdrucks- und Constructionsweise bleiben wird. Die Form der Lieder ist äußerst schlicht, die Verse gleiten in trochäischem Rhythmus ohne Reim leicht und frisch und klar dahin. Die Darstellung ist in den junaške pjesmi einfach, anschaulich und plastisch, und durch die lyrischen Dichtungen weht, um einen die serbischen

Volkslieder trefflich charakterisirenden Ausdruck Johannes Scherrs zu gebrauchen, „ein Hauch herzgewinnender Innigkeit". Auch bringen die in der Sammlung enthaltenen Dichtungen keine gemeinen und unlauteren Regungen zum Ausdruck.

Obschon die Serbo-Kroaten Istriens von den Serben räumlich weit entfernt sind, brechen in den junaške pjesmi die Anklänge an die serbischen Heldenlieder, welche die



Jakob Volčić.

Thaten des Marko Kraljević zum Vorwurf haben, doch durch. Sind in mehreren dieser Lieder die Beziehungen der Istrianer Slaven zum Orient ausgesprochen, so gelangen wieder in anderen die Beziehungen zum Occident, namentlich zu Venedig, zum Ausdruck, so in dem Liede „Die Klage des Johann Frankopan", des letzten Herrn der Insel Veglia, daß er auf heimtückische Weise von den Venetianern auf eine Galeere gelockt und entführt worden sei. In den lyrischen Dichtungen gelangen alle Abstufungen des Gefühls mit voller Wahrheit zum Ausdruck: die Scheu des Mädchens, das sich kaum getraut, die

Augen zum Geliebten aufzuschlagen, die Leidenschaftlichkeit, die das Leben einsetzt, um den Geliebten zu gewinnen, die Trauer um das Schwinden der Jugend, Schwester- und Bruderliebe, die eher den Verlust des Geliebten als den Verlust des Bruders verschmerzt, die tiefste Verehrung der Eltern, die sorgloseste anakreontische Heiterkeit; auch ein gewisser Humor gelangt, ohne ins Derbe und Grobe zu verfallen, in ihnen zur Geltung.

Auch Lieder voll tiefer Lebensweisheit enthält die Sammlung. Neben herrlichen Naturbildern, wie sie in Vrbenik, Cherso, Lussin und namentlich in der Perle der quarnerischen Inseln, in Cassione (Košljun), in der Bucht von Ponte bei Veglia, verkörpert erscheinen, fehlt es nicht an humoristischen Darstellungen der Mängel und Vorzüge der Mädchen und Jünglinge einzelner Orte. Groß ist die Zahl der Hochzeits-, Trink- und Neujahrslieder (koledve). Kinderlieder werden beim Spiel oder zum Einschläfern der Kinder, Klagelieder (naricaljke) bei den Leichenbegängnissen und zwar ähnlich wie bei den alten Römern von den „praeficae", nur von Frauen gesungen, welche dieselben oft extempore componiren. Der Ton des Verses fällt meist auf die drittletzte Silbe auf den Namen der betrauerten Person oder auf ein derselben beigelegtes Liebesepitheton, welches in jedem folgenden Vers mit einem anderen wechselt. Die religiösen Lieder zeichnen sich durch den Ausdruck der Gemüthstiefe und des Gottvertrauens aus. Es darf also dieses Buch als ein Schatzkästlein wahrer, in jeder Beziehung hohes Interesse erregender Volkspoesie bezeichnet werden.

Improvisatoren gibt es in Verbenico und in Dobašnica auf der Insel Veglia, in Bergudac und in Antignana, in Volosca und in Promontore auf dem Festland, Improvisatoren, deren Ruf über ihren Geburtsort hinausgedrungen ist, von denen hier drei: Gersković-Rosić aus Vrbenik, Matthäus Brajković aus Bergudac und Martin Pavić, der blinde Sänger aus Promontore, genannt werden mögen. Groß ist die Menge von Sprichwörtern im Volke, welche namentlich J. Volčić mit Fleiß gesammelt und in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat.

Nachdem die Wege zur Bildung in Istrien auch den Slaven geebnet worden sind, hat in neuerer Zeit unter ihnen auch die Kunstpoesie namhafte Vertreter gefunden. So den Lyriker Matthäus Bastian, dessen Dichtungen in den verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift Naša Sloga zerstreut sind und nun für einen besonders herauszugebenden Band gesammelt werden. Er zeichnet sich durch eine bedeutende Productivität, durch Spontaneität und Innigkeit des Ausdrucks aus. Ihm reihten sich als Lyriker Studenac Peter und Anton Kalac an, der außer einer Reihe von schwungvollen, in der Zeitschrift Naša Sloga veröffentlichten lyrischen Dichtungen auch 30 Kirchenlieder, Marienlieder für den Monat Mai verfaßt hat. Aus seiner gewandten Feder flossen auch zwei sehr lehrreiche Erzählungen für das Volk: Pop Marko, der Rathgeber des Volkes, und Josip Judih

Razsulović. Auch als Übersetzer von Schillers „Glocke" und Rapiccios „Histria" hat er sich mit Glück versucht. Für das Volk schrieb er das Leben des heiligen Cyrill und Method.

Während die genannten theils ihren lyrischen Impulsen folgten, theils durch Erzählungen auf die slavische Bevölkerung in Istrien bildend einzuwirken suchten, bestrebte sich die Gesellschaft hrvatskih ljudi durch Kalender und Dr. M. Laginja durch die Herausgabe von dreißig in Verse gekleideten Fabeln Belehrung unter das Volk zu verbreiten.

Unter jenen, welche Schriften zur Belehrung des Volkes herausgaben, nimmt Johann Fiamin, Abt von Abbazia, den ersten Rang ein. Seine Schriften sind vorzugsweise pädagogisch-moralischen Inhalts. Es sind meist Übersetzungen von hervorragenden Werken der italienischen, französischen, deutschen Literatur und aus lateinischen Classikern, und zwar Übersetzungen von hohem bleibenden literarischen Werth. Eine Originalschrift: „Die Arbeit ist des Menschen Pflicht und Segen," gehört zu den besten derartigen Werken, welche die kroatische National-Literatur aufzuweisen hat.

Auch das Gebiet des Romans blieb in neuester Zeit nicht unbebaut. Besonders fruchtbar ist auf diesem Gebiete Eugen Kumičić (Jenio Sisolski) aus Beršec. Die Romane Olga und Lina, Gospodja Sabina, Začudjeni svatovi, Sirota, Preko mora, deren Stoff dem Volksleben in Istrien entnommen ist, Jelkin Bošiljak, Erzählungen aus dem Leben der Küstenbewohner, sichern ihm einen Ehrenplatz in der Reihe der kroatischen Schriftsteller. Als Romanschriftsteller ragt auch Josef Grzetić aus Dobrinjo hervor. Er hat eine Reihe von historischen Romanen in verschiedenen Zeitschriften, zumeist aber im Agramer Vienac veröffentlicht. Grzetić schildert das Volksleben mit aller Naturtreue und in so lebendiger Weise, daß ihm die Freunde das Epitheton „Zlatoust" (Goldmund) beigelegt haben.

Als Forscher auf kirchlichem Gebiete zeichnet sich Dr. Johann Crnčić aus Dobrinjo, Rector des Collegium Illyricum in Rom, aus. Er hat eine Reihe von Monographien in den Publicationen der südslavischen Akademie in Agram und in anderen literarischen Zeitschriften erscheinen lassen, so seine Erklärung der bereits erwähnten Inschrift Zvonimirs. Hervorragend ist sein Werk: Die älteste Geschichte der Bisthümer Veglia, Ossero, Arbe, Zengg und Krbava. Von Werth sind seine mit Sorgfalt revidirten Ausgaben des Jahrbuchs „Popa Dukljanina" und des Assemanischen Evangeliums mit einer von großen Studien und tiefer Kenntniß des Altslavischen zeugenden Einleitung.

Als kirchlicher Schriftsteller ist auch der Franciscaner Stefan Ivančić zu erwähnen wegen seiner Schrift „Der Gebrauch des Glagolitischen bei den Franciscanern in Dalmatien, in Istrien und auf den quarnerischen Inseln," welche manche beachtenswerthe Notiz zur Geschichte des Glagolismus bringt. Der verstorbene Bischof von Triest-Capodistria, Georg Dobrila, hat zwar kein historisches Werk hinterlassen, indessen durch sein in fünfter, 4.500 Exemplare starken Auflage erschienenes sprachreines und von dem

Hauche wahrer Frömmigkeit durchwehtes Gebetbuch Oče budi volja tvoja (Vater dein Wille geschehe), das beinahe in jeder slavischen Familie Istriens zu finden ist, sowie durch das kleinere Gebetbuch Mladi bogoljub nicht wenig zur Hebung nicht nur der Lesefertigkeit beim Landvolk, sondern auch zur Stärkung der religiösen und moralischen Gefühle beigetragen. Die von Florian Rubetić verfaßte Lebensbeschreibung des genannten Bischofs verdient als ein Muster biographischer Darstellung bezeichnet zu werden. Als Biograph ist auch Matthias Oršić, Pfarrer in Cherso, zu nennen, der die Biographie zweier hervorragender Schulmänner, der bereits genannten Franz und Matthias Volarić geschrieben hat.

Als Lexikograph endlich machte sich vor allen der Franciscaner D. Karl Parčić aus Vrbenik auf der Insel Veglia verdient, der das italienisch-kroatische und kroatisch-italienische Wörterbuch in zwei Bänden herausgegeben hat. Er lebt im Collegium Illyricum in Rom.

Die Frage, welchen Antheil an der Entwicklung der slovenischen Literatur die Istrianer Slovenen genommen haben, kann mit Rücksicht darauf, daß nur ein kleiner Bruchtheil dieses Volksstammes in Istrien und in beständigem Contact mit den Slovenen der Nachbargebiete von Triest und von Görz-Gradiska lebt, ohne Rücksicht auf diese letzteren wohl nicht in Erörterung gezogen werden. Und da ist weder aus der Zeit vor, noch nach der Kirchenreformation bis zum Beginn dieses Jahrhunderts auf dem Gebiete der Literatur Nennenswerthes zu verzeichnen.

Die 1563 erfolgte Ankunft des Reformators Primus Truber im Görzischen blieb für das literarische Wirken der Slovenen des Küstenlandes ohne Anregung. Der 1807 zum Bischof von Triest ernannte, als katholischer Übersetzer der heiligen Schrift bekannte Georg Japelj gehört, obschon er zwölf Jahre in Triest als Kaplan gewirkt hat, nicht in die Reihe der Männer, welche hier zu nennen sind, da er ein geborner Krainer war und starb, bevor er zur Kenntniß seiner Ernennung zum Bischof von Triest gelangte.

Gleichsam den Übergang aus der literarisch stillen in die neue fruchtbare Zeit bilden Dr. Franul von Weißenthurn, Johann Ernst, Baron von Ravnach, Schillertabor und Momiano und Matthäus Ravnikar, von 1830 bis 1845 Bischof von Triest und Capodistria. Johann Vesel-Koseski wird als Dichter und Übersetzer classischer Werke aus anderen Literaturen, wie Byrons Mazeppa, mehrerer Gesänge aus Homers Ilias, Schillers Glocke, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, Dantes Divina Commedia und einer Reihe von Dichtungen geringeren Umfangs in der slovenischen Literaturgeschichte ein ehrendes Blatt gewidmet werden müssen. Aus der neuesten Zeitperiode sind zu nennen: Franz Kosec als theologischer Schriftsteller von Bedeutung, Bartholomäus Križaj als Übersetzer des Dante und Manzoni, Josef Križmann als Übersetzer der Dramen des Alfieri, Dr. Johann Šust als Übersetzer der Fabiola des Cardinals Wiseman, Johann Jesenko als Übersetzer mehrerer Romane aus dem Französischen und Englischen, Dr. Franz Glaser

als Übersetzer indischer Dramen, Franz Cegnar als Dichter und als Übersetzer mehrerer Dramen Schillers, unter welchen namentlich jene des Wallenstein als höchst gelungen bezeichnet zu werden verdient.

Im Gebiete von Görz-Gradiska hat der Kapuziner Johann a S. Cruce in seinen theils in Venedig (1691), theils in Laibach (1700, 1707) in fünf Bänden gedruckten slovenischen Predigten den Slovenen ein wichtiges Sprachdenkmal hinterlassen. Dann folgt in diesem Gebiete eine über ein Jahrhundert andauernde Literaturstille, die der als Domherr im Jahre 1847 verstorbene Valentin Stanić, der Gründer des Taubstummen-Instituts in Görz, im Jahre 1822 mit der Ausgabe seiner gemüthvollen Lieder für „das Bauernvolk und die Jugend" durchbricht. Zwar nicht als Dichter, wohl aber als kirchlicher Schriftsteller und als Übersetzer der Erzählungen von Soave und Verfasser zahlreicher Aufsätze verschiedenen Inhalts verdient der im Jahre 1883 verstorbene Stefan Kocijančič genannt zu werden. Als fruchtbarer kirchlicher Schriftsteller darf Philipp Jakob Kofol (gestorben 1864) nicht übergangen werden. Sehr fruchtbar als Schriftsteller auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete und als Novellist war der im Jahre 1886 verstorbene auch als Stilist hervorragende Franz Erjavec in Görz. Mit Erfolg arbeitet auf dem historischen Gebiete der Gymnasialprofessor Simon Rutar.

Echte Dichter-Naturen finden wir in Simon Gregorčič und Josef Pagliaruzzi (Krilan). Der erstere hat bisher zwei Bände meist lyrischer Dichtungen veröffentlicht, aus dem Nachlaß des letzteren wurde bisher nur ein Band Gedichte herausgegeben. Pagliaruzzi nimmt als Romanzen- und Balladendichter unter den slovenischen Poeten einen hervorragenden Platz ein.

Italienische Literatur.

Wenn die Entwicklung der italienischen Literatur in Istrien anfangs nicht in dem Maße, wie dies seit dem XVI. Jahrhundert der Fall ist, gleichen Schritt mit den Fortschritten des Schriftthums in Italien hielt, so hat diese Erscheinung in der großen Entfernung unseres Landes von Sicilien und Toscana, den beiden Mittelpunkten der literarischen Thätigkeit und der Pflege der Poesie in Italien, ihren Grund und daher erklärt sich auch der Mangel an Denkmälern, die denjenigen entsprechen würden, welche die italienische Lyrik jener Zeit hervorgebracht hat. Hingegen finden wir gleich beim Erwachen der Literatur, der Wissenschaften und Künste in Italien und beim Beginn des sogenannten Humanismus auch in Istrien bedeutende Männer, welche sich mit Erfolg der lateinischen Sprache in ihren Schriften bedienten und deren Ruhm sich über die engen Grenzen ihres kleinen Vaterlandes, nicht selten über das ganze gebildete Europa verbreitete.

Schon in den ersten Zeiten des Erwachens der classischen Studien in Italien waren die bedeutendsten Städte Istriens von dem edlen Ehrgeiz beseelt, unter ihren Bürgern diese Studien blühen zu sehen, und sie veranlaßten mit großen Opfern bedeutende Professoren, Lehrkanzeln für die griechische und lateinische Sprache einzunehmen. Es wurden auch einige Akademien nach dem Muster der anderen aus jener Zeit gegründet, und unter ihnen verdient besondere Erwähnung die von Capodistria, gegründet im Jahre 1464, welche im Laufe der Zeit verschiedene Namen annahm und bis ins letzte Jahrhundert hinein bestand. In ihren Anfängen ein Tummelplatz für ritterliche Kampfspiele, verwandelte sie sich bald in einen Mittelpunkt geistigen Lebens für die gesammte Provinz und nahm den Charakter und die Formen einer wirklichen literarischen Akademie an. Es ist daher kein Wunder, daß von dieser Zeit an die gelehrten Studien kräftig gediehen und daß unter Denjenigen, welchen die Wiedererweckung des Classicismus im XV. Jahrhundert zu danken ist, der Capodistrier Pietro Paolo Vergerio der ältere eine hervorragende Stellung einnimmt. Dieser Mann verdient es, den bedeutendsten Humanisten an die Seite gestellt zu werden, da er, wie Aurispa, Poggio, Filelfo und andere berühmte Gelehrte, nicht nur auf dem Gebiete der classischen Literaturen Lorbeern erntete, sondern auch als Philosoph, Jurist, Historiker, Redner, Dichter und Comödienschreiber Bedeutendes leistete. Er starb im hohen Alter von 80 Jahren am Hofe des Königs Sigismund. Ein Zeitgenosse des Vergerio, gleichfalls ein bedeutender Pfleger der lateinischen Studien und der Dichtkunst war Rafaelle Zovenzoni aus Triest.

Im darauffolgenden XVI. Jahrhundert wuchs die erlesene Schar der Humanisten bedeutend an. Ein hervorragender Gelehrter war Matthias Flacius aus Albona, ein berühmter protestantischer Theolog, Schüler Luthers und Melanchthons, Professor an der Universität zu Jena. Er nahm lebhaften Antheil an den theologischen Disputationen jener Zeit, ward aber, des Manichäerthums angeklagt, von seinen Freunden verlassen und starb im Jahre 1575 zu Frankfurt am Main. Seine erhaltenen zahlreichen Werke theologischen und geschichtlichen Inhalts sind alle in einem reinen und eleganten Latein geschrieben und liefern den Beweis, daß er in der guten Schule der Classiker gebildet wurde.

In demselben Geiste schrieb Pietro Paolo Vergerio der jüngere, der zuerst katholischer Bischof in seiner Vaterstadt Capodistria war, dann aber die Stelle eines protestantischen Pfarrers in Graubündten bekleidete. Sein Gegner war der aus einer capodistrischen Familie stammende Paduaner Girolamo Muzio, der ihn in seinen „Vergeriane“, obwohl nicht auf seinem eigenen Gebiete bekämpfte. Muzio war einer der bedeutendsten italienischen Schriftsteller seiner Zeit. Sein scharfer Geist, seine vielseitige und bedeutende Bildung, vereint mit einer treffenden Ausdrucksweise, verschafften ihm die Gunst der Fürsten seiner Zeit, von denen viele, wie z. B. Papst Leo X., wetteiferten,

ihn zu ehren und mit Belohnungen zu überhäufen. Von seinen zahlreichen poetischen Werken sind zu erwähnen seine „Eklogen“ in fünf Büchern und „Vermischte Gedichte“ (Rime diverse), welche in Canzonen und Sonetten die platonische Liebe feiern. Von Eifer für die classischen Studien erfüllt, verfertigte Andrea Divo aus Capodistria eine beifällig aufgenommene lateinische Übersetzung der Odyssee. Schließlich erwähnen wir noch Francesco Patrizio, geboren in Cherso im Jahre 1529; Tiraboschi nennt ihn unter den angesehensten lateinischen und italienischen Schriftstellern seiner Zeit.

Das XVII. Jahrhundert bietet uns gleichfalls eine Reihe bedeutender istrischer Schriftsteller, denn während die classischen Studien weiter gepflegt wurden, verband man damit noch den Eifer für die italienische schöne Literatur. In letzterer Hinsicht thaten sich hervor: Pietro Pola aus Capodistria, bekannt als Verfasser des Lustspiels „Gerechter Trug“ (I giusti inganni) und einer ländlichen Ekloge, „Liebesglut“ (Ardor di amore); ferner Ottoniello Belli, Dichter eines Schäferspiels, nämlich der Tragicomödie „Die gekrönten Wälder“ (Le selve incoronate), welche mit Recht dem „Pastor fido“ Guarinis an die Seite gestellt wurde.

In derselben Zeit veröffentlichte Rocco Bonio aus Isola das Heldengedicht „Austrias“, welches er Kaiser Ferdinand II. widmete; Cesare Zarotti, eher ein gewandter Verseschmied als ein Dichter, schrieb das Gedicht „De pugna angelorum“; Marco Petronio Caldana, Verfasser des Gedichts „Clodias“, welches Ludwig XIV. gewidmet war, gehört zu dem Kranze bedeutender Männer, die den Hof dieses Königs zierten; sein Gedicht entsprach so sehr dem Geschmack der Franzosen, daß es neben Vergil in den öffentlichen Schulen gelesen und erläutert wurde.

Die vaterländische Geschichte fand einen tüchtigen Vertreter in Nicolò Manzuoli aus Capodistria, der eine „Beschreibung Istriens“ (Descrizione dell' Istria) verfaßte. Pater Ireneo della Croce aus dem Orden der Karmeliter und der Canonicus Vincenzo Scussa schrieben die Geschichte ihrer gemeinsamen Vaterstadt Triest, und ihre Werke werden noch heutzutage als wichtige Quellen benützt.

Mit der Nennung des Grafen Rinaldo Carli aus Capodistria treten wir in die literarisch fruchtbarste Periode Istriens ein. Er gehört zu der auserwählten Schar italienischer Schriftsteller, welche, von einsichtsvollen Regierungen ermuthigt, sich speciell dem Studium der Jurisprudenz und der Nationalökonomie widmeten, mit der Absicht, die Völker von der unbilligen Vertheilung der Rechte, an welche sich der immer weiter zurückweichende Despotismus anklammerte, zu befreien. Er steht in gleicher Reihe mit Filangeri, den beiden Verri, Beccaria und Anderen, welche in ihren Schriften entweder den Fürsten die Bedürfnisse der Völker darlegten oder — von den Fürsten selbst dazu aufgefordert — nützliche Neuerungen im Civil- und Criminalrecht, in der Verwaltung der

Staatseinkünfte, im Handel und in der Industrie vorschlugen. Auf die Einladung des Fürsten Kaunitz und des Grafen Firmian begab sich Carli im Jahre 1765 nach Wien, wo ihm Kaiserin Maria Theresia einen sehr schmeichelhaften Empfang bereitete und ihm sodann die Leitung der Lombardei anvertraute. In dieser Stellung zeigte er sich als ausgezeichneter Reformator auf dem Gebiete der Verwaltung, was ihm auch von Seite Josefs II. große Ehren eintrug. Es ist hier nicht der Ort, von seinen zahlreichen historischen, politischen und wirthschaftlichen Schriften zu reden; wir wollen nur diejenigen erwähnen, durch welche er seine Bedeutung für die schöne Literatur erwies. Ein frühreifes Talent, hatte er im Alter von kaum zwölf Jahren ein Drama „Menalcas" geschrieben, welches mit Beifall in Capodistria aufgeführt wurde. Später veröffentlichte er als Resultat seiner tiefen Studien über die antiken Dichter und Tragiker eine interessante Schrift über den „Geist der antiken und modernen Tragödie"; er ließ eine beifällig aufgenommene Tragödie, „Iphigenie in Tauris" drucken, welche an mehreren Abenden im Jahre 1774 in Venedig aufgeführt wurde, und übersetzte mit großer Genauigkeit die Theogonie des Hesiod und die wichtigsten Scenen der Iphigenie des Euripides. Die capodistrische Akademie der „Auferstandenen" (Risorti), die in jener Zeit ihre höchste Blüte erreicht hatte, rühmte ihn mit vollem Recht als ihre schönste Zierde.

Ein bedeutender Schriftsteller, der sich eines schönen Rufes erfreute, war der Marchese Girolamo Gravisi aus Capodistria, ein Zeitgenosse Carlis. Schon im Alter von fünfzehn Jahren wurde er zum Mitglied der Akademie seiner Vaterstadt ernannt, später zu dem der Akademien von Urbino, Rovigo, Belluno, Padua und Görz.

Wichtige historische Untersuchungen über das österreichische Küstenland wurden — um nur einige der hervorragendsten Forscher zu nennen — angestellt von Bartolomeo Vergottini aus Parenzo, Andrea Bonomo aus Triest, Bartolomeo Giorgini aus Albona und Francesco Almerigotti aus Capodistria.

Als Dichter that sich unter Anderen Giuseppe Bonzio aus Capodistria hervor, dessen „Poesie liriche" nach seinem Tode zusammen mit denen seines Mitbürgers Dionisio Gravisi (im Jahre 1771) veröffentlicht wurden. In ihnen offenbart er sich als Nachahmer Chiabreras oder Menzinis; sie besitzen einen großen poetischen Werth, Natürlichkeit und sind von wahrem Gefühl beseelt, welches sie zu einer anziehenden Lectüre macht. Ein anderer Dichter, der lobende Erwähnung verdient, ist Vincenzo Ricci aus Pinguente, Verfasser vortrefflicher Sonette nach dem Muster der Classiker. Seinem Mitbürger Marcello Marchesini verdanken wir eine Anzahl von Melodramen, die für das Theater San Carlo in Neapel geschrieben wurden, und eine gute Übersetzung des Horazischen Gedichtes „De arte poetica". Lorenzo Sincich aus Parenzo verfaßte viele lateinische Elegien und das Gedicht „Die Stephaneïs" (La Stefaneide).

Wir unterlassen es hier, viele andere Schriftsteller zu erwähnen, welche in einem umfangreicheren Werke genannt werden müßten, und gehen ohne Weiteres auf das XIX. Jahrhundert über, welches weitbekannte Vertreter der schönen Literatur aufweist. Und auch hier ist Capodistria zu nennen, dieses hochcultivirte Städtchen, welches den ehrenvollen Beinamen eines „istrischen Athens“ mit vollem Recht erhalten hat. Wir finden hier einen Alessandro Gavardo, Verfasser des heroisch-komischen Gedichts „Die Rinaldeïs“ (La Rinaldeide) in 19 Gesängen und anderer Poesien; einen Domenico Pellegrini, Bibliothekar der Zeniana in Venedig, der ein berühmter Redner und gewandter Autor zahlreicher Schriften war; ferner Gianstefano Carli, der sich als Historiker und Dichter auszeichnete und eine Voltaire gewidmete Tragödie „Erizia“ schrieb. Rovigno nennt als die Seinen die Dichter Angelini, Sbisà und den viel betrauerten Gabriele Oplanich. Parenzo rühmt sich seines Albertini, eines gelehrten Theologen, der als Kanzelredner in den bedeutendsten Städten Italiens bewundert wurde; aus derselben Stadt stammte Giovanni Oplanich, ein Bruder des Gabriele, beachtenswerth als Dichter und Schriftsteller in italienischer Sprache. In Barbana endlich erblickte der Canonicus Pietro Stancovich das Licht der Welt, der istrische Plutarch, Verfasser der sehr geschätzten „Biographie der hervorragenden Männer Istriens“, welche in zwei Auflagen erschien.



Graf Giov. Rinaldo Carli.

In derselben Zeit lebte auch der hochbegabte Dichter Besenghi degli Ughi; er wurde im Jahre 1797 in Isola geboren und starb in Triest im Jahre 1849 an der Cholera. Voll Begeisterung für die heiligen Gebote der Religion und der Freiheit, nahm er, wie Byron, lebhaften Antheil an den Kämpfen der Griechen gegen die Türken. Er verstand es, die Geißel der Satire in sehr gewandter Weise zu handhaben, und viele seiner Schöpfungen mahnen an den Stil Parinis; andere seiner lyrischen Dichtungen erinnern zuweilen an Leopardi. Außer seinen Poesien erwähnen wir noch die „Probe morgenländischer Novellen“ (Saggio di novelle orientali), ein Buch, das wegen seiner eleganten und fließenden Sprache noch jetzt mit Vergnügen gelesen wird, ferner seine „Fabeln“ in Versen, welche zum größten Theil von persönlichem Groll eingegeben wurden, aber voll Geist und Leben, oft freilich etwas zu frei sind. Er hat auch einige dramatische Dichtungen verfaßt.

Andere Männer, auf welche Istrien stolz sein kann, sind noch Francesco Combi aus Capodistria, der ausgezeichnete Übersetzer der Eklogen Vergils, und Michele Fachinetti aus Visinada, ein Freund Besenghis und anmuthiger Dichter. Diese beiden Dichter entfalteten ihre literarische Thätigkeit in Triest, wo in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die ernsten Studien und die schöngeistige Literatur einen hohen Aufschwung nahmen.

Hier wurde im Jahre 1793 die Akademie der Arcadi-Sonziaci gegründet, welche später ihre Büchersammlung der Gemeinde schenkte und so den Grund zur gegenwärtigen städtischen Bibliothek legte, die über 55.000 Bände enthält; besonders bekannt ist ein Theil derselben (die „Petrarchesca") mit allen auf Petrarca bezughabenden Werken. An der Stelle der Akademie der Sonziaci gründete Domenico Rossetti, aus einer Triester Patrizierfamilie, im Jahre 1810 die Società di Minerva, die noch jetzt kräftig gedeiht und eine schöne Vereinigung aller derer bildet, die in Triest auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Literatur hervorragen. Einen weiteren Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Vaterstadt erwarb sich Rossetti durch die Gründung des „Archeografo Triestino", einer historischen Zeitschrift, deren erste Nummer im Jahre 1829 erschien und die noch jetzt von der Società di Minerva selbst in Vierteljahrs-Lieferungen herausgegeben wird. Diese Zeitschrift vereinigt Alles, was auf die vaterländische Geschichte Bezug hat, und bietet historische Arbeiten des ganzen Küstengebietes. Die zahlreichen Schriften Rossettis sind alle für die Geschichte unseres Landes von großem Werth. Wir wollen nur noch auf seine geschätzten „Historischen Betrachtungen über die Freiheiten Triests" hinweisen, welche ihm einen großen Ruf als Historiker und Alterthumsforscher verschafften.

Im Jahre 1784 gründete Giuseppe Colletti aus Rom den „Triester Beobachter" (Osservatore Triestino), eine commerziell-politische Zeitung, die jedoch im Anfang auch literarische Arbeiten von Bedeutung brachte; sie besteht noch gegenwärtig, zählt also zu den ältesten Zeitungen Europas. In derselben Zeit veröffentlichte der Triester Mainati seine wichtigen „Croniche" und „Dialoghi" im Dialect seiner Vaterstadt, während Gioele Kohen den Polybius übersetzte und die Venus des Canova besang. Von nicht geringem Einfluß war in jenen Zeiten das literarische Journal „Der Funke" (La Favilla), welches in den Jahren 1836 bis 1846 erschien und an dem die geistige Blüte der damaligen Gesellschaft mitarbeitete, insbesondere aber die drei großen Schriftsteller und Dichter Gazzoletti, Dall'Ongaro und Somma. Es erschienen ferner noch einige Jahrgänge der „Familienlectüre" (Letture di famiglia) mit werthvollen Beiträgen historischen, wissenschaftlichen und literarischen Inhalts, dann die „Porta orientale", welche großen Beifall fand. Großen Erfolg hatte die Ausgabe der italienischen Classiker, besorgt und mit historischen und philologischen Anmerkungen versehen von dem gelehrten Dr. A. Racheli,

eine Ausgabe, die auch mit Rücksicht auf die äußere Ausstattung sehr gelobt wird und der verdienstvollen Buchdruckerei des österreichischen Lloyd alle Ehre macht.

Der größte Schriftsteller, der in dieser Epoche in Triest das Licht der Welt erblickte, ist Peter Kandler, ein hervorragender Historiker und Archäolog. Geboren im Jahre 1804, machte er seine Studien in Capodistria, Padua, Wien und Pavia, wo er die Doctorwürde erlangte; er weihte sein Leben und sein Vermögen den Studien über Triest und Istrien, welches er in allen Richtungen durchforschte, indem er beständig mit einer fast fieberhaften Thätigkeit herumreiste und arbeitete. Mit besonderem Eifer widmete er sich dem Studium



Peter Kandler.

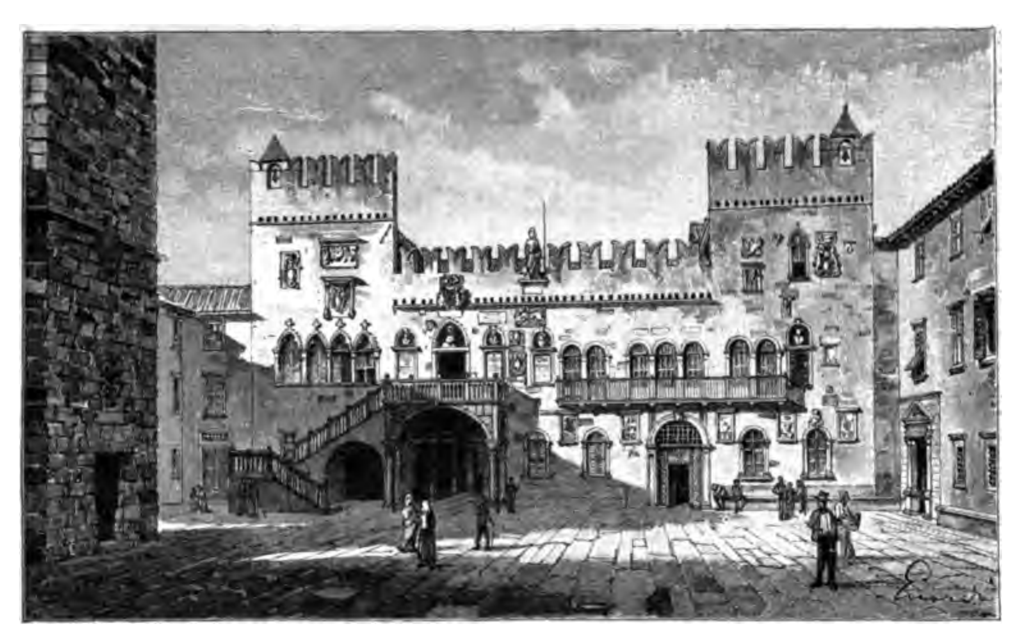
der Zeit der Römerherrschaft und erwies sich auf diesem Gebiete als gründlicher Forscher und scharfsinniger Kritiker. An seinem Freunde Rossetti hatte er einen thätigen Genossen seiner Arbeiten. Er bekleidete verschiedene Ämter: viele Jahre hindurch war er der Nachfolger Rossettis in der Stellung eines städtischen Procurators, überdies Conservator der Alterthümer des Küstenlandes. Er starb im Jahre 1872 und wurde in feierlicher Weise auf Kosten der Triester Gemeinde bestattet. Am 7. November 1887 wurden seine sterblichen Reste in einer anderen Gruft beigesetzt, die mit seiner Büste aus carrarischem Marmor und einer sehr beredten von Attilio Hortis verfaßten Grabschrift geschmückt ist. Von seinen sehr zahlreichen historischen Werken erwähnen wir nur den „Istrischen Codex diplomaticus“, der vom Jahre 1847 bis 1861 reicht, ferner die Wochenschrift „L'Istria“, in welcher von 1846 bis 1852 Bemerkungen, Documente und Inschriften erschienen,

welche für die Geschichte von Triest, Istrien und Fiume von großer Wichtigkeit sind. Im Jahre 1888 verschied in seiner Vaterstadt Cherso der Abbate Giovanni Moise, einer der hervorragendsten italienischen Grammatiker unseres Jahrhunderts, und 1889 zu Rom der dramatische und lyrische Dichter Giuseppe Revere (geboren in Triest 1812).

Indem wir nun auf die Lebenden übergehen, müssen wir an erster Stelle den städtischen Bibliothekar Attilio Hortis aus Triest nennen, dessen Verdienste um die vaterländische Geschichte und die italienische Literatur im Allgemeinen die vollste Würdigung verdienen. Aus Triest stammen noch Filippo Zamboni und Riccardo Pitteri, beide auch außerhalb ihres Vaterlandes als Dichter bekannt; auch der glänzende Romanschriftsteller Alberto Boccardi ist Triestiner von Geburt. Zum Schlusse erwähnen wir als treffliche Vertreterinnen der Dichtkunst die Damen: Cambon-Tagliapietra, Bazzocchi, Butti, Gianelli und Martinuzzi.



Motiv aus Capodistria.



Domplatz von Capodistria.

Bildende Kunst in Istrien.

Architektur, Burgen und Ortsanlagen.

ie an Zahl und Bedeutung erwähnenswerthesten Bauwerke Istriens liegen fast sämmtlich an der Westküste des Landes. Ihre Entstehung folgt dem Zuge des Handels und Verkehrs, der hier, begünstigt durch sichere Buchten und Hafenplätze, seit frühester Zeit ein reger war. Die dem Quarnero zugekehrte, an Häfen arme Ostküste, wie auch das Innere des Landes waren dagegen zu keiner Zeit jener stetigen culturellen Entwicklung zugänglich, welche in Bauwerken hervorragender künstlerischer Bedeutung hätte zum Ausdruck kommen können. Die günstige Lage und vortheilhafte Gestaltung der Westküste hatte auch für diese eine lebhafte Einflußnahme von außerhalb zur Folge, die wieder für Form und Stil der Baulichkeiten von Bedeutung wurde. Das Innere des Landes blieb unter viel ungünstigeren Verhältnissen verschiedener Art hiervon wenig berührt, seine vielen Feudalschlösser oder die Reste derselben haben in den seltensten Fällen jene architektonische Bedeutung, welche auch hier den Einfluß einer lebhaften künstlerischen Thätigkeit erkennen läßt. Faßt man die Bauwerke der Westküste in ihrer Gesammtheit ins Auge, so zeigt sich, daß sie in

verschiedener Formenausprägung, namentlich unter dem Einfluß dreier verschiedener Bauperioden entstanden sind. Drei mächtige Reiche haben, jedes in seiner Art, ihrem einstigen istrischen Besitz ein an hervorragenden Monumenten bis auf unsere Tage reichendes werthvolles Vermächtniß hinterlassen, das dem Lande zur unvergleichlichen Zierde wurde. Die römischen und byzantinischen Bauten illustriren die Geschichte des Landes in glänzender Weise, ihnen schließen sich die venetianischen an, die in überwiegender Zahl und vielfachen Zwecken entsprechend die Physiognomie der meisten Städte bestimmen, ohne an Monumentalität die früheren Bauten zu erreichen.

Die römischen Bauwerke Polas wurden schon oben gewürdigt. Das Amphitheater, der Tempel des Augustus und der Roma, der Bogen der Sergier geben im Verein mit den Ruinen des Dianatempels, der Porta gemina, dem Thor des Herkules und vielen anderen Bauresten eine Vorstellung von der einstigen Bedeutung der Stadt und der baulichen Thätigkeit, welche die Römer hierher übertrugen. Auch anderwärts in Istrien sind römische Baureste erhalten, namentlich hat Parenzo noch deutliche Spuren der römischen Zeit in den Unterbauten zweier Tempel, des Mars und Neptun, bewahrt; selbst im Innern des Landes stößt man auf Fragmente von Bauwerken verschiedener Art, welche den römischen Einfluß bezeugen.

Doch müssen wir uns mit diesen Andeutungen begnügen und gehen zu jenen Werken über, welche unter dem Einfluß der, wie es scheint, in Istrien sehr früh festwurzelnden christlichen Lehre entstanden. Die Zahl jener Baureste, welche auf die einstige Existenz altchristlicher Kirchen an der Küste hinweisen, ist keine geringe; viele dieser Basiliken wurden später umgebaut oder wesentlich verändert, andere sind völlig zerstört und nur ihrem Namen nach bekannt. Glücklicherweise blieb von allen diesen selbst in ihrer theilweisen Umgestaltung noch interessanten Bauwerken doch eines noch vollständig erhalten. Es ist dies der Dom von Parenzo. Er gehört in seiner gegenwärtigen Gestalt der Zeit der byzantinischen Herrschaft an, als Parenzo unter dem Exarchate von Ravenna stand, und darf als eines der hervorragendsten Werke dieser auch für Istrien bedeutsamen Stil- und Geschichtsperiode bezeichnet werden. Es gibt wenige altchristliche Kirchen, die ihre volle ursprüngliche Anordnung so rein und anschaulich erhalten haben wie der Dom von Parenzo. Man hat es hier mit einer Reihe von Baulichkeiten zu thun, die sämmtlich den Anforderungen der Kirche und des Cultus entsprachen und eine Vorstellung von der Disposition der altchristlichen Kirche mit allem Zugehör geben.

In einer Langachse aneinander gereiht sind das Baptisterium, das Atrium und die Kirche und endlich der wahrscheinlich erst im XV. Jahrhundert an das Baptisterium angebaute Thurm. Man betritt jetzt die ganze Anlage durch ein Südthor des Atriums. Dieser Vorraum der Kirche, von quadratischer Grundform, ist in der Mitte offen und wird



Basilica Euphrasiana in Parenzo.

von vier Säulenhallen umgeben, die nach dem Mittelraum gekehrt sind. Die Säulen mit ihren Bogen, an jeder Seite drei Arkaden bildend, und die Eckpfeiler sind zum Theil in ihrem alten Bestande, zum Theil an ursprünglicher Stelle erneuert erhalten. Unmittelbar an die Westseite des Atriums stößt das Baptisterium, während diesem gegenüber, also im Osten an das Atrium anschließend die Kirche folgt. Das Baptisterium ist achteckig, mit Nischen an den Innenwänden versehen und zeigt noch in der Mitte die Piscina, das vertiefte Becken zur Vornahme der Taufe durch völliges Untertauchen des Täuflings. An Baptisterium und Atrium schließt sich nun in einer Langachse mit den früheren angeordnet die Kirche an. Sie ist eine dreischiffige Basilica, deren Schiffe in eine größere Mittelapsis und zwei den Dimensionen der Seitenschiffe entsprechende kleinere Seitenapsiden enden. Es muß gleich hervorgehoben werden, daß die Basilica in Parenzo mit ihren zugehörigen Baulichkeiten sowohl in der Gesammtanlage wie im Detail der Architektur volle Verwandtschaft mit den Basiliken Ravennas hat. Das Basilikenschema ist hier im Sinne der byzantinischen Ausgestaltung durchgebildet. Die Kirche hat kein Querschiff, die Hauptapsis ist innen rund, außen sechsseitig gebildet, und zwar so, daß eine Ecke in die Mittelachse fällt, die Seitenapsiden liegen in der Mauerstärke, sind innen rund, treten aber außen nicht in Geltung. Zwei Reihen von je neun Säulen mit darüber aufsetzenden Rundbogen trennen das hohe Mittelschiff von den niedrigeren Seitenschiffen und tragen die über die Seitenschiffdächer hinausragenden Hochmauern. Drei Thüren mit byzantinischen Umrahmungen führen aus dem Atrium in die drei Schiffe der Kirche. Der Eintretende wird sofort gefesselt von der Größe und Schönheit des Raumes, wie auch von der Pracht edlen Materiales. Die Säulenschäfte sind durchweg aus grauem Marmor, die Capitäle, reich sculptirt, zeigen ausgesprochen byzantinische Formen, wie sie in ähnlicher Weise in S. Vitale in Ravenna und in Constantinopel vorkommen; sie sind sehr verschiedenartig gestaltet und durchweg mit einem Kämpferstücke versehen, das nach dem Mittelschiffe das Monogramm des Bischofs Euphrasius trägt. Der prächtigste Theil aber der ganzen Anlage, welcher in der vortrefflichen Erhaltung des ursprünglichen decorativen Schmuckes eine Vorstellung geben muß von dem edlen Reichthum des ganzen Innenraumes, ist die Hauptapsis mit ihrem Wandschmuck und dem Hauptaltarbaldachin. Hier sind noch, im Halbkreise sich herumziehend, die alten Steinsitze für die Priester vorhanden, in deren Mitte sich über Stufen der Katheder des Bischofs erhebt. Über diesen Sitzreihen zieht sich an der Wand der Nische bis zu den Fenstern reichend ein über zwei Meter hoher Streifen hin, der in eine Anzahl senkrechter Felder getheilt ist, welche in reicher ornamentaler Ausführung eine Flachdecoration bilden, die unter Verwendung der edelsten farbigen Marmorsorten und großer eingelegter Perlmuscheln eine unvergleichlich edle Zier bilden. Man hat es hier nicht mit Mosaikarbeit im vollen Sinne dieser Technik zu thun, sondern mit in

Formen geschnittener Steinintarsia, die sicherlich noch als eine Technik aus römischer Zeit gelten darf und auch in ihren Kunstformen diese Abstammung verräth. Über diesem geschlossenen Wandstreifen sind alle übrigen Theile der Apsis mit figuralen und ornamentalen Darstellungen in Mosaik bedeckt. Einen besonderen Schmuck der Apsis bildet endlich der sich über dem Altar erhebende Baldachin.

Die Gesammtwirkung dieser Apsis mit ihrem Ciborium, den Priestersitzen, Marmor- und Mosaikbekleidungen ist eine außerordentlich farbige und prächtige, dabei der Localität entsprechend ernste und würdige. Es kann dieser Theil des Innern der Kirche in seiner guten Erhaltung eine Vorstellung geben von der einstigen Pracht des ganzen Raumes, zumal es sicher ist, daß sich diese Decoration nicht blos auf die Apsis beschränkte. Wie das Innere prangte auch die Außenfronte der Kirche, so weit sie sich über dem Atrium erhebt, in musivischem Schmuck. Leider ist hier die Zerstörung unter dem Einfluß der Witterung eine so weitgehende, daß die meisten Theile der Decoration, die die ganze Fläche zwischen den Fenstern und bis zum Giebel hinauf bedeckte, herausfielen, dem Beschauer eine nur dunkle Vorstellung des einst Gewesenen hinterlassend. An die linke Seitenapsis der Kirche schließen sich noch eine Anzahl kleiner Räume an, welche in fünf Apsiden enden; es ist dies die S. Andreaskapelle oder das sogenannte Martyrium, das sicherlich gleichzeitig mit der Basilica der Bestimmung des Cultus entsprach.

Über Alter und Entstehung unserer Basilica haben die Untersuchungen der letzten Jahre überraschende Resultate gebracht. Tiefgrabungen im Innern der Kirche und nördlich derselben, im anstoßenden Garten, haben die einstige Existenz zweier unserem Bau vorhergehender Kirchen erwiesen. Man stieß in dem genannten Garten in einer Tiefe von 1·80 Meter auf einen herrlichen Mosaikboden, der einer kleinen Basilica angehörte, die in das II. Jahrhundert versetzt wird; diese wäre die erste Kirche an dieser Stelle, ihr folgte nach dem Mai-Edict Constantin des Großen eine zweite Basilica von gleicher Lage und Größe wie die gegenwärtige. Die Grabungen im Innern der Kirche haben auch auf den Mosaikboden dieser zweiten Kirche geführt und selbst auf die Schwellensteine der Eingangsthüren vom Atrium her, die 0·85 Meter unter den heutigen liegen. Die gegenwärtige Basilica wurde unter Bischof Euphrasius im VI. Jahrhundert erbaut und dürfte dieser Zeit auch der reiche Schmuck der Apsis angehören. In dieser Zeit wurde auch anschließend an Baptisterium und Atrium ein größeres Oratorium errichtet, dessen Anlage noch in den Unterbauten des bischöflichen Palastes deutlich nachzuweisen ist.

Trotz der Verunstaltungen und mannigfachen Schäden, welche die Kirche von Parenzo namentlich an ihren ursprünglichen Fenstern und Decken erfahren hat, bildet der gesammte Gebäudecomplex von Thurm, Atrium, Baptisterium, Basilica, Oratorium und Martyrium und im Verein mit den älteren herrlichen Mosaikböden, wie dem später noch

zu erwähnenden Canonicate dennoch ein Ganzes von seltener Großartigkeit und Erhaltung. Dem unschätzbaren Monument, das wir in Parenzo kennen lernten, ist kein nachfolgendes in Istrien erhaltenes an die Seite zu stellen. Eine Anzahl Kirchen des Landes geben aber Zeugniß, daß die Bauthätigkeit im ersten Jahrtausend keine geringe gewesen sein kann: man stößt an verschiedenen Orten Istriens auf basilikale Bauten, welche aber in den seltensten Fällen ihre ursprüngliche Form unverändert erhalten haben. Sie sind zumeist in späterer Zeit auf alten Fundamenten und selbst unter theilweiser Verwerthung alter Werkstücke neu aufgebaut, und dies in der Regel nicht zum Vortheil ihrer Gesammterscheinung. Hierher gehört der Dom von Pola, eine dreischiffige Säulenbasilica mit zu jeder Seite zehn stumpfspitzbogigen Arkaden. Die Apsiden fehlen, auch das Querschiff läßt sich nur vermuthen. Die Capitäle sind theils römische, theils byzantinische, theils solche, die dem fünfzehnten Jahrhundert entsprechen. Die alte Kirche soll im Jahre 857 erbaut worden sein, wurde aber 1379 von den Genuesen zerstört, wonach die gegenwärtige im XV. Jahrhundert zur Ausführung kam. Im Presbyterium stieß man vor wenigen Jahren auf den ursprünglichen Mosaikboden. Fast völlig zerstört sind die Kirchen S. Maria in Canneto und S. Michele in Monte in und bei Pola. Besser in ihrem ursprünglichen Bestande erhalten ist die Basilica in Muggia, ein dreischiffiger schlichter Pfeilerbau mit rundem Mittel- und geradem Seitenschiffabschluß, Atrium und Narthex. Das Presbyterium ist durch Schranken, bestehend aus Steinplatten mit ornamentalen aus Flechtwerk gebildeten Rändern gegen die übrige Kirche abgeschlossen, auch ist noch eine sehr alterthümliche Ambon, über Säulen sich erhebend und mit dem zugehörigen Lesepult, vorhanden. Diese Gesammtanlage mit der genannten Kanzel reicht ihrer Entstehung nach über das erste Jahrtausend nicht herauf und ist dadurch in ihrer Art besonders werthvoll. In S. Lorenzo del Pasenatico, unweit Parenzo, befindet sich eine einfache Säulenbasilica mit drei Apsiden, bei der noch zum Theil die aus Flechtwerk gebildeten Steingitter der Fenster erhalten sind. Bei der Besprechung der Bauwerke Istriens dürfen wir aber auch die beiden Inseln Cherso und Veglia nicht vergessen. Beide weisen in den allerdings meist verfallenden Bauwerken ihrer Hauptorte auf eine längstvergangene bedeutende Blütezeit zurück. Vielerlei Fundstücken römischer Provenienz reihen sich Baulichkeiten der altchristlichen und venetianischen Zeit an, die in Form und Ausführung mit jenen der Westküste von Istrien verwandt sind. Ein nur mehr als Ruine erhaltenes höchst merkwürdiges Bauwerk ist die alte Kathedrale in Ossero. Sie war eine sechsschiffige Säulenbasilica mit drei halbkreisförmigen Apsiden, die vielleicht aus der Vereinigung mehrerer Kirchen entstand wie dies beispielsweise auch für den Dom von Triest und für S. Michele in Monte bei Pola anzunehmen ist. An diese Kirche ist jetzt als siebentes Schiff die Kirche S. Maria angebaut, die manches alte Sculpturfragment enthält, das hier Verwerthung fand; wir erwähnen

besonders den Bischofstuhl, ein aus mit Flechtornamenten geschmückten Steinplatten verschiedener ursprünglicher Bestimmung zusammengesetztes Geräthe. Der dreischiffige Dom von Veglia ist gleichfalls eine Säulenbasilica, die aber in verschiedenen Zeiten wesentliche Veränderungen erfuhr, so daß byzantinische und andere Säulencapitäle Verwendung fanden.



Kirche San Francesco in Pola (Choransicht).

Das Mittelalter hat nicht viele Baureste in Istrien hinterlassen. Es gibt weder eine größere romanische noch eine gothische Kirche von hervorragender Bedeutung im Lande. Die steten Kämpfe zwischen den verschiedensten Mächten, die fortwährende Zertheilung des Landes durch die Markgrafen und das Patriarchat von Aquileja, die Kriege mit Venedig, Genua, Pisa und Andere waren einer baulichen Thätigkeit nicht günstig oder haben sicherlich Vieles zerstört, was in ruhigeren Zwischenzeiten geschaffen wurde. Erst mit der völligen Besitzergreifung der Küste durch die Republik Venedig traten günstigere Verhältnisse ein, die sich aber nur langsam geltend machten. Zu den ältesten Bauwerken der in Rede stehenden Zeit gehört das in der Nähe des Domes von Parenzo errichtete Canonicat. Es ist im romanischen Stil ausgeführt und hat eine wohlerhaltene Façade aus Quadern mit kleinen rechteckigen Fenstern im Erdgeschoß und sechs gleich weit vertheilten Rundfenstern im ersten Stockwerk. Die letzteren sind durch eingestellte Säulchen mit Bogen getheilt. Die Architekturformen sind einfach und anspruchslos, aber von edler Wirkung. Zwei zu den Seiten des Rundbogenthors in die Façade eingesetzte Platten, die kleine Nischen mit Pilaster- und Bogenumrahmung

bilden, enthalten mehrere Inschriften, welche besagen, daß das Gebäude im Jahre 1251 errichtet wurde. Ein gut erhaltener romanischer Bautheil ist der Chorschluß der Kirche S. Quirino in Veglia. Er hat trotz vielfacher Umgestaltungen der übrigen Theile dieser merkwürdigen Doppelkirche seinen ursprünglichen Charakter bewahrt und zeigt drei vortretende Apsiden, deren Kranzgesimse als Rundbogenfriese gebildet sind.

Besondere Erwähnung verdient eine kleine am Fuße des Kastellhügels in Pola gelegene Kirche. Sie gehört zum Franciscanerkloster und ist heute mit diesem als Verpflegsmagazin dem Cultus entzogen. Das Kloster war durch das in Pola seit römischer Zeit zu hohem Ansehen gekommene Geschlecht der Sergier vielfach unterstützt und gefördert, namentlich soll der Bau der Kirche dem Einfluß dieser Familie zu danken sein. Da die Sergier sich gegen den Patriarchen von Aquileja an die Spitze der autokratischen Partei stellten und die uneingeschränkte Herrschaft anmaßten, wurden sämmtliche Mitglieder der Familie am Charfreitag 1271 von der aufgebrachten Bevölkerung niedergemacht, nur ein Knabe konnte in das Franciscanerkloster gerettet werden, mit ihm der Fortbestand der aufs neue zu Macht und Ansehen kommenden Familie. Das Kirchlein ist ein einschiffiger, gerade abgeschlossener Bau mit einem als durchbrochene Mauer für frei hängende Glocken aufragendem Campanile. Die Architektur trägt romanischen und gothischen Charakter, wie dies in der italienischen Kunst des Mittelalters nicht selten ist. Während die Fenster spitzbogig gebildet sind, ist das schöne, jetzt vermauerte Portal mit seiner reichen, wirkungsvollen Umrahmung und seinem Giebel ein Rundbogenbau.

Mit der Besitzergreifung Istriens durch Venedig erhalten die Küstenstädte erst jene charakteristische Anlage und Ausgestaltung, die uns im Wesentlichen auch heute noch entgegentritt. So klein die Verhältnisse hier im Allgemeinen sind, wird der Beschauer doch auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß Anlage, Befestigung, Bauweise durch lange Zeit unter dem Einfluß venetianischer Art und Sitte standen, der sich nach Maßgabe der verschiedenen localen Bedingungen in verschiedener Weise geltend machte. Die Küstenstädte waren nach der Landseite mit Mauern und Thürmen befestigt, deren Reste noch an vielen Orten erhalten sind. Pirano bewahrt in seinen Stadtmauern einen herrlichen Schmuck vergangener Zeit. Sie ziehen sich an den in üppiger Vegetation prangenden Höhen um die terrassenförmig ansteigende Stadt und sind mit Thürmen besetzt, die sämmtlich nach der Stadtseite offen sind und in vortrefflicher Erhaltung eine lange Reihe ghibellinischer Zinnen tragen. Der Anblick, den dieser bewegte und gezackte Mauergürtel als Bekrönung der Stadt, namentlich vom Meere aus, gewährt, ist ein außerordentlich malerischer. Einzelne Thürme und Stadtmauerreste, zuweilen mit dem Markuslöwen, mit Wappen und Inschriften geschmückt, findet man an der ganzen Küste und auf den Inseln. Capodistria hat noch ein nach der Landseite gehendes Stadtthor, einen einfachen Renaissancebau, von

dem Prätor Sebastianus Contarenus errichtet, Pirano ein solches, dessen Thorweg sich vom äußeren Hafen her nach dem Mandracchio oder inneren Hafen in zwei Thorwege theilt. Dem Vorbild der Lagunenstadt entsprechend erhielten auch die istrischen Städte ihren Markusplatz en miniature, um den die Gebäude der öffentlichen Verwaltung sich gruppirten und welcher den Mittelpunkt des städtischen Lebens und Verkehrs bildete. Das am besten erhaltene Bild dieser Anordnung gibt der Hauptplatz von Capodistria mit Dom und Campanile, dem Palast des Gouverneurs und Podestà und mit der Loggia pubblica. In Pirano liegt der Hauptplatz zur Seite des Mandracchio und gewährt mit seinen charakteristischen Häusern, seinen alten Flaggenhaltern und der echt venetianischen Brücke, die vom Stadtthor aus die Verbindung des äußeren mit dem inneren Hafen übersetzt, ja auch durch das Eintreten des Meeres hier mitten in die Stadt einen recht sehr an Venedig mahnenden Eindruck. Andere Stadtplätze, wie jener von Pola, reichen in ihrer Grundform schon in römische Zeit hinauf, wenn auch die erhaltenen Baulichkeiten späteren Bauperioden angehören.



Portal der Kirche San Francesco in Pola.

Die Bauthätigkeit der Republik hat naturgemäß auch die venetianischen Bauformen nach Istrien übertragen, die hier zumeist den spätgothischen oder den Frührenaissancecharakter erkennen lassen. Nirgends, sei es im Cultus- oder Profanbau, kommt es aber zu einer Schöpfung von größerer monumentaler Bedeutung, es gilt dies sowohl für die Gesammtdimensionen der Bauwerke, wie auch für die Ausdrucksweise, für die plastische Gliederung und Gestaltung der Architektur derselben, dagegen fehlt es nicht an reizvollen Anordnungen, die sich in einzelnen Partien, namentlich auch in einer reichen Zier von Wappen, Inschrifttafeln, ornamentalem und figuralem Schmuck aller Arten geltend macht.

Unter den Kirchen, die hierher zählen, muß zuerst der Dom von Capodistria Erwähnung finden. Der geräumige dreischiffige Bau ist das Werk verschiedener Stilperioden. Dies macht sich schon in der Façade geltend, welche bis zu ihrer halben Höhe in gothischen Formen des XV. Jahrhunderts, im oberen Theile aber in Renaissanceformen des XVI. Jahrhunderts ausgeführt wurde. Die Verwerthung dieser beiden Stilarten an einer Façade hat an einem venetianischen Bau nichts Auffallendes und es wäre an der Wende der beiden Stile durchaus nicht unmöglich, daß ein und derselbe Baumeister das Ganze ausführte. Die sonst kahlen Langseiten der Kirche sind mit Thüren versehen, deren Umrahmungen die edelsten Renaissanceornamente in Relief ausgeführt zeigen. Das Innere der Kirche, ein mächtiger Pfeilerbau in schönen Verhältnissen, trägt mit seinen strengen dorischen Pilastern, Gebälken mit Triglyphen u. s. w. einen ernsten, aber recht nüchternen Charakter. Es wurde nach Abtragung der älteren, zu den Umfassungsmauern gehörigen Säulenbasilica von dem venetianischen Ingenieur Giorgio Vasari 1714 ausgeführt.

Die Dome Piranos und Rovignos mit ihren hochaufragenden Campanilen sind große Kirchen, welche ihrer herrlichen Lage auf weit ins Meer vorgeschobenen Terrassenbauten einen mächtigen Eindruck verdanken; doch sind ihre Bauformen einfach und von geringem Werthe die Campanile, wie zumeist in Istrien, reducirte Nachbildungen der Torre di S. Marco in Venedig. Auch diese Kirchen stehen an der Stelle älterer Bauten und sind zu ihren Seiten, wie auch beim Dom von Capodistria noch die Baptisterien mehr oder weniger umgestaltet erhalten. Die letztere Stadt bewahrt hinter dem Dom das kleine Kirchlein S. Giacomo, einen gothischen Backsteinbau mit reizvollem an der Façade über Consolen vortretendem Thurme. — Ein stattlicher Frührenaissancebau ist der Dom von Ossero, namentlich ist seine mit Marmoreinlagen geschmückte Façade ein charakteristisches Werk dieses Stils. Als Baumeister wird Giorgio Orsini genannt, als Bauzeit 1465 bis 1498. — Pirano hat im Franciscanerkloster einen einfachen Kreuzgang mit Bogen über dorischen Säulen und schönem Eingangsportal. Die dazugehörige Kirche enthält einige schöne Decorationsstücke der Frührenaissance, welche den venetianischen Einfluß in günstigster Weise zu erkennen geben. Die Seitenkapelle daselbst mit einem Altargemälde des Carpaccio ist als ein Theil des Seitenschiffes in der Form eines kleinen Centralbaues gebildet, der reich mit schönen Ornamenten geschmückt ist. Bis vor kurzem waren die Theile der Architektur, wie Pilasterschäfte, Capitäle, Gebälk und Bogenstücke verstreut in der Kirche da und dort vermauert und verwerthet; sie bilden, nun wieder vereinigt, den würdigsten Rahmen für das werthvolle Gemälde. Auch die Kanzel, eine hübsche Arbeit aus Holz, verdient genannt zu werden.

Zu den schönsten decorativen Anordnungen und Kircheneinrichtungsstücken müssen aber jene im Dom von Veglia zählen. Es bezieht sich dies namentlich auf die Chorbalustrade

mit ihrem reichen ornamentalen Schmuck und auf die beiderseits in edlem architektonischen Zusammenhang damit stehenden Ambonen, mit ihren von Consolen umrahmten Feldern und von Figuren getragenen Lesepulten. Sie sind sämmtlich aus rothem Marmor hergestellt und echte Vertreter der venetianischen Decorativarchitektur der Frührenaissance. Ein Gleiches darf von dem Portal der Kirche S. Maria in Cherso mit seiner Pilasterumrahmung und seiner Lunette, enthaltend die Darstellung Marias mit dem Kinde, gesagt werden.



Haus in Pirano.

Wie alle diese kirchlichen Bauten und Einrichtungsstücke den venetianischen Einfluß nicht verleugnen, so ist dies auch bei den nicht kirchlichen der in Rede stehenden Zeit der Fall. In jedem größeren oder kleineren Orte zunächst der Küste stößt man auf Erinnerungen an die venetianische Herrschaft, sei dies in ganzen Wohnhausfaçaden, sei es in einzelnen Details an Balconen, Bogenfenstern, Wappen, Inschriften u. A. Auch hier ist es, wie im Kirchenbau, zu größeren monumentalen Leistungen zwar nicht gekommen, doch ist das Einzelne häufig bedeutend genug, um jenen künstlerischen Einfluß zu bezeugen. Capodistria erhielt auf seinem Hauptplatz zur Seite des Doms eine Loggia pubblica, die in gothischen Formen ausgeführt

ist. Sie hat an der Hauptfront sieben, an der einen Schmalseite zwei Bogenöffnungen. Bei der Profilirung der Spitzbogen, welche die Säulen verbinden, kommt auch jenes für die mittelalterliche Architektur Venedigs so charakteristische gekerbte Band zur Verwendung, das aus der byzantinischen Architektur Constantinopels dahin übertragen scheint. In seiner ursprünglichen Erhaltung muß das Gebäude eines der schönsten unter jenen gleicher Bestimmung in Istrien und Dalmatien gewesen sein. Der der Loggia gegenüberliegende Palast der venetianischen Regierung ist durch seine spitzbogigen Fenster, seine ghibellinischen Zinnen und eine vor die Façade vortretende offene Stiege zum ersten Stockwerk malerisch und interessant. Sie trägt auch viele Bildnisse hervorragender Prätoren und bedeutender Männer des Landes, darunter des nachmaligen Dogen Pietro Gradenigo. In ähnlichem Sinn geschmückt erscheint auch der auf dem Brolo (piazza grande) gelegene „antico fondaco“, in dem von den „fonticari“, den dazu bestellten Organen, das Korn an die Armen der Bevölkerung vertheilt oder gegen mäßige Preise hintangegeben wurde.

Als ein Bauwerk verschiedenzeitiger Entstehung ist das gegenwärtige Municipalgebäude am Hauptplatz in Pola zu bezeichnen. Mit seiner weiten Bogenhalle im Erdgeschoß und manch interessantem Detail an Denk- und Inschriftsteinen macht es einen stattlichen Eindruck. Die Rückseite desselben ist vollständig römisch und gehörte dem Tempel der Diana an, an dessen Stelle das spätere Gebäude errichtet wurde. Der Umbau soll 1275 vorgenommen worden sein, dem aber für die Façade unter Verwerthung anderwärtiger Baureste 1651 eine neuerliche Umgestaltung folgte. Es war der Palast der Markgrafen von Istrien und später der venetianischen Rectoren oder Grafen von Pola.

Den größeren öffentlichen Zwecken bestimmten Profanbauten Istriens schließt sich eine ansehnliche Reihe kleinerer Privathäuser an, welche zumeist im spätgothischen Stil ausgeführt gleichfalls an den Einfluß der venetianischen Herrschaft erinnern. Jede Küstenstadt hat Beispiele solcher Art aufzuweisen, welche auch zuweilen, wie in Parenzo, zu beiden Seiten der Straßen erhalten recht charakteristische Gesammtstraßenbilder geben. Die aus Steinen erbauten Façaden haben jene für die venetianische Art so bezeichnenden Bogenfenster, die allein oder zu zweien und dreien verbunden und mit einem Rahmen umgeben wie besondere Bautheile in die Wandfläche eingesetzt sind. Die Façaden sind zu beiden Seiten mit Rundsäulen oder langen Rundstäben besetzt, die bis zum Dachgesims hinaufreichen. Das Dachgesims ist durchweg aus Holz und besteht aus weit vortretenden consolenartigen Dachsparren, die auf einem Wandbalken aufliegen, der zumeist in seiner Außenform einem gedrehten Gurt gleich bearbeitet ist. Über den Consolen folgt Dachschalung und Ziegeldeckung. In den istrischen Orten sind auffallend viele solche Holzgesimse, die aus dem XV. oder XVI. Jahrhunderte stammen, erhalten geblieben. Auch sie geben mit den alten Häusern den Straßen oft ein sehr charakteristisches Ansehen und erfreuen

das Auge mehr als manch nüchterner Neubau, der an die Stelle alter Objecte trat. Pirano hat auf seiner Piazza Tartini ein besonders reiches, wenn auch kleines gothisches Haus mit malerischem Eckbalcon erhalten. In Capodistria sind noch Häuser, deren Façaden die frühere volle Bemalung in spätgothischen Ornamenten deutlich erkennen lassen, die Häuser Parenzos zeichnen sich dagegen durch sorgfältigen Quaderbau aus, der mit den Holzgesimsen des Daches in schöne und ernste Wirkung tritt. Auch Pola, Isola und die übrigen Städte der Küste, wie jene auf den Inseln Cherso und Veglia, bewahren mehr oder weniger gut erhaltene Beispiele des Einflusses der venetianischen Lebens- und Bauweise. Endlich hat auch der Cisternen- und Brunnenbau einzelne hübsche Motive aufzuweisen, namentlich verdient der originelle Brunnen auf der Piazza da Ponte in Capodistria nicht unerwähnt zu bleiben. Er ist von dem venetianischen Podestà Da Ponte in Form einer venetianischen Kanalbrücke, die über ein Bassin setzt, errichtet.



Schloß in Pisino.

Alle die bis nun genannten, unter venetianischem Einfluß entstandenen Architekturwerke gehören einer verhältnißmäßig sehr kurzen Bauperiode an; sie sind, wie schon oben gesagt, spätgothische oder Frührenaissancebauten. Werke späterer Stilperioden von irgend welcher Bedeutung sind in Istrien nicht erhalten. Die Verödung der Städte im XVII. und XVIII. Jahrhundert durch Krieg und Pest prägt sich in dem völligen Mangel baulicher Schöpfungen aus, namentlich aber auch in dem Umstand, daß die Hochrenaissance, der Barockstil und sein Gefolge für Istrien fast ganz unbekannt blieben; es fehlte jeder Anlaß zu einer künstlerischen Thätigkeit, wenigstens ist uns jeder Beleg für eine solche versagt.

Schon zu Beginn unserer Darstellung wurde erwähnt, daß sich in Istrien und zumeist im Innern des Landes eine große Zahl Burgen oder Reste von solchen erhalten haben. Ihre Entstehung geht zumeist ins Mittelalter zurück, ihre Anlagen bezeugen, daß es sich

zunächst um fest ummauerte Feudalsitze handelte, bei welchen das künstlerische Moment nur wenig in Frage kam. Verschiedene Zeiten und wechselnde Anforderungen des Vertheidigungswesens haben die ursprünglichen Formen immer mehr verwischt, doch gibt es noch genug solche Baulichkeiten, die in ihrer malerischen Gestaltung von den Höhen herabsehen und deren allgemeine Erwähnung das Gesammtbild der Bauthätigkeit in Istrien ergänzen muß. Die Burgen S. Servolo, Orsero, Castell di Lemme, Gimino, S. Vincenti, Pisino, Bragna, Lupoglava und viele andere sind bemerkenswerth, namentlich gibt S. Vincenti mit seinen Thürmen und Mauern, seinen einstigen Wohnräumen der Burgherren und Reisigen, dem Waffensaal, dem Burghof mit Cisternen, den Anordnungen für Zugbrücken und Fallgitter die lebhafteste Vorstellung eines istrischen Schlosses; gleicherweise verdient das Schloß von Pisino, das schon im XI. Jahrhundert erwähnt wird, mit seiner malerischen Innen- und Außengestaltung besondere Beachtung.

Plastik und Malerei.

Müßten wir uns an dieser Stelle darauf beschränken, nur dasjenige aufzuzählen, was im Lande selbst und von seinen Söhnen geschaffen wurde, so wäre unsere Aufgabe mit wenigen Zeilen gelöst. Aber damit würden wir weder der historischen Stellung des Landes, noch der Bedeutung seiner Denkmäler in vollem Maße gerecht werden. Soll unsere Darlegung nach beiden Seiten hin ihren Zweck erfüllen, so muß sie von einer Aufzählung der Kunstschöpfungen Istriens zu einer annähernd vollständigen Übersicht seines gesammten, die Jahrhunderte hindurch aufgehäuften Kunstbesitzes sich erweitern.

Zahlreiche plastische Überreste, Fragmente von Säulen, Basreliefs, Ornamente, Inschriften in verschiedenen öffentlichen und Privatsammlungen verstreut liefern heute noch den vollgiltigen Beweis von dem Reichthum und der Kunstliebe der Bewohner Istriens in der römischen Zeit. Vieles und zwar nicht Unbedeutendes befindet sich immer noch an der Stelle, für welche es bestimmt war, so die antiken Reste in Pola, Parenzo, Capodistria, Triest, Barcola, S. Saba, Sipar, Cittanuova, Veglia, Besca. Der Fries und die Capitäle des Augustustempels in Pola, die Säulentrümmer der Tempel des Mars und des Neptun in Parenzo, sowie der Diana in Ossero, die in Pirano aufgefundene und im Museum von Triest aufbewahrte eherne Ziege — eine Personification von Istrien —, endlich einige ebendort und in den Museen von Parenzo und Pola befindliche Fragmente von Statuen und bronzenen Ornamentstücken sind die wichtigsten plastischen Denkmäler aus der Epoche, in welcher von der griechisch-römischen Kunst der Hauch der classischen Schönheit noch nicht völlig entwichen war.

Gleich diesen Denkmälern rührt auch, was sich von solchen aus der bis etwa in das vierte Jahrhundert hinein reichenden Periode ihres Niederganges erhalten hat, zum nicht

geringen Theile von Künstlern italisch-hellenischer Abstammung her, römischen Ansiedlern oder Nachkommen von römischen Einwanderern. Das Material boten die Berge Istriens selbst, deren Reichthum an trefflichem Marmor auch schon anderen Ländern ihren Bedarf zu liefern begann und bald unter Anderem den gewaltigen Block für die Kuppel vom Grabmal des Königs Theodorich nach Ravenna liefern sollte. Die Bildwerke des Sergierbogens und der Porta gemina in Pola gehören dieser Verfallszeit an, desgleichen der steinerne, mit Basreliefs verzierte Opferaltar von Pinguente, sowie die beiden Marmorplatten in der Mauer eines Gartens zu Capodistria, die eine einen Stier, die andere drei Tänzerinnen darstellend. Beachtenswerthe Muster der plastischen Kleinkunst dieser späten Zeit sind die hölzernen mit Elfenbein eingelegten Schmuckkästchen von Capodistria und von Pirano. Ein Taufstein in Pirano, dessen Wasserbecken aus einem mit Delphinen und Genien in erhabener Arbeit verzierten Postament gehauen ist, bietet ein Beispiel dafür, wie das Christenthum Stücke alt-heidnischer Kunst gottesdienstlichen Zwecken nutzbar machte.

Was sich aus der Zeit des Exarchats von Ravenna (568 bis 752) in Istrien an Bildwerken erhalten hat, ist von Ravenna, beziehungsweise Byzanz beeinflußt. Byzantinisch-ravennatischer Art sind einige Capitäle in Pola aus der zerstörten Abtei B. Vergine del Canneto stammend, circa 546 nach Christi entstanden; auch in Parenzo und im alten Kirchlein von Muggia vecchia zwischen Triest und Capodistria findet sich Ähnliches. Roh sind die Bildwerke, Delphine und Rosetten an dem Tabernakel aus weißem griechischen Marmor im Vorgemach der Andreaskapelle im Dom von Parenzo. Ihr Aussehen, sowie der Charakter der Inschrift, die den Bischof Euphrasius als Gründer „dieses Ortes“ bezeichnet, haben einzelne Forscher zu der Annahme geführt, daß die Lebenszeit des genannten Protoepiscopus, sowie die Entstehungszeit dieses Denkmals nicht in das VI., sondern erst in das VIII. oder IX. Jahrhundert zu setzen sei, andere wieder dahin gebracht, zwischen dem Protoepiscopus Euphrasius, dem Erbauer des ersten Doms von Parenzo im Anfang des VI. Jahrhunderts, und einem zweiten Bischof Euphrasius zu unterscheiden, der die nach einem anderthalbhundertjährigen Bestehen baufällig gewordene Kirche umgebaut habe. Reste des Mosaikfußbodens der ersten Kathedrale liegen heute noch an ihrer ursprünglichen Stelle, circa 4 Meter tief unter dem Niveau des gegenwärtigen Terrains; sie bilden nebst etlichen Überbleibseln von Wandgemälden zu Sipar bei Umago die frühesten Denkmäler der malerisch-decorativen Technik in Istrien. Ihre Motive sind Felder und Linien aus weißen, schwarzen und rothen Würfeln zusammengesetzt oder rothschattirte Ornamente in Gelb auf dunkelbraunem Grunde. Demselben Zeitalter wie sie dürfte das Fußbodenmosaik angehören, dessen Lage nächst dem Dom schon lange bekannt war und das in neuester Zeit vollständig bloßgelegt wurde. In der Farbenscala der Mosaik-Würfel von Thon, Stein und Glas, die in

demselben zu geometrischen Mustern und zierlichen Arabesken aneinandergefügt sind, fehlt auch Gold und Silber nicht. Aber auch von dem ehemaligen Fußboden des jetzigen Doms finden sich circa 1 Meter tief noch da und dort Fragmente, spätrömische Motive und Symbole, darunter der Fisch, Alles in Weiß, Braunroth und Schwarz. Relativ späten Datums sind auch die im Jahre 1884 unter der Apsis des Doms von Pola gefundenen Reste. Sie schmückten den, nach einer Inschrift, vom Domprobst Donatianus 857 errichteten zweiten Dom, der in den Jahren 1379 und 1451 wiederholt umgebaut wurde.

Ein tieferes Interesse als die bisher aufgezählten Denkmäler erweckt die Decoration des Triumphbogens und der Apsis im Dom von Parenzo. Die Darstellungen sind theils in einem der Höhe der Fenster entsprechenden Horizontalwandstreifen, theils im Gewölbe der Kuppel selbst gruppirt. Der erstere wird durch die vier Fenster in zwei rechts und links von den Fenstern liegende breitere Felder und in drei schmälere Pfeilerfelder getheilt, auf welchen sich die Verkündigung und der Besuch Marias bei Elisabeth und die Einzelgestalten zweier Heiligen und eines Engels befinden. Über diesen zieht sich ein horizontaler Streifen hin, der eine in großen weißen Buchstaben auf dunkelblauem Grunde ausgeführte Inschrift enthält, die sich auf die Erbauung der Kirche bezieht. In der nun folgenden Halbkuppel ist Maria mit dem Jesuskinde dargestellt, der von beiden Seiten durch Engel Heilige, darunter Bischof Euphrasius mit dem Kirchenmodell, Claudius, S. Maurus und Andere vorgeführt werden. Gegen das Schiff der Kirche zu ist der Abschlußbogen der Apsis, der hier als Triumphbogen gelten muß, mit einer Kette großer Medaillons geschmückt, mit den inschriftlich bezeichneten Bildnissen der heiligen Felicitas, Basilissa, Eugenia, Cäcilia, Agnes und Agathe an der linken, Justina, Susanna, Perpetua, Valeria, Thekla und Euphemia an der rechten Seite; den Scheitel des Bogens nimmt ein Medaillon mit dem Monogramm Christi ein. Reiche ornamentale Bänder säumen die einzelnen Felder ein. Auf dem Triumphbogen sind gegenwärtig nach Abtragung des Gesimses die musiven Bilder der heiligen Apostel sichtbar. Mit den einzelnen Darstellungen in S. Venanzio und S. Nerro und Achilleo in Rom verwandt, wahrscheinlich im VII. Jahrhundert begonnen, wenn auch nicht vollendet und trotz vielfacher Beschädigungen und Readaptirungen fast im ursprünglichen Zustand auf uns gekommen, bilden diese Wandmosaiken mit den Mosaiken des Doms von Triest die wichtigsten Reste der früh-christlichen Malerei in unserer Monarchie. Umsomehr Dank gebührt der Fürsorge, welche die maßgebenden Factoren für die Erhaltung derselben bis heute an den Tag gelegt haben.

Die Zeit von 800 bis 1300, reich an schwerwiegenden Wechselfällen, welche Istrien mit den Longobarden, dem Karolingerreich, den Ungarn und den Venetianern in eine zeitweilige Verbindung brachten, bis es endlich ganz und gar dem Ländergebiete der Lagunenrepublik angegliedert wurde, zeigen uns den tiefsten Verfall der byzantinischen

Kunst. Ein Denkmal der Bildhauerei aus dieser Epoche befindet sich in der Kapelle der heiligen Dreifaltigkeit zu Rovigno, dem ehemaligen Baptisterium, ein grobes ornamentales Flechtwerk. Die Kirche von Portole zeigt uns auf ihren gothischen Gewölben einige Medaillons aus gebranntem Thon mit Köpfen; ein Thonmedaillon mit dem Bildniß des Kaisers Constantin Copronymus befindet sich auch in Capodistria, wo namentlich die Façade des Doms in Bezug auf die Ornamentirung ihres unteren Theils, die aus dieser Periode stammt, Beachtung verdient. Gleich beachtenswerth sind auch die in verschiedenen Orten Istriens noch erhaltenen Reliefs mit dem geflügelten St. Markus-Löwen aus der Venetianerzeit. Die Darstellungen, welche nur den Kopf, umgeben von einem Nimbus aufweisen, sind die älteren; auf den späteren sieht man den ganzen Löwen von der Seite. In meisterhafter Ausführung finden sich solche in Pirano, Albona und Portole. Freilich sind diese erst um etwa 1300 oder noch später entstanden.

Dieser Schlußepoche der Verfallszeit, in welcher aber auch schon die Keime einer neuen Entwickelung sichtbar werden, gehört auch das Marmorrelief an der Ecke des Stadthauses von Pola an, den Grafen Albrecht II. von Istrien (um 1250) gepanzert und zu Pferde darstellend, ein bei der großen Seltenheit ähnlicher Porträts besonders werthvolles Object. Ähnliche Bildhauerarbeiten befinden sich auch an dem Portal des Kastells zu Mitterburg. Gleichzeitig mit den soeben erwähnten Denkmälern entstand der Baldachin über dem Hauptaltar des Doms von Parenzo (1277). Die vier Säulenschäfte desselben zeigen den nämlichen grauen, weißgefleckten Marmor wie die des Doms. Sie stammen wahrscheinlich von einem älteren Monument her, wurden unten gekürzt und erhielten romanische Basen mit Eckblättern. Auch die Capitäle mit den vier Tauben unter der Deckplatte sind älteren Datums. Die Arkaden ruhen unmittelbar auf den Capitälen und sind oben und seitlich durch Gesimse abgeglichen. Ein Kreuzgewölbe mit romanisch profilirten Rippen bildet die Decke. Sie zeigt am Schlußstein ein Agnus Dei und auf den Kappen goldene Sterne auf blauem Grunde, sowie Inschriften. Der Schmuck der Arkaden besteht ebenfalls in Inschriften, ferner in Incrustationen von schwarzem und weißgeflecktem grünen Marmor, sowie Mosaiken in den Zwickeln; an der Vorderseite Mariä Verkündigung, rechts vom Altar der heilige Eleutherius und der heilige Maurus, links und rückwärts der heilige Akolythus, der heilige Metridius und noch zwei andere Heilige.

Schadhaft wie letzteres Werk und der Frühzeit der in Rede stehenden Epoche angehörig sind auch die etwas derben Thonmosaiken römischen Stilcharakters an der Außenseite des Doms von Parenzo, an der Façade und am Presbyterium. Jene ist am Rande und längs dem Dachgesimse von breiten Bandornamenten eingefaßt; auch die drei Fenster zeigen Spuren von musivischer Umrahmung. Zwischen den Fenstern und dem Wandrand erblickt man je zwei Figuren mit einem Nimbus versehen, in Blau oder Grün

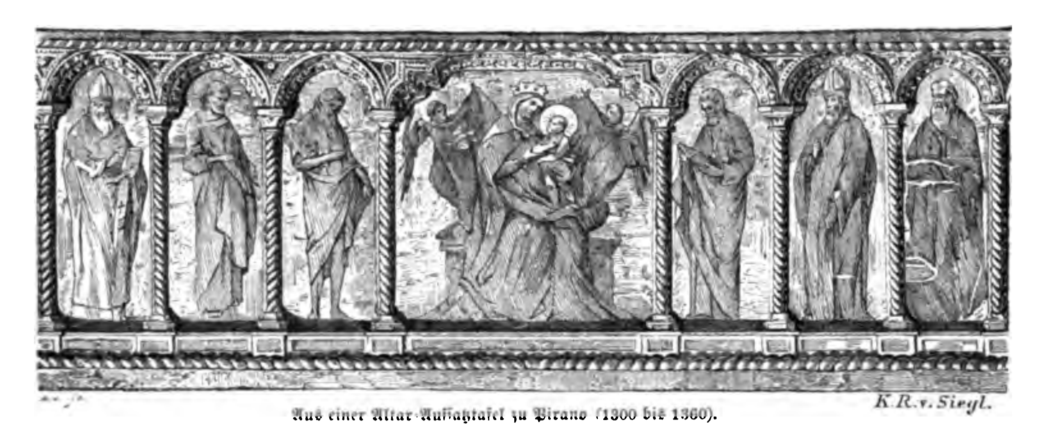
und Weiß gekleidet, mit Kronen oder Gefäßen auf Polstern in den Händen; zwischen den Fenstern sieben Leuchter, als die sieben Leuchter des Tempels zu Jerusalem, die sieben Geister Gottes und dergleichen gedeutet; zu oberst aber in der Giebelfläche Spuren eines Christus in der Glorie mit Engeln und Heiligenfiguren. Fragmente von Heiligen (Elias, Matthäus, Andreas und Petrus) sowie auf Lotosblumen knieende Engel zeigt auch der Schmuck auf dem Presbyterium, durch farbige Spiralen in Zonen abgetheilt.

Aber auch von der byzantinischen Tafelmalerei dieser Epoche sind in Istrien einige, allerdings unbedeutende Denkmäler erhalten. Im Dorfe Brestovizza bei Herpelje im Bezirk Capodistria wurde vor wenigen Jahren eine Tafel von circa 0·5 Quadratmeter aufgefunden, welche den Heiland am Grabe und einige Heilige darstellt. Vielleicht war der in lateinischen Majuskeln genannte Meister Zafura einer von jenen griechischen Künstlern, welche nach der Einnahme von Constantinopel durch die Venetianer unter Dandolo (1203) sich in die Fremde flüchteten. (Der Name Zafiri oder Cazafura lebt heute noch im Lande.) In der Kapelle der Mutter Gottes zu Cherso sieht man eines jener Madonnenbilder, deren Typus seit dem Concil von Ephesus (431) im Orient sich festgesetzt hatte, eine Maria mit dem Kinde auf Goldgrund, von brauner Carnation, mit einem Kreuz auf der Stirne und zu beiden Seiten des Hauptes mit den griechischen Majuskeln, die sie als „Mutter Gottes" charakterisiren. Eine byzantinische Madonna mit dem Kinde und dem heiligen Josef findet sich auch in der St. Nikolauskirche nächst Lussin grande, eine andere, von guter Arbeit, im Minoritenkloster zu Capodistria.

Mittlerweile betritt Italien in Malerei und Plastik neue Bahnen; der rege Verkehr der Landschaften unter einander, die Wanderungen der Künstler, beide im Verein tragen die gewonnenen Errungenschaften nach den entlegensten Orten im Machtbereich italienischer Cultur. Was aus dieser Zeit bis tief in das XV. Jahrhundert hinein an Wand- und Tafelgemälden in Istrien sich findet, trägt bei einer nüchternen Auffassung im Allgemeinen betreffs der Details alle Merkmale des Jugendalters der Kunst an sich — Fehlerhaftigkeit und Unsicherheit in der Zeichnung, Mühe und Fleiß in der Ausführung sowohl des Figürlichen als auch des Ornamentes. Den untersten Rang dürften in dieser Beziehung die in der Kirche zu Muggia vecchia nach Beseitigung der Tünche zu Tage getretenen Malereien einnehmen, ein heiliger Basilius im griechischen Bischofsornat und ein heiliger Christophorus: Figuren unbeholfen und roh, so zu sagen in einfachen Umrissen ausgeführt. Dasselbe gilt auch für einige Passionsdarstellungen im Local der Bruderschaft zu Isola, allerdings viel späteren Datums, inschriftlich im Jahre 1474 von Piero da Capodistria ausgeführt, ursprünglich in Wasserfarben an die Bretterwand gemalt, später überfirnißt, gegenwärtig stark verdunkelt. Freier in der Behandlung, wenn auch mangelhaft in der Zeichnung und eintönig in der Farbe sind die Wanddecorationen in der Kapelle der alten

Burg zu Gimino: eine Paradiesesdarstellung und 12 andere Bilder von circa ein Quadratmeter im Gevierte aus dem alten und neuen Testament.

Zu den Tafelgemälden aus dem Beginn des XIV. Jahrhunderts, noch stark byzantinischen Charakters, gehört ein Altarblatt in Pirano, auf Goldgrund ausgeführt, 2·78 Meter lang und 0·81 Meter breit, mit Darstellungen, die durch gewundene, auf einfachen Basen stehende Säulen, deren Capitäle ornamentirte Bogen tragen, von einander getrennt sind: einer Kreuzigung, einer von Engeln umgebenen thronenden Madonna mit Heiligen. Das Bild ist der Tafel im Dom von Triest, welche dem Tommaso Giottino zugeschrieben wird, stilverwandt, aber weitaus schöner, sowohl was die Ausführung der Köpfe, als was die der Ornamente betrifft. Eine Inschrift gibt als seine Entstehungszeit das Jahr 1313 an. Ein ähnliches Tafelgemälde mit einer Madonna und Heiligen auf



Aus einer Altar-Aufsatztafel zu Pirano (1300 bis 1360).

Goldgrund und in geschnitzter Umrahmung befindet sich im Dom von Pola, ein anderes mit der heiligen Lucia und Scenen aus ihrer Legende in der Abtei von Santa Lucia zu Juvandvor in der Nähe von Besca nuova auf der Insel Veglia, ein drittes, nach der Inschrift im Jahre 1321 entstanden und den heiligen Bembus und dessen Legende darstellend, im Dom von Dignano. Mehr denn hundert Jahre jünger als das zuletzt angeführte Stück und ein Meisterwerk der Holzschnitzerei ist der Sacristeischrank im Dom von Pirano, auf dessen Flügeln wir die Heiligen Nikolaus, Gregorius, Hieronymus und Stephanus erblicken. Gleichzeitig mit diesem ist das Altarwerk mit einer Doppelreihe von Heiligen auf Goldgrund im Dom von Parenzo. Eine Inschrift am unteren Rande gibt als das Entstehungsjahr 1448 und als den Meister Antonius de Muriano an. Es war einer von den beiden Mitbegründern der für die Entwickelung der venetianischen Kunst so hoch bedeutsam gewordenen Malerschule von Murano. Auch von Antonio Vivarinis Bruder Bartolomeo, dem zweiten Mitbegründer der Malerschule von Murano, besitzt Istrien in der Altartafel des Doms von Lussin grande ein ausgezeichnetes Werk,

darstellend oben Gott Vater von Engeln umgeben, darunter die thronende Madonna mit den Heiligen Augustinus, Katharina und Cäcilia auf der einen, Agnes, Hieronymus und Lucia auf der anderen Seite: „Opus factum Venetiis per Bartholomeum Vivarinum de Muriano 1435.“ In dem letzten Mitglied der Familie Vivarini, Alvise, von dem das Pfarrhaus in Cherso ein vortreffliches Tafelgemälde mit den Figuren der heiligen Katharina, des heiligen Sebastian, Cosmas und Christophorus besitzt, erwächst noch ein würdiger Nebenbuhler der Künstlerfamilie der Bellini, welche die erste Glanzperiode der venetianischen Malerei begründete.

Die Sculptur dieser Zeit repräsentiren zunächst die alten Chorstühle von Pirano, Parenzo und Cherso. Die Chorstühle des Doms von Parenzo mit ihren fünf Sitzen gehören zu dem Schönsten, was die Plastik in dieser Art vom Ende des XIII. oder vom Anfang des XIV. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Reich sculpirt sind auch die Gewände am Prachtportal von San Francesco in Pola. Von Arbeiten der Metalltechnik vom Beginn des XIV. bis zum Ende des XV. Jahrhunderts erwähnen wir im Dom von Parenzo ein Kreuz von durchbrochener Silberarbeit, ein Werk des Mönches Ezechiel vom Berge Athos, und ein uraltes silbernes Kreuz zu Montona, wo auch ein Feldaltar zu sehen ist, welchen der venetianische Feldherr Colleone der Kirche geschenkt haben soll. Gothische Kelche gibt es in Portole, in Capodistria, in der Madonnenkirche zu Vesca und in Montona; gothische Monstranzen mit reichem Figuren- und Emailschmuck an den beiden ersterwähnten Orten und in Ossero, Reliquienschreine im Dom von Dignano. Mit dem Antependium im Dom von Rovigno aus Silber mit Reliefs verziert, mit dem prächtigen, aber etwas schwerfälligen Werke aus getriebenem Silber im Dom von Veglia, das in 28 Feldern die Madonna und Heilige darstellt, sowie mit der prachtvollen großen Pala d'oro im Dom von Parenzo aus getriebenem vergoldeten Silber, mit Maria, dem heiligen Petrus und Markus, Maurus und Eleutherius in den fünf großen Feldern und Christus und den 12 Aposteln in den kleinen Tafeln des Frieses, befinden wir uns, sofern nicht schon eines der soeben aufgezählten Werke ihre Merkmale deutlich an sich trägt, bereits in der Renaissanceperiode.

Unter den Künstlern der italienischen Renaissance, allerdings nicht ersten Ranges, gibt es nicht wenige Istrianer. Von den Bildhauern erwähnen wir die Meister Lorenzo und Antonio del Vescovo aus Rovigno, welche 1468 bei der Ausschmückung der Camaldulenserkirche zu Murano sich Verdienste erwarben, ferner ihren Zeitgenossen Donato da Parenzo. Berühmt durch seine Holzsculpturen war Fra Sebastiano aus Rovigno, Lehrer des Bergamasken Fra Damiano, bei dem wieder der um 1500 in der Certosa von Pavia thätige Bartolomeo da Pola in die Schule ging. Taddeo da Rovigno erwarb sich durch seine decorativen Arbeiten in den venetianischen Palästen einen Ruf. Was die Maler

betrifft, so beweist bei einem Bernardo Parentino schon der Zuname seine Herkunft. Ob der um 1471 lebende Clériginus de Justinopoli, dessen Denkmal sich bei der Madonnenkirche außerhalb Portole befindet, ob ein Pietro da Muggia, Giorgio Vincenti da Capodistria und ein Giovanni del Carso (Schiavone) höher zu taxiren sind als dieser schwache Nachfolger des Francesco Squarcione, darüber zu urtheilen sind wir nach dem uns vor-



Malerei und Schnitzerei eines Kastens in der Kirche San Giorgio in Pirano (XV. Jahrhundert).

liegenden Materiale nicht im Stande. Anders steht die Sache bei Benedetto Carpaccio, der in Capodistria lebte und malte, und bei dessen Vater oder Oheim Vittore Carpaccio, der seine Werkstatt in Venedig hatte und sich als Venetianer unterzeichnete, aber allerdings in Capodistria geboren ist, wo auch sein Schüler Lazzaro Sebastiani das Licht der Welt erblickt haben soll. Von Benedetto Carpaccio sieht man in Capodistria eine Reihe von Werken, so an der Orgel des Doms zwei Gemälde, schlecht erhalten, beide bezeichnet und mit 1538 datirt: eine Madonna mit Heiligen und eine Darstellung im Tempel und den bethlehemitischen Kindermord. Ein drittes Bild, der Name Jesu von Engeln umgeben,

befindet sich im Besitz des St. Annenklosters, ein viertes, eine thronende Madonna, in der später noch zu erwähnenden St. Nikolauskapelle, ein fünftes, sechstes und siebentes im Sitzungssaal des Rathhauses der genannten Stadt, wo auch noch eine andere Tafel, die Stadt von einem Seesturm bedroht, sehr sehenswerth ist. Das erste der Bilder im Rathhause, 1537 entstanden, zeigt uns eine Krönung Mariä, das zweite (von Einigen dem Vittore Carpaccio zugeschrieben) den Podestà, wie er sich in Begleitung der Rathsherren in die Kirche begibt, das dritte eine Madonna mit Heiligen. Dem Benedetto Carpaccio gehört auch ein Gemälde mit demselben Gegenstand im Gebäude der Salzgenossenschaft zu Pirano an. Es stammt aus der Kirche der heiligen Lucia in den Salinen.

Was Vittore Carpaccio betrifft, den durch seine cyklischen Darstellungen der Heiligenlegenden und namentlich durch den in der Akademie von Venedig befindlichen Cyklus der heiligen Ursula bekannten großen Nachfolger der Gebrüder Bellini, so besitzt Istrien auch von ihm eine Serie von bemerkenswerthen Arbeiten. So ein umfangreiches Bild von großartiger Formengebung und harmonisch in der Farbe im Dom von Capodistria, eine Madonna, nach der Bezeichnung 1516 entstanden, 1829 von Duse restaurirt; so in der Sanct Antoniokirche von Carcauce einen heiligen Antonius; so aus dem Jahre 1510 im Dom von Portole eine heilige Dreifaltigkeit. Eines seiner besten Gemälde, ziemlich umfangreich (2·18 × 2·75 Meter), bezeichnet und datirt aus dem Jahre 1518, befindet sich in der Franciscanerkirche zu Pirano. Es stellt eine thronende Madonna dar, musicirende Engel zu Füßen, umgeben einerseits von dem heiligen Ludwig von Toulouse, dem heiligen Petrus und dem heiligen Franciscus, anderseits von dem König Ludwig dem Heiligen, dem heiligen Antonius von Padua und der heiligen Clara. Der Historienmaler Acquaroli hat es in neuerer Zeit aufgefrischt.

Sollte für die Annahme, daß diese beiden Meister Istrianer gewesen, die große Anzahl ihrer Werke, die sich auf der Halbinsel findet, nicht auch ein Beweis sein? Von ihren Zeitgenossen derselben Schule, wenn auch nicht Landsmannschaft, ist da und dort in Istrien auch noch eine oder die andere Arbeit zu sehen, so im Dom von Cittanuova eine in mantegneskem Schulcharakter, eine andere, dem Marco Basaiti zugeschrieben, in der Kirche zu Vesca und in dem schon erwähnten St. Annenkloster von Capodistria ein prachtvolles zehntheiliges Gemälde von Giovanni Battista Cima da Conegliano. An diesem Denkmal ist auch die Umrahmung als architektonisches und plastisches Kunstwerk von Interesse.

Die mächtige Strömung, welche von Padua aus auf die Malerei der Lagunenstadt einwirkte, blieb auch auf deren Bildhauerei nicht ohne Einfluß. Den florentinischen vermittelte ihr das Auftreten Donatellos in Padua und etlicher anderer Florentiner in Venedig. Der venetianische Frührenaissancestil knüpft sich vor Allem an den Namen der Lombardi. Das Rahmenwerk des obenerwähnten Altars trägt seinen ausgesprochenen

Charakter, den übrigens auch die Pfosten an den Seitenthüren des Doms von Capodistria, sowie die reich ornamentirten Pfeiler im Franciscanerkloster zu Pirano nicht verleugnen. Im XVI. Jahrhundert entwickelt die Bildhauerei Venedigs, namentlich nach dem Auftreten Sansovinos, die Tendenz zu decorativer Pracht. Aus dieser Epoche stammt der geschnitzte Altar mit der Vorderseite aus gepreßtem und vergoldetem Leder in der St. Annenkirche zu Capodistria, desgleichen ebendort der Thürklopfer am Palazzo Tacco, Venus Anadyomene, umgeben von Putten, welche auf Delphinen reiten. Ferner wären als hierher gehörig zu nennen: der hübsche, reich verzierte Orgelchor in der Marienkirche zu Buje (1500), sowie ein silbernes Kreuz mit Heiligenfiguren und das üppig decorirte Tabernakel von 1543 im Dom von Mitterburg. Schließlich erlag auch die venetianische Plastik den Formen des Barokstils. In Istrien kann man dies ersehen an dem mit den Statuen der Heiligen Franciscus und Antonius geschmückten Grabmal der Familie Brutti im Dom von Capodistria (1696), an dem großen, vortrefflich geschnitzten Lesepult zu Isola (1636), an den alten, in der Façade des Stadthauses zu Pirano eingemauerten Wappen, an einzelnen Sculpturen im Besitz der Conti Rota daselbst, endlich an den von den Mönchen selbst angefertigten Holzschnitzereien der circa acht Kilometer von Mitterburg gelegenen Abtei San Pietro in Selve. Schwerfällig und roh sind die Thürklopfer an den Häusern Borisi und del Bello in Capodistria.



Pfeiler-Ornament aus Stein in der Franciscanerkirche zu Pirano (1501).

Inzwischen verbreitete sich der Stil Louis XIV. in Europa von Frankreich her, das in seiner Kunstentwicklung seine nationale Eigenthümlichkeit stets gewahrt hatte und in der Plastik auch dem übermächtigen Einfluß Michel Angelos und Berninis niemals völlig unterlegen war. Die Merkmale des Stils Louis XIV. weisen in unserem Lande die vortrefflich gezeichneten und geschnitzten Stühle in der Sacristei des Doms von Pirano, ferner das Portal und der Orgelchor im Dom von Buje, endlich zwei vergoldete Stühle im Dom von Montona. Die eleganten Chorstühle zu Isola, der mit geschmackvoll gruppirten Engeln, Blumen und dergleichen verzierte Rahmen in der Kapelle del Rosario zu Pirano, ein wahres Kleinod der Holzschneidekunst, die Marmorfiguren der Tugenden am Tabernakel zu Ossero und ein Crucifix am Seitenaltar des Doms von Lussin piccolo sind Arbeiten im Stilcharakter des XVIII. Jahrhunderts. Ihnen reihen wir die aus Carraramarmor

gemeißelten Heiligen Laurentius und Stephanus im Dom von Montona und ein paar andere Heilige im Dom von Portole an, Werke Francesco Bonazzas, des Lehrers von Antonio Canova.

Die Gebrüder Marco und Pietro da Veglia sind die Vertreter der Söhne Istriens in der venetianischen Malerei des XVI. Jahrhunderts neben und nach den Carpaccios. Auch sie nannten sich Venetianer. Von den im Lande vorhandenen Werken ohne Meisternamen ihnen eines oder das andere mit Bestimmtheit zuzusprechen, geht allerdings nicht gut an. Eine Arbeit, deren Hand unbekannt, ist z. B. das aus dem Jahre 1571 stammende dreitheilige Bild mit der Madonna und Heiligen in der bischöflichen Kapelle zu Ossero. Gut vertreten ist von den Venetianern der in Rede stehenden Epoche Girolamo da Santa Croce durch die schöne, bezeichnete und von 1537 datirte Madonna in der Kirche zu Isola, welche neuererzeit der schon genannte Domenico Acquaroli restaurirt hat; ferner durch die ebenfalls datirte und bezeichnete thronende Madonna mit Heiligen (1526) in der Franciscanerkirche zu Mitterburg, durch das die Patronin der Kirche und andere Heilige, sowie Maria mit dem Kinde darstellende Gemälde im Magdalenenkloster zu Malinsca auf der Insel Veglia, das auch wegen seines Rahmenwerkes ebenso interessant ist, wie das reich verzierte Altarwerk im Minoritenkloster zu Ponte auf derselben Insel, das seinen Namen und die Jahrzahl 1535 trägt. Die Kreuzabnahme neben dem Hauptaltar des St. Annenklosters zu Capodistria gehört wohl nur seiner Schule an. Den Schulcharakter Palma Vecchios zeigen der heilige Sebastian neben dem Bilde des Vittore Carpaccio in der Franciscanerkirche zu Pirano, sowie das stark beschädigte, neuererzeit restaurirte Abendmahl im Dom von Capodistria. Der letzten Manier dieses Meisters nähert sich eine Darstellung desselben Gegenstandes in der Kirche zu Besca. Für Tizian hält man eine Madonna in der Sacristei des Domes von Lussin grande; seinem Neffen Marco Vecelli schreibt man ein Bild desselben Gegenstandes in der Klosterkirche der Tertiarier zu Santa Maria del Capo auf der Insel Veglia und der Schülerin des großen Meisters, Irene da Spilimbergo, einen heiligen Sebastian in der Kirche zu Isola zu. Als Carletto Caliari gilt eine Vision des heiligen Franciscus in der Franciscanerkirche zu Pirano, als Giovanni Licinio da Pordenone ein umfangreiches Bild einer Madonna mit Heiligen am Hauptaltar der Franciscanerkirche in der Stadt Veglia. Ihre Bedenken hat, wie die Benennungen bei manchen soeben aufgezählten Bildern, auch die Bezeichnung „Tintoretto“ bei der Kreuzabnahme in der Kirche zu Isola, von dem aber der Christus am Ölberg in der Sacristei der Franciscanerkirche zu Pirano, sowie das große Votivgemälde im Stadthause daselbst, ein Gelübde des Stadtrathes darstellend, ganz bestimmt herrühren sollen. Reicher repräsentirt als Jacopo Robusti ist Palma Giovane durch das bezeichnete Bild: Christus mit der heiligen Magdalena und anderen Heiligen im St. Annenkloster zu

Capodistria, durch eine Madonna in San Stefano zu Pirano, sowie durch eine Tafel im Franciscanerkloster daselbst. Seinen Schulcharakter zeigen: das schöne Altarbild in der St. Lucienkirche zu Juvandvor, ferner die gelegentlich dem Tizian zugeschriebene Madonna mit Engeln und Heiligen in Ossero. Dem Antonio Vassilacchi, genannt l'Aliense, spricht man das umfangreiche letzte Abendmahl in der Franciscanerkirche zu Pirano zu, von dem sich eine Copie auch im Dom von Parenzo befindet.

Aber auch von den Meistern anderer Schulen Italiens in der Renaissanceepoche finden sich Bilder da und dort in Istrien verstreut, so von dem Florentiner Giuseppe Porta, genannt Salviati, ein auferstehender Christus im Dom von Veglia und von dem Veroneser Felice Brusasorci, Sohn des Domenico, ein heiliger Franciscus in der Minoritenkirche zu Cherso. Ob die Copie des letzten Abendmahls von Leonardo da Vinci im Dom von Lussin grande aus dieser Zeit stammt und zu denjenigen zu rechnen ist, welche für die Reconstruction des arg verstümmelten Meisterwerkes einen Werth besitzen, müßte ebenso erst noch festgestellt werden wie die Bewandtniß, die es mit der „Schule des Paolo Veronese" hat, der eine Copie von Raphaels Madonna del Granduca in der Kirche in Ossero angehören soll. Aus dem XVII. Jahrhundert besitzt die Marienkirche zu Buje von dem Paduaner Giulio Cirello eine heilige Anna mit anderen Heiligen, der Dom von Lussin grande einen heiligen Franciscus, angeblich von dem Genuesen Fra Bernardo Strozzi (il prete Genovese), die Kirche des Minoritenklosters von San Martino sechs große Gemälde mit je zwei Aposteln aus der neapolitanischen Schule, der Chor der Franciscanerkirche zu Pirano einen ausgezeichneten Madonnenkopf von Giovanni Battista Salvi, genannt Sassoferrato, und das Kloster einen Raub der Europa von Luca Giordano, wenn man nämlich der Tradition Glauben schenken darf, die auch den Gerard Honthorst in Istrien durch ein Bild vertreten sein läßt, indem sie ihm eine auf Kupfer gemalte Geburt Christi im Dom von Lussin grande zuschreibt.

Dieser Periode gehören auch die Gebrüder Trevisani, Francesco und Angelo, beide aus Capodistria, an. Francesco, um 1656 geboren, war Eklektiker und erhielt von seiner Wirksamkeit in Rom und Umgebung den Beinamen Romano; Angelo war zumeist in Venedig als Portraitmaler thätig. Ein halbes Jahrhundert vor diesen Meistern (circa 1600) entstand das Votivgemälde, eine Madonna mit dem Donator darstellend, in Santa Maria degli Angeli zu Lussin grande; in ihre Zeit dagegen fallen die Fresken am Plafond der Kirche des aufgehobenen Franciscanerklosters zu Capodistria. Sie dürften von dem Maler Prem herstammen, der, vermuthlich aus dem Orte gleichen Namens bei Adelsberg gebürtig, 1688 sich in Triest aufhielt und auch in Capodistria thätig war.

Die vorstehend erwähnten ausgenommen, gehören auch die meisten der in Istrien vorfindlichen Bilder aus dem XVII. Jahrhundert venetianischen Meistern an, so dem an

der Wende dieses und des achtzehnten Jahrhunderts stehenden Giovanni Contarini eine heilige Barbara im Dom von Capodistria und das letzte Abendmahl (vom Jahre 1598) zu Dignano, dem Alessandro Varotari (Padovanino) eine Madonna mit dem Kinde in der Sacristei der Franciscanerkirche zu Pirano, dem Pietro Liberi ein heiliger Hieronymus im Dom von Capodistria; dem Pietro della Vecchia werden in der Madonnenkirche zu Buje Geschichten aus dem neuen Testament, im Dom von Lussin grande an der Decke des Presbyteriums die Glorie des heiligen Antonius und die Madonna, ferner in der Sacristei des Doms von Pola das umfangreiche Gemälde zugeschrieben, welches den heiligen Bischof Marcellus auf der einen Seite und auf der anderen die flüchtende Ketzerei darstellt. Der in der venetianischen Schule herangebildete Niederländer Baldassare dell'Anna ist der Schöpfer des in Zeichnung und Farbengebung vortrefflichen, an Paolo Veronese erinnernden heiligen Georg im Dom von Portole und des heiligen Hieronymus auf dem Hauptaltar der Minoritenkirche von San Martino.

Wie im XVI. und XVII., so verhält es sich auch im XVIII. Jahrhundert. Mit Ausnahme des heiligen Josef mit dem Jesuskinde in der Sacristei des Franciscanerklosters zu Pirano von dem römischen Übergangsmeister Carlo Maratta, rührt fast Alles, was sich aus dieser Zeit an Bildern in Istrien findet, von venetianischen Künstlern her. So von Stephano Celesti ein heiliger Markus im Dom von Capodistria, so von Angelo de Coster die beiden Gemälde: die Erlösung der Stadt vom Seesturm und die Wunder des Altarsacramentes im Dom von Pirano, so angeblich von Giovanni Battista Piazzetta die Madonna mit Heiligen, ebenfalls im Dom von Pirano, und ein Gemälde desselben Gegenstandes im Spitalkirchlein daselbst. Piazzettas Nachfolger, Giovanni Maggiotto ist in Santa Maria della Salute zu Pirano durch ein gutes Bild repräsentirt, außerdem auch in der Kirche zu Ponte auf der Insel Veglia durch einen gut gezeichneten Johannes in der Wüste vertreten. Von Gregorio Lazzarini, dem Lehrer Tiepolos, kennt man in Istrien folgende Werke: die vier Evangelisten in der Franciscanerkirche zu Pirano, eine heilige Magdalena, sowie einen heiligen Johannes in der Wüste in der Sacristei und die durch Zeichnung und Färbung ausgezeichnete Darstellung der Samariterin am Brunnen im Oratorium eben dieser Kirche.

In Giovanni Battista Tiepolo erlebte die Kunst Venedigs eine letzte, kurz anhaltende Glanzepoche. In der Kirche Madonna degli Angeli zu Lussin grande sind zwei kleine Bilder von ihm zu finden. In der Malerin Teresa Recchini aus Parenzo, welche 1780 einige Bilder für den Dom daselbst ausführte, hat Istrien eine Vertreterin dieser interessanten Schlußepoche aufzuweisen.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts können wir Conte Orazio Rota aus Momiano als sehr geschickten Zeichner nennen. In dem von Palladio erbauten Dom von Montona

erblickt man ein Freskogemälde aus derselben Zeit, die Darstellung einer Glorie, ausgeführt von Giuseppe Bison.

Von Tafelgemälden aus dem XIX. Jahrhundert sieht man in Pirano ein Martyrium des heiligen Georg von Pagliarini (1844), ferner im Dom von Lussin grande die heiligen drei Könige von Fr. Hayez (1808). Am letzteren Orte befindet sich auch eine Taufe



Jesus und die Samariterin am Brunnen von Gregor Lazzarini (1655 bis 1740) in Pirano.

Christi von Lattanzio Querena (1811), sowie ein Bild von Cosroe Duse und ein anderes von Liberale Cozza.

Was wir besprochen, bildet, gleichgiltig ob antik oder modern, ob dem Alterthum, dem Mittelalter oder der Renaissance angehörig, ein nicht uninteressantes Supplement zur Geschichte der Plastik und Malerei von Italien, Byzanz und speciell von Venedig, es ist, wenn auch anderswo gemacht, in den meisten Fällen bezüglich seiner Grundidee in Istrien erdacht worden und hat vielfach landesübliche Heilige zum Gegenstand und Begebenheiten, welche einzelnen Städten zu außerordentlichen Äußerungen von Dank und Bitte an die

überirdischen Mächte die Veranlassung boten. Vor Allem aber sind sie sprechende Zeugen der intimen Beziehungen, welche einstmals zwischen den quarnerischen Inseln und der prachtumgebenen Königin des Meeres obwalteten, von der wichtigen Rolle, welche der Provinz unter dem Banner des heiligen Markus zugewiesen war, gleich wie Kundmanns Denkmal Tegetthoffs auf dem Monte Saro in Pola Zeugniß gibt von deren ruhmvoller jüngster Epoche, von der glorreichen Entfaltung unserer Kriegsflagge in den istrischen und dalmatinischen Gewässern.



Hölzerner Bilderrahmen aus der Kapelle del Rosario in Pirano
(XVIII. Jahrhundert).



Herbstbild aus der Görzer Ebene.

große Verschiedenheit der Bodengestaltung und der landwirthschaftlichen Verhältnisse auf. Von der Region des ewigen Schnees, vom Triglav, dem Gipfelpunkt der Julischen Alpen im Norden, bis tief hinab zum Küstensaum der Adria wechselt die Bodengestaltung und das Klima, so daß die Vegetation alle Zwischenstufen von der alpinen Pflanzenwelt bis zu jener des Ölbaums und der immergrünen Gewächse der Mittelmeerzone durchläuft.

Das Alpengebiet von Görz gehört dem Gebirgsstock der Julischen Alpen an und besteht durchwegs aus Dolomitgestein. Die stark zerklüfteten, über 2.000 Meter hohen Bergkämme mit jäher Abdachung sind kahl, zum Theil mit Geröll bedeckt, welches oft bis in die Thalsohle herunter reicht und dieselbe überlagert. Dieser Umstand sowie die unbesonnene Entwaldung, die Abwaschung des Erdreichs, die zeitweiligen Lawinenstürze, die abschüssigen Berghänge, alles zusammengenommen verleiht diesem Gebiete nicht nur einen hochalpinen Charakter, sondern drückt ihm in landwirthschaftlicher Hinsicht zugleich den Stempel der Unfruchtbarkeit und Armuth auf. Nur das Flitscher Becken breitet sich zu einer verhältnißmäßig weiten Fläche aus und läßt trotz des vorherrschenden Schotterbodens eine einigermaßen einträgliche Bewirthschaftung zu. Der Ackerbau beschränkt sich hauptsächlich auf den Anbau von Kartoffeln, etwas Mais und Haiden und wird nur in der nächsten Nähe der Ortschaften und der am Fuße des Gebirges zerstreut liegenden Weiler betrieben. Der dünnen Bevölkerung gewährt die Viehzucht bei der Magerkeit der Weiden einen nothdürftigen Unterhalt. Rindvieh ist mit Rücksicht auf die Rauheit des Klimas und die Steilheit des Berglandes nur spärlich vertreten. Um so zahlreicher ist das Kleinvieh, namentlich Schafe, deren Zucht den wichtigsten Erwerbszweig des mit einem so undankbaren Boden ringenden Bergbewohners bildet. Überdies machen einige tausend Ziegen einander und den Gemsen das spärliche Gras auf den Felsabstürzen streitig.

Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die Mehrzahl der Görzer Alpenbevölkerung, so arbeitsam, genügsam und der heimatlichen Scholle zugethan sie ist, in der Heimat selbst nur während weniger Monate des Jahres ausreichende Nahrung findet. Sobald der Winter anbricht, sucht ein beträchtlicher Theil derselben anderwärts Arbeit und Beschäftigung. In der guten Jahreszeit kehrt fast Alles wieder heim, den kleinen Ackergrund zu bestellen, die Schaf- und Ziegenherden zu weiden, das spärliche Heu auf den Berglehnen zu mähen und zu Thale zu bringen.

An das Alpengebiet reiht sich jenes der Voralpen an. Eigentliche Thäler gibt es hier, die Erweiterung des Isonzobeckens von Karfreit bis Tolmein abgerechnet, nicht. Eine Eigenthümlichkeit dieses Gebietes bilden die jedes Wasserlaufes entbehrenden und durch den steinigen Boden lebhaft an den Karst erinnernden Hochplateaus. Das ausgedehnteste ist jenes des durchschnittlich 1.000 Meter hohen Tarnovaner Waldes. Das Klima ist milder



Görzer Ebene mit Reben, Maulbeerbäumen und Zwischenculturen im Frühjahr.

als im Alpengebiet, der Boden ergiebiger und lohnender. Hier wie dort herrscht der Kleingrundbesitz vor. Die Bewirthschaftung ist nahezu die gleiche. Eine gewisse Bedeutung hat in der Umgebung von Canale, Tolmein und Kirchheim die Obstcultur erlangt und ist daselbst der Export an Äpfeln ein erheblicher. Erwähnung verdient auch der eifrige Betrieb der Bienenzucht. Die hauptsächliche Quelle des Wohlstandes dieses Gebietes besteht indeß in der Viehzucht, denn von 22.000 Hektar landwirthschaftlich benützter Bodenfläche gehören 17.000 Hektar dem Wiesenland an.

Den Übergang der Voralpen zur Ebene vermittelt das Hügelland dies- und jenseits des Isonzo, und zwar am rechten Ufer desselben das unter dem Namen Collio bekannte Gebiet, am linken die Hügelketten des unteren Wippachthals. Den aus Sandstein und eocänem, leicht zerbröckelndem Mergel bestehenden Boden bedeckt fruchtbares Erdreich, welchem, nebst dem ungemein günstigen Klima, dieses Hügelland den Ruf einer vortrefflichen Obst- und Weingegend verdankt.

Im Collio herrscht das Colonensystem vor, wogegen im unteren Wippachthal das Grundeigenthum größtentheils unter kleinere Bauern vertheilt ist. Alle im Süden Österreichs gedeihenden Culturpflanzen werden hier angebaut, insbesondere auch Mais. Die erste Stelle nimmt jedoch die Wein- und Obstcultur ein. Die Weingärten sind zumeist auf Terrassen, Ronchi genannt, angelegt und bedecken eine Fläche von fast 500 Hektar. Der Wein, fast durchwegs Weißwein, zählt zu den besten Südösterreichs; der am Collio bereitete ist unter dem Namen Ribolla auch außerhalb der Reichsgrenze bekannt. Nicht geringer ist der Ertrag, den die Obstcultur abwirft. Das aus dieser Gegend nach dem Norden Österreichs, nach Deutschland und Rußland in großen Massen exportirte Obst

führt im Handel kurzweg den Namen Görzer Obst. Frühobst, insbesondere sehr schmackhafte Kirschen, werden im Frühjahr besonders stark exportirt; ebenso finden Stein- und Kernobst, Feigen und Trauben guten Absatz. Auch die üppigen alten Kastanienhaine des Collio liefern Kastanien und Maronen für den Export. Endlich gelangen auch Gemüsearten, namentlich Spargel und zeitlich blühende Gartengewächse: Veilchen, Lorbeer und Kirschlorbeerlaub reichlich zur Ausfuhr. Ein dem Collio eigenthümliches Trockenobst sind die Prunellen: Pflaumen, welche geschält und des Kerns entledigt an der Sonne getrocknet werden. Auch andere Stein- und Kernfrüchte und Feigen werden durch Trocknen conservirt. Dieses Obst, welches allenthalben einen sehr guten Ruf genießt, wird nicht nur nach dem nördlichen Europa, sondern selbst nach Nordamerika stark verschickt und ist gerade für die ärmere Bevölkerung eine Quelle nennenswerthen Erwerbes.

Das Gebiet des Karstes, ein steiniges Plateau von durchschnittlich 300 Meter Höhe, welches sich in sanfter Abdachung von der Südostgrenze des Landes zum Meer hinsenkt und daselbst mit schroffen Ufern abfällt, hat die Natur sehr stiefmütterlich bedacht. Im Winter ist der herrschenden Borastürme wegen das Klima ungemein rauh; im Sommer wird die durch die Trockenheit des Bodens gesteigerte Hitze ebenso für Pflanzen und Thiere als für den Menschen unzuträglich. Kein erfrischender Wasserlauf durchzieht den wüsten Landstrich und das spärliche Regenwasser wird von dem zerklüfteten Boden wie von einem Schwamm aufgesogen. Primitiv gebaute Cisternen und Pfützen fangen nothdürftig das für Mensch und Vieh unentbehrliche Wasser auf. Aus dem Boden ragen mitten unter endlosen Steintrümmern allenthalben mächtige Felsblöcke empor oder es erheben sich kahle Hügel, welche hier und da trichter- oder beckenförmigen, gegen den Wind geschützten Einsenkungen oder sogenannten Dolinen Platz machen, deren Sohle mit röthlicher eisenhaltiger Erde bedeckt ist und von dem Karster Bauer mit unverdrossenem Fleiße bearbeitet wird. Auch sonst wird jedes anbauwürdige Fleckchen Erde mit zusammengelesenen Steinen umfriedet. An solche Umfassungsmauern lehnen sich, vor der Bora geschützt, Rebenlauben und einige Fruchtbäume an. Selbst freistehende niedrige Rebenreihen halten gegen Wind und Wetter stand, und zwischen ihnen schießt der Weizen in die Halme, gedeihen Haiden, Rüben und Kartoffeln. Eigentliches Wiesenland ist hier selbstverständlich nicht vorhanden. Das spärliche Gras, welches sich unter dem Gestein hervordrängt, reicht nothdürftig für den Unterhalt eines sehr bescheidenen Viehstandes aus. Der kargen Nahrung entspricht der zwerghafte Rindviehschlag.

Dieses im Allgemeinen typische Bild des Karstlandes trifft jedoch nicht durchwegs zu. Gewisse, auf alte Flußbette deutende thalartige Einsenkungen des Bodens, welche das in die tiefen unterirdischen Höhlenlabyrinthe gedrungene Flußwasser bloßgelegt hat, sind mit einer ziemlich tiefen Ackerkrume bedeckt und lohnen die Mühen des Landmanns.



Das Görzer Hügelland von St. Florian.

Ortschaften wie Tomaj, Dutovle, Skofije und einige andere heben sich durch ihr anmuthiges Grün aus der Steinwüste oasenartig hervor. Das Gleiche gilt von der Umgebung von Duino und von den steilen Ufern der Adria, wo der Ölbaum, die Myrthe, die Steineiche und mancher andere immergrüne Strauch von dem milden Klima und der Fruchtbarkeit des Bodens zeugt.

Die eigenthümlichen Bodenverhältnisse am Karst gestatten selbstverständlich keinen intensiven Landbau. Das zertheilte und zerstückelte Grundeigenthum gehört kleineren Besitzern. Die Feldproducte sind beiläufig dieselben wie im Hügelland. Diese Erzeugnisse würden für die Ernährung des Karster Bauers entfernt nicht ausreichen, wenn ihm nicht durch den einträglichen Weinbau sein Haupteinkommen gesichert wäre. Der Terranwein, der am Karst in ansehnlichen Mengen gewonnen wird, ist wegen seiner vorzüglichen Beschaffenheit auf dem Triester Markt sehr gesucht. Unglücklicherweise hat das Erscheinen der Reblaus an der äußersten Ostgrenze des Görzer Karstes die Rebencultur ernstlich gefährdet.

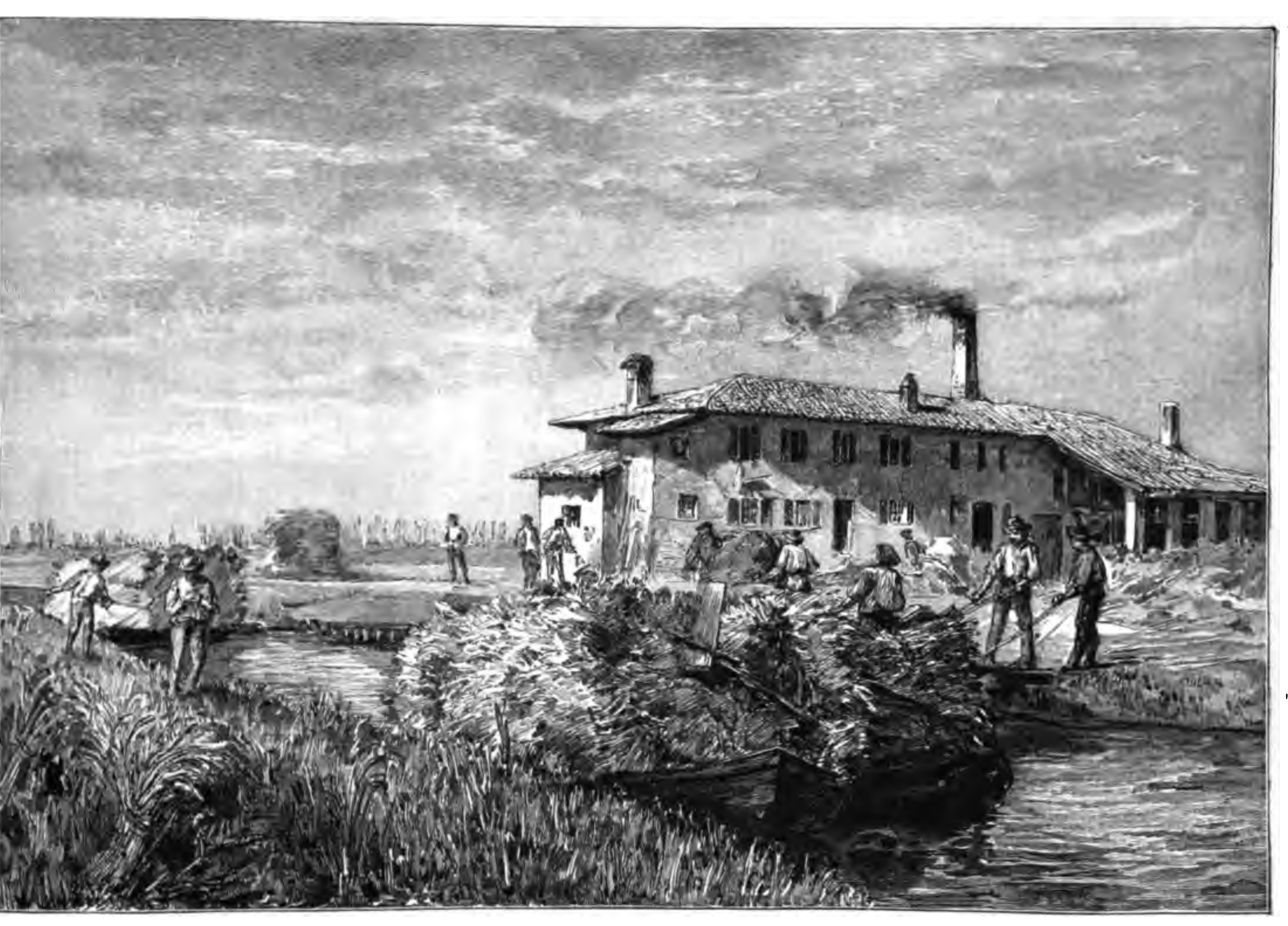
Innerhalb des Görzer Flachlandes, welches sich vom Fuße der Hügel und von den schroffen Abstürzen des Karstes bis zum Meer hin erstreckt, pflegt man das Gebiet von Monfalcone vom eigentlichen sogenannten Görzer Friaul zu sondern und letzteres wieder in Hoch- und Niederfriaul einzutheilen, beziehungsweise das Görzer Flachland von der 10 Meter Höhe über dem Meere nicht übersteigenden Tiefebene, le Basse genannt, zu unterscheiden. Zwischen letzterer und dem adriatischen Meere dehnt sich in weitem Bogen eine Sumpf- und Lagunenlandschaft aus, welche, wenn von der Reiscultur und der Benützung der Sumpfpflanzen abgesehen wird, völlig ertraglos ist.

Das Klima der Görzer Ebene ist Dank der Nähe des Meeres und dem Schutz, den ihr die Ausläufer der Alpen gegen die Nordwinde gewähren, überaus mild und für den

Anbau nahezu aller Producte des Südens geeignet. Mehr als drei Fünftheile des culturfähigen Bodens, das sind 27.712 Hektar, entfallen auf Ackerland mit Weinreben, der Rest auf Wiesen, Weiden und Weingärten. Von der Hügellandschaft bis zur See hin bietet die Görzer Ebene in ihrer gesammten Ausdehnung das überraschende Bild eines einzigen unübersehbaren, wohlbebauten Feldcomplexes. Die hochstämmigen, auf Pappeln, Ahorn-, Kirsch- und anderen Bäumen sich stützenden Weinreben ranken in geraden Reihen gleich Festguirlanden von Baum zu Baum fort, unter der grünen Hülle des Weinlaubes schwerhangende Trauben bergend. Zwischen je zwei Rebenreihen breiten sich in einem Abstand von 10, 20 und mehr Meter, von Maulbeerbäumen eingeschlossen, die üblichen Culturarten des Ackerlandes aus: im Frühjahr der Weizen, nach Einheimsung desselben der Cinquantino, eine Art türkischer Weizen, der in den letzten zwei Sommermonaten reift und eine zweite Getreideernte abgibt; hierauf, nachdem der Ackerboden im Winter geruht, der Mais, neben dem Weizen das Hauptproduct der Ebene und das nahezu ausschließliche Nahrungsmittel des Friauler Landvolkes. Auf die Maisernte folgen zumeist Weizen, Steckrüben oder Futterkräuter. Nächst den verschiedenen Getreidearten ist der Wein — der bekannte Friauler Rothwein — das wichtigste Erzeugniß der Ebene.

Eine der Görzer Grafschaft ausschließlich eigenthümliche, in Österreich sonst nicht einheimische Cultur ist die seit ein paar Jahrzehnten unterhalb Aquileja und bei Monfalcone eingebürgerte, durch die Leichtigkeit der Bodenbewässerung ungemein begünstigte Reiscultur. Das Terrain wird zu diesem Zweck sorgsamst geebnet und in Parcellen getheilt, welche, durch Dämme von einander getrennt und von Bewässerungskanälen durchzogen, die sogenannten ständigen Reisfelder bilden. Nachdem im Frühjahr der Boden leicht umgearbeitet worden, wird er oberflächlich unter Wasser gesetzt und sodann der Reissamen gesäet. Im Sommer wiederholen sich regelmäßig die Bewässerungen, so zwar, daß das Wasser beständig einige Centimeter den Boden bedeckt. Rechtzeitige Jätungen dienen zur Beseitigung des wuchernden Unkrauts. Im September wird die Bewässerung eingestellt und die nunmehr reife Saat durch Arbeiterinnen geerntet. Der Ertrag der 600 Hektar Sumpfland bedeckenden Görzer Reisfelder beläuft sich auf 20 bis 30 Hektoliter pro Hektar. Das Product wird großtentheils in den Reismühlen von Monastero bei Aquileja enthülst und geschält.

Eigentliche Viehzucht wird in der Ebene nur in beschränktem Maße betrieben. Das Hornvieh, von großem, kräftigem Körperbau und lichtem Fell, wird nur als Arbeitsvieh für den landwirthschaftlichen Gebrauch gezüchtet. Die Schweinezucht ist nicht ganz unbedeutend und liefert einen einheimischen Schlag von großen, starkknochigen Thieren. Einen ansehnlichen Factor der kleinen Hauswirthschaften bildet das Hausgeflügel, und werden Hühnereier auch nach auswärts versendet.



Reisfelder und Reismühle bei Aquileja.



Reisernte bei Aquileja (Schnitterinnen).

Ein hochwichtiger und einträglicher Erwerbszweig für den Landwirth der Ebene sowohl als des Hügellandes ist schließlich die Seidenraupenzucht, welche ihren Aufschwung der segensreichen Regierung der Kaiserin Maria Theresia verdankt. Gegenwärtig gibt es hier kein Bauernhaus, in dem während des Monats Mai nicht alles, was an Räumlichkeiten entbehrt werden kann, für die Aufzucht des Seidenwurms diente. Der Jahresertrag der Seidencoconproduction beläuft sich im ganzen Lande auf eine bis anderthalb Millionen Gulden; hiervon entfallen etwa vier Fünftheile auf die Ebene.

Während im Bergland, am Karst und im Wippachthal das Grundeigenthum sehr zertheilt und im Besitz kleinerer Bauern ist, bildet es im mittleren Theile des Landes und in der Niederung größere Complexe und mitunter ausgedehnte Latifundien, welche von Colonen oder Pächtern bewirthschaftet werden. Das in der Ebene vorherrschende Colonensystem beruht auf einem Pachtvertrag, demzufolge einer Bauernfamilie so viel Grundstücke, als sie mit ihren Händen zu bearbeiten vermag — beiläufig acht Hektar Ackerland — gegen Abgabe der halben Ernte zur Bewirthschaftung von Jahr zu Jahr überlassen wird. Der Colone erhält Wohngebäude, Stallungen und Scheunen. Bei der sonst üblichen Verpachtung entrichtet der Pächter, ohne Rücksicht auf die Art der Bewirthschaftung des



Aufzucht der Seidenraupen bei Monastero.

ihm anvertrauten Grundstücks, für je einen Hektar Landes circa drei Hektoliter Weizen, einen bestimmten Theil des Seiden- und Weinertrages, außerdem Geflügel, Eier und Erstlingsfrüchte. Wiesengründe werden für Geldbeträge verpachtet. Im Coglio und überhaupt dort, wo der Weinbau vorherrscht, entrichtet der Colone zwei Drittheil des Weinertrages und die Hälfte der Obsternte, dagegen keinen Weizen. Der Pachtvertrag wird stillschweigend von Jahr zu Jahr erneuert, und so kommt es, daß eine Bauernfamilie oft durch mehrere Generationen dieselben Grundstücke bewirthschaftet. Aus Mangel an ständigen Colonen sind manche Grundeigenthümer, namentlich der Tiefebene, genöthigt, einen Theil ihrer Besitzungen durch „Sottani“, eine Art Lohnarbeiter, bebauen zu lassen.



Görzer Früchte.

Die durch den erleichterten Verkehr den einheimischen Producten geschaffene Concurrenz, Mißernten, Rebenkrankheiten, Raupenseuchen und Ursachen anderer Art, darunter auch die durch die Colonialauswanderung verminderten Arbeitskräfte, haben die Ertragsfähigkeit des Bodens leider arg beeinträchtigt. So kam es, daß dieser so gesegnete Landstrich, welcher der Garten Österreichs genannt zu werden verdiente, zur Hintanhaltung einer landwirthschaftlichen Krise die Hilfe der Staats- und Landesverwaltung beanspruchen mußte. Es wurden neue Verkehrswege geschaffen, ein Theil der Sumpfniederungen trockengelegt, die Kanäle, deren dauernde Vernachlässigung die Verpestung der Luft durch die Malaria verursacht hatte, gereinigt, ländliche Backöfen zur Bereitung gesunden und wohlfeilen Brotes für die Landbevölkerung errichtet und so jener entsetzlichen Krankheit der Armen, der Pellagra, entgegengewirkt, welche in Folge ungenügender und unzweckmäßiger Ernährung unter dem Landvolk herrschte. Die k. k. Ackerbaugesellschaft in Görz, eine der ältesten österreichischen Anstalten dieser Art, hat aus eigenen Mitteln und mit Hilfe von

Staatsunterstützungen zur Besserung der Agrarverhältnisse im Görzerischen wesentlich beigetragen.

Um der durch die herrschenden Raupenkrankheiten seit einigen Jahren in Verfall gerathenen Seidenzucht aufzuhelfen, stiftete die Regierung im Jahre 1869 in der Landeshauptstadt Görz eine Versuchsstation, welche sich mit dem Studium der Seidenraupenkrankheiten und der Mittel zu ihrer Bekämpfung mit Erfolg beschäftigt, überdies aber auch auf dem Gebiete des Weinbaues Einfluß nimmt. Der Thätigkeit dieser Anstalt ist es zuzuschreiben, daß die Coconsproduction in Südösterreich sich ansehnlich gesteigert hat und die herrschenden Rebenkrankheiten wirksam bekämpft werden. Auch die Landesverwaltung hat es an kräftiger Unterstützung der Landwirthschaft nicht fehlen lassen. Unter Anderen wurde eine landschaftliche Ackerbauschule mit italienischer und slovenischer Unterrichtssprache ins Leben gerufen.

Forstwirthschaft, Jagd, Industrie, Handel, Gewerbe und Verkehr in Görz und Gradiska.

Forstwirthschaft und Jagd. — Nach den Aufzeichnungen des Katasters ist der fünfte Theil des Gebietes der Grafschaft Görz Waldboden. Die darauf befindlichen Wälder sind indeß vielfach gelichtet und selbst abgestockt. In neuerer Zeit hat die Regierung geeignete Maßregeln ergriffen, um den vorhandenen Bestand zu sichern und den ungestörten Nachwuchs zu fördern. Immerhin befinden sich in dem von den Ausläufern der Julischen Alpen gebildeten Mittelgebirge noch einige Hochwälder. Von diesen ist insbesondere zu erwähnen der Ternovaner Staatsforst unweit von Görz, eine wahre Perle der Görzer Volkswirthschaft. Dieser Forst bedeckt, in einer Höhe von 1.000 bis 1.400 Meter gelegen, an 9.000 Hektar, ist nach allen Regeln der Forstwirthschaft gepflegt und durch gute Straßen sowie durch eine transportable Schienenbahn mit der Niederung verbunden. Außerdem sind noch zu nennen die 10.000 Hektar umfassenden Gemeindewälder im oberen Isonzothal (Gerichtsbezirk Flitsch), dann die ziemlich gut gepflegten im Privatbesitz befindlichen Mittelwälder der Gerichtsbezirke Tolmein und Kirchheim (20.000 Hektar), ferner der Staatswald Panowitz nächst Görz mit einem wohlgepflegten Eichenbestand und jener von Podsabotino, dessen Erzeugnisse durch eine sinnreiche Drahtseilförderung zu Thal gebracht werden. Dem Lande eigenthümliche Specialitäten sind das Wäldchen immergrüner Steineichen bei Duino, der Rest eines einst umfangreichen Bestandes, und der Pinienhain von Centenara bei Aquileja. Die Jahrhunderte alten Bäume dieses sehr beschränkten Haines sind die Überreste des großen Pinienwaldes, welcher zu Römerzeiten die ganze Westküste des adriatischen Meeres von Aquileja bis Ravenna bedeckt haben soll.

Der Karst, einst bewaldet, ist wegen seiner steinigen, vegetationslosen Oberfläche bekannt. Seit Jahrhunderten haben die ausgedehnten Gemeindeweiden und die Ziegenwirthschaft den Waldbestand verwüstet. Seit einigen Jahrzehnten bemühen sich Regierung, Gemeinden und Private mit gutem Erfolg um die Wiederbewaldung des Karstes. Die umfangreichen Gemeindeweiden wurden an die einzelnen Grundbesitzer vertheilt, welche ihren Antheil einhegen und schonen, so daß die früher beständig vom Vieh angenagten Stocktriebe nunmehr sprießen können. Es wurden an die Gemeinden bisher 13 Millionen und an einzelne Besitzer 5 Millionen Baumpflanzen unentgeltlich verabfolgt, auch wurden die Gemeinden zur Pflege der neuen Anpflanzungen verhalten. Zur Leitung dieser Culturen wurde eine eigene Karstaufforstungs-Commission eingesetzt, so daß gegenwärtig der Görzer Karst zum nicht geringen Theile bereits ein verändertes Aussehen gewonnen hat und in der Zukunft daselbst neue Waldbestände zu erwarten sind. Von Waldbäumen ist die Fichte im Hoch- und im Mittelgebirge vorherrschend; die Höhen des Ternovaner Waldes sind von hochstämmigen, an den Urwald erinnernden Buchen, Fichten und Tannen gekrönt. Auf dem Hügellande nächst Görz, Coglio genannt, im Panowitzer Wald und im Wippacher Thal trifft man Bestände der Stieleiche an; im südlichen Landestheil sind Edelkastanien und Wallnußbäume, sowie Ulmen häufig. Schwarzföhren sind diejenige Holzart, mit welcher die Karstaufforstung die größten Erfolge erzielt.

Abwechslungsreich, jedoch im Ganzen wenig ergiebig erweist sich die Jagd. Gemsen in nicht beträchtlicher Zahl, Alpenhasen und Schneehühner bewohnen das Hochgebirge, Rehwild die waldigeren Theile des Mittelgebirges und des Karstes. Feldhase und Rebhuhn, im Mittelgebirge Auer- und Haselhühner erregen weniger das Interesse des Waidmanns als das schwer zu erlegende, prächtig gefärbte Steinhuhn, welches die schroffsten, steinigsten Hänge des Karstes bewohnt, und die rasche Höhlentaube, welche in den unzugänglichsten Schlünden des Karstes nistet. Bär und Wolf erscheinen als sehr seltene Gäste aus den krainischen und kroatischen Waldungen.

Die Lagunen und Brackwassersümpfe des Unterlandes gestatten eine ergiebige Jagd auf Wasservögel. Es werden daselbst große Mengen von Wildenten und Rohrhühnern mittelst der Entenflinte (Schioppettone) erlegt. In der Mitte eines kleinen Flachbootes ruht auf einer fixen Gabel ein ungefähr zwei Meter langes, an der Mündung etwas erweitertes Gewehrrohr mit starker Ladung. Der Schütze, welcher beim Zielen hinter dem Rohre platt am Boden liegt, schießt in die schwimmenden Vögel und erlegt mit einem glücklichen Schuß deren vierzig bis fünfzig, selbst mehr. Außerdem ist auch der Ansitz in halbabgeschnittenen, im Sumpfe eingerammten Fässern gebräuchlich, wobei manchmal Wildgänse, wilde Schwäne, Pelikane und andere Fremdlinge der Vogelwelt erbeutet werden.



Entenjäger in den Lagunen von Grado.

Industrie, Handel, Gewerbe, Verkehr. — Die Gewässer, welche den Julischen Alpen entstammen und im Isonzo vereint der Adria zuströmen, werden in ihrem Ober- und Mittellauf wegen Spärlichkeit der Bevölkerung und Waldarmuth der Industrie fast gar nicht dienstbar gemacht. Dagegen entwickelt sich eine solche im Unterland, begünstigt durch die Nähe des großen Handelshafens Triest. Wo das Gefälle des Flusses nicht ausreicht, wird Dampfkraft zu Hilfe genommen. Es gelangen an dieser im Ganzen 1780 Pferdekräfte zur Verwendung. Auch die starken Wasseradern, welche am Fuße des Hochplateaus des Birnbaumer und Ternovaner Waldes zu Tage treten, werden industriell verwerthet.

Die älteste Fabriksindustrie des Landes, die Seidenmanufactur, besteht seit nahezu zwei Jahrhunderten und verdankt ihren Aufschwung großentheils der Förderung, welche ihr Kaiserin Maria Theresia zu Theil werden ließ. Größere, mit Dampf betriebene Seidenziehereien (Filande) bestehen dermalen in Monfalcone, Görz und Brazzano. Man legt die Seidencocons in heißes Wasser, in welchem eine Bürste aus Hirsestroh rasch hin und her bewegt wird. An den Fasern heftet sich das Ende des erweichten Seidenfadens an, welcher nun von der Spinnerin durch ein Öhr und über verschiedene Rädchen geleitet, mit andern, je nach der erforderlichen Stärke der Rohseide vereinigt und dann über einen Haspel zu einem Strähn (Matassa) gewunden wird. Minderwerthiges Material gelangt in der Floretseidenspinnerei zur Verarbeitung. Solche Spinnereien bestehen zu Sdrausina und Strazig; ihre Producte sind im Ausland (insbesondere in Frankreich und Deutschland) sehr geschätzt.

Nahe bei Görz wird die Wasserkraft des Isonzo von dem großen Fabrikscomplex Strazig-Podgora ausgenützt. Es bestehen zu Strazig außer der Floretseidenspinnerei eine Kunstmahlmühle, sowie eine Baumwollspinnerei (9.600 Spindeln) und Weberei. Am anderen Ufer des Isonzo, zu Podgora, befindet sich eine große Papier- und Cellulosefabrik, welche 800 Arbeiter beschäftigt.

Die Landeshauptstadt Görz und ihre nähere Umgebung ist der Brennpunkt der Industrie des Landes. Es befindet sich daselbst eine Türkischrothfärberei, welche ihr Product ins Ausland, in die Levante und bis Bombay exportirt. Ebendahin gehen die Erzeugnisse der Görzer Zündwaarenfabrik. Zwei Canditenfabriken in Görz verwerthen den Obstreichthum der Grafschaft; sie genießen guten Ruf und exportiren ihre Erzeugnisse weit über die Reichsgrenzen. Vorwiegend für den Local- und Landesbedarf arbeiten eine Seifen-, Unschlitt- und Cremortartarifabrik, zwei kleine Brauereien, eine Wachskerzenfabrik, sowie eine nennenswerthe Lederfabrik in Görz. Letztere Industrie wird auch in Merna, Sagrado, Monfalcone und Savogna betrieben; in Salcano besteht eine Strohpapierfabrik. Entfernter von der Landeshauptstadt befindet sich noch die mechanische Baumwollspinnerei zu Haidenschaft (17.000 Spindeln), welche einen großen Theil ihrer Gespinnste in ihrer eigenen Weberei



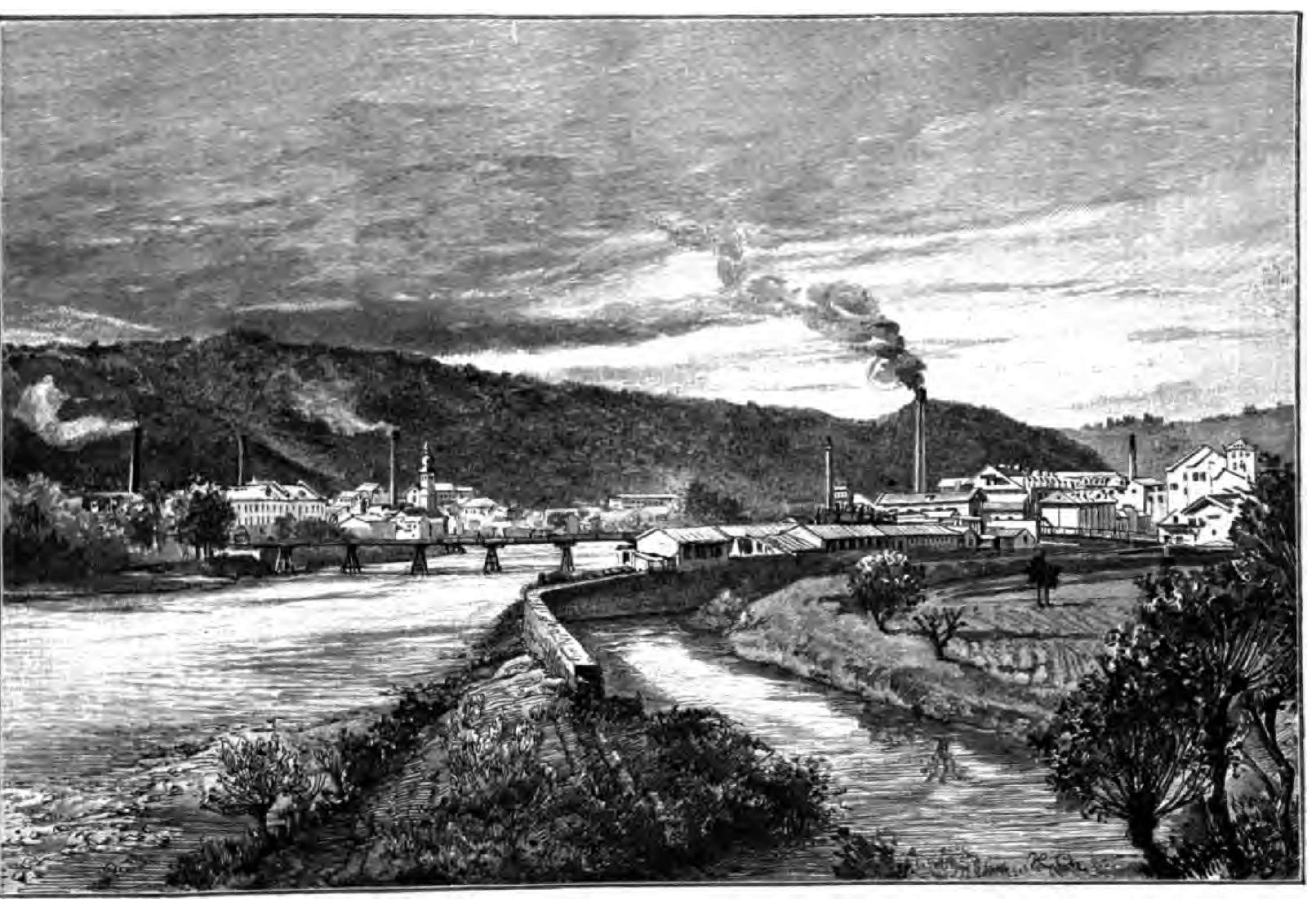
Seidenzieherei (Filanda) bei Brazzano.

in Vermegliano verwebt. Nahe bei dieser Spinnerei, dicht an der Krainer Grenze, liegt die große Mühle von Pali.

In den großartigen altbekannten Steinbrüchen bei Nabresina und Santa Croce auf dem Karst wird ein sehr brauchbarer Kalkstein gewonnen, welcher an drei Orten mit Zuhilfenahme des Dampfes fabriksmäßig bearbeitet wird. In neuerer Zeit fand der Stein bei verschiedenen Prachtbauten Wiens und vielfach anderwärts Verwendung; ordinäre Stücke werden nach Egypten exportirt. Bei Komen bricht man schönen schwarzen Marmor. Ein kleineres industrielles Centrum befindet sich in Monfalcone, wo außer der bereits genannten Seidenzieherei eine bedeutende Lederfabrik, eine Baumwollspinnerei mit 20.000 Spindeln, endlich eine Farbstoff- und Sumachextractfabrik besteht. Letztere Industrie — eine andere solche Fabrik besteht in Medeazza — gewinnt aus dem Sumach, einem Product des Karstes und des benachbarten Istrien, einen von Färbern und Gerbern benöthigten Extract. In einer zu Bruma bei Gradiska bestehenden Schmirgelmühle wird der aus Griechenland bezogene Stein gemahlen und zum Theil mit Zusatz von gepulvertem Glas zu Schmirgelpapier und Schmirgelleinwand verarbeitet. Zwei Fabriken in Grado und eine Fabrik in Duino bereiten Sardinenconserven (etwa 700.000 Büchsen jährlich). Eine Reisschälerei befindet sich zu Monastero bei Aquileja. Ostindischer Reis wird in Scodovacca zu Stärke verarbeitet.

Der Regierung ist zu verdanken, daß seit kurzem auf dem Gebiete der Möbelerzeugung und der verwandten Gewerbszweige eine ansehnliche Hausindustrie entstanden ist. Der Staat erhält eine Tischlereischule in Mariano, wo nebenbei auch die Drechslerei gelehrt wird. Die Männer in Mariano und Corona besorgen die Holzarbeit, Weiber, Mädchen und Kinder die Flechterei. Verfertigt werden vorzüglich Sessel, die zumeist nach dem Orient gehen. Dieser Erwerbszweig, welcher den meisten Familien Unterhalt gewährt, ist bereits über den Rahmen einer bloßen Hausindustrie hinaus gediehen, indem sich eine Genossenschaft gebildet hat und Maschinenbetrieb eingeführt wurde. Durch Beiträge des Staates, des Landes, der Handelskammer und der Gemeinde wird in Fogliano am unteren Isonzo eine Schule für Korbflechterei und eine Zeichenschule erhalten. Die Schüler lassen sich nach zweijähriger Lehrzeit in ihren Heimatsorten: Fogliano, Pieris, S. Canciano, Turriaco nieder, wo im Ganzen ungefähr 900 Korbflechter bestehen. Die angefertigten ordinären Körbe (in Fogliano allein jährlich ungefähr 400.000 Stück) dienen meist dem Obsthandel des Landes.

In dem gebirgigen, abseits von den großen Verkehrslinien gelegenen Bezirk Kirchheim werden Strickwaaren, Eisennägel und Messer von den Bauern für den Verkauf angefertigt. Die in Merna im Wege der Hausindustrie verfertigten Schuhe werden vielfach nach Bosnien und Dalmatien exportirt. Zu Lokovec im Bezirke Canale, dann in Tribuša



Fabriksanlage von Strazig-Podgora bei Görz.

und Chiapovano (Čepovan) des Bezirkes Görz werden, hauptsächlich zur Winterszeit, Eisennägel, Messer und ordinäre Holzwaaren, in Prebačina Korbflechtereien angefertigt. Anfänge einer Spitzenklöppelei als Hausindustrie finden sich in Dol, Otelca, Chiapovano und Soča.

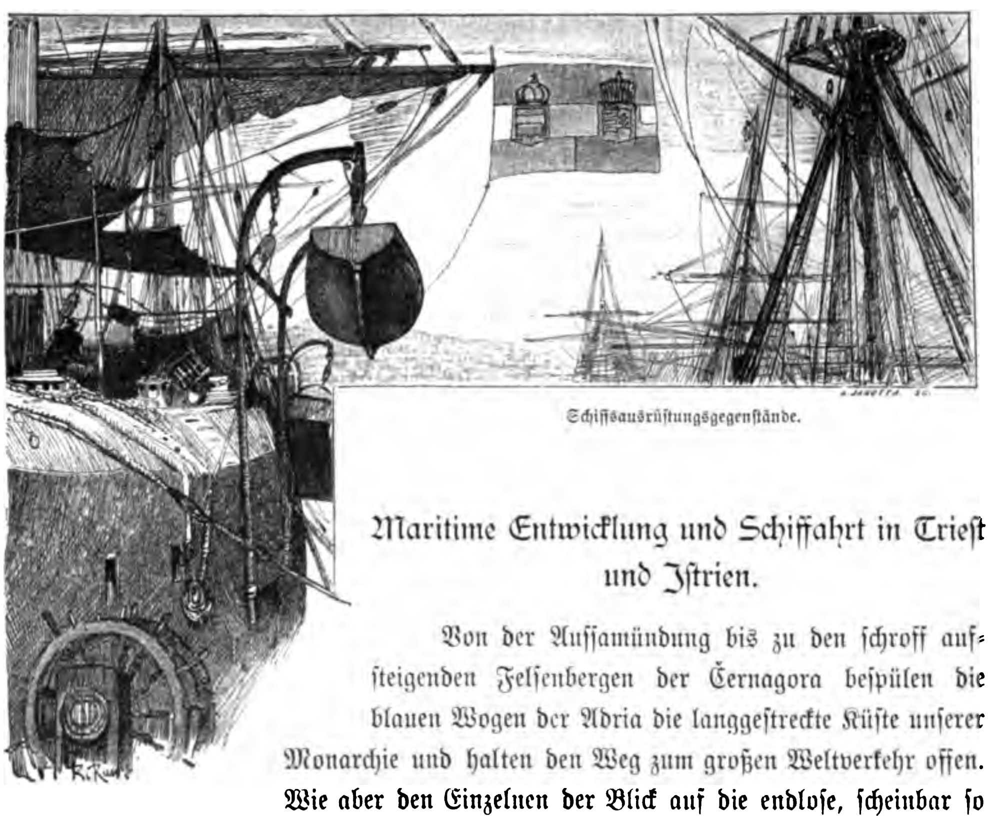
Guten Loden für den Hausgebrauch webt man in verschiedenen Dörfern des Karstes; auch Holzschuhe werden hier und da angefertigt. Gewerbsmäßig wird zu Görz und Cormons die Tischlerei betrieben, deren Erzeugnisse ins Ausland gehen und dort guten Ruf genießen. Bemerkenswerth ist noch die Herstellung von Peitschenstöcken aus dem zähen Holze des Zürgelbaumes (Celtis australis L.), welche bis Böhmen, Ungarn und Rußland gehen.

Den Sommer über wandern viele unserer Friauler als Maurer in die Fremde. Die Flitscher bestellen im Sommer ihre Felder, ziehen aber in den übrigen Jahreszeiten als Hausirer mit Tuch, Galanteriewaaren und dergleichen mehr herum. Das ganze Jahr hindurch übt Triest seine Anziehungskraft auf die benachbarten Landgemeinden aus, deren Bewohner dort als Fuhrleute, Steinmetze, Pflasterer, Maurer, auch als Lastträger und Handwerker lohnende Beschäftigung finden.

Die herrlichen Gärten von Görz geben Zeugniß von dessen mildem Winter, welcher viele Fremde veranlaßt, während der kälteren Jahreszeit hier Aufenthalt zu nehmen. Im Seebad zu Grado finden alljährlich viele skrophulöse Kinder, welche weither, auch aus der Reichshauptstadt kommen, Stärkung und Genesung. Viel besucht ist die heilsame Schwefeltherme von Monfalcone.

Der Handel dient zumeist dem Localbedarf oder vermittelt die Ausfuhr der Landesproducte. Die hauptsächlichen Absatzgebiete der Industrieerzeugnisse des Landes wurden schon erwähnt. Seidencocons und Hornvieh werden auf den Märkten zumeist für Italien angekauft, Obst, Frühgemüse und conservirte Fische nach dem Norden, Dörrobst bis nach Amerika, Wein nach Krain, Triest und Venetien, Sumach nach Triest versendet. Die Nähe der Reichsgrenze begünstigt in der Stadt Görz den Speditionshandel, während der Großhandel von dem nahen Triest an sich gezogen wird.

Als Hauptverkehrsader, besonders für den Durchzug, dient die Südbahn, welche das Land in einer Strecke von 53 Kilometern durchläuft. Das Straßennetz entspricht dem Bedürfniß, die Flußschiffahrt ist unbedeutend. Die Meeresküste, welche in einer Länge von mehr als 38 Kilometer entwickelt ist, leidet Mangel an guten Häfen. Die vorhandenen dienen dem Verkehr der Küstenfahrer und der Fischerboote. Derselbe nimmt seine Richtung zumeist nach Triest, wohin frische Fische und Bausand, und nach Istrien, wohin aus dem Hafen von Cervignano Mehl gebracht wird, welches auf den dortigen Mühlen erzeugt ist; eingeführt wird zur See Salz aus Istrien.



Schiffsausrüstungsgegenstände.

Maritime Entwicklung und Schiffahrt in Triest und Istrien.

Von der Aussamündung bis zu den schroff aufsteigenden Felsenbergen der Černagora bespülen die blauen Wogen der Adria die langgestreckte Küste unserer Monarchie und halten den Weg zum großen Weltverkehr offen. Wie aber den Einzelnen der Blick auf die endlose, scheinbar so einförmige und doch im ewigen Wechsel bewegte Wasserfläche in unsagbarer Weise ergreift und wie es ihn in jene Fernen hinauszieht, welche sich hinter dem Horizont bergen, als ob dort die Erfüllung aller Wünsche liegen würde, so haben auch ganze Völker instinctiv empfunden, daß auf diesem Wege Culturentwicklung und reiches Glück zu finden sei. Und diese Küste ist reich an innerer Gliederung und Entwicklung, an landschaftlichen Reizen, wie an schiffahrtlichen Vortheilen. Zunächst hebt sich das Istrianer Dreieck deutlich hervor. Wie eine Warte ragt seine Spitze in die See hinaus, um zu wahren, was abwärts seinen Weg zum Triester Golf nimmt, oder was ostwärts nach den ungarischen Gestaden zieht. In scharfen geschlossenen Zügen tritt hier das Festland unmittelbar zur offenen See. Mit Ausnahme der Brioni'schen Inseln, bei Pola ist die Westküste ohne jegliches insulares Vorland, dagegen füllt ein reiches Gewirr von Inseln den tiefen Einschnitt, in welchen die See zwischen Istrien und Dalmatien hineindringt, und den freien Zugang zur ungarischen Küste behindert das als Quarnero bekannte Gebiet. Diese Küstenstrecke hat seit der Römerzeit mannigfache Ereignisse gesehen, verschiedenen staatlichen Bildungen angehört, den Wechsel des Schicksals mehr denn einmal erfahren, aber allezeit spielte Schiffahrt und Seewesen eine hervorragende Rolle in dem Leben seiner Bewohner.

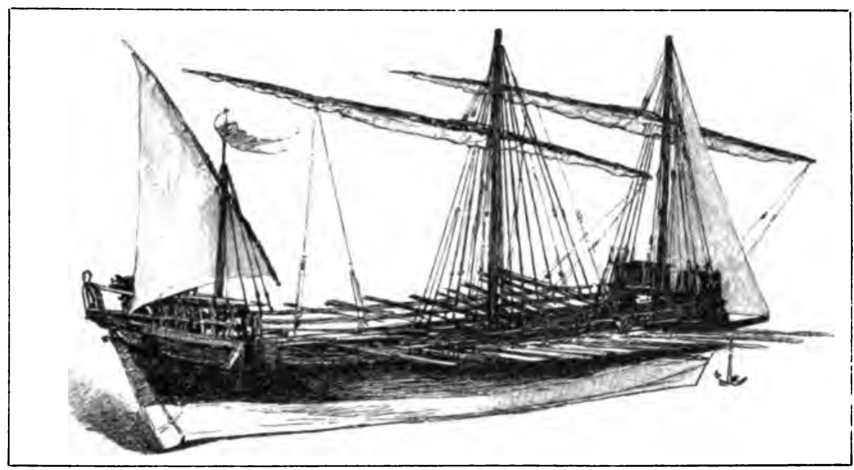
Schon die Römer erkannten mit richtigem Blick die hohe Bedeutung der nördlichen Adria. Sie unterwarfen Istrien, sie gründeten das handelsgewaltige Aquileja mit dem bedeutenden Hafen — in den Gewässern des heutigen Grado — sie besaßen in Pietas Julia (Pola) eine wichtige Marinestation. Damals und noch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Zeit der Entdeckung Amerikas war alle Schiffahrt eigentlich sogenannte Küstenfahrt. Dem waren auch die Fahrzeuge angepaßt, zu deren Bewegung man sich außer der Segel noch vielfach der Riemen bediente. In Form und Einrichtung der Schiffe änderte sich wenig seit der Römerherrschaft, welche noch lange nach ihrem Verfall ihre Spuren zurückließ; wohl aber folgte dieser Zeit eine lange Periode der Unsicherheit und des Niederganges, und gerade die Gestade im Norden der Adria wurden nicht wenig davon betroffen, weil der Völkersturm in stets sich erneuernden Wogen dort vorüberbrauste. Kleiner und beschränkter wurden alle Verhältnisse, kärger und dünner die Fäden, an denen man mit der übrigen Welt zusammenhing; die einzelnen Städte suchten, so gut es eben ging, sich fortzufristen und gegen die Nachbarn zu behaupten. Der Begriff eines großen Staatswesens war verloren gegangen, die Interessen enger municipaler Kreise machten sich geltend. Auch das Seewesen gewann einen knappen municipalen Charakter, und da infolge der nicht ruhenden politischen Händel die Unsicherheit zur See stieg und keine starke Macht zur Freihaltung der Meere vorhanden war, hatten die Seefahrer ein hartes, arg bedrängtes Dasein. Die einzelnen Städte, welche sich aus der Römerzeit erhalten hatten oder doch an römische Siedelungen anlehnten, wie Triest, Capodistria, Parenzo, Pola, waren nicht mehr bedeutend genug, um Centren eines großen Verkehrs zu werden.

Ein stärkerer Zug kam in die schiffahrtlichen Verhältnisse an der adriatischen Ostküste erst durch den Aufschwung Venedigs. Venedig, dessen ganze Bedeutung auf seiner Stellung zur See beruhte, nahm die Fäden auf, welche dem zusammenbrechenden Aquileja entfallen waren. Aber sein unverwandtes Streben nach der Hegemonie zur See rief langandauernde Kämpfe hervor, da man sich nicht gerne seiner harten Herrschaft unterwarf. Der Widerwille gegen Venedigs Herrschaft trieb Triest in die schützenden Arme Habsburgs.

Es war sicher ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß schon in einer Zeit, als Venedigs Macht noch im steten Steigen begriffen war, eine andere jugendliche Macht ihren Arm bis zur Adria ausstreckte und dort Interessen unter ihre Huth nahm, welche bisher vergeblich nach Schutz vor dem Markuslöwen ausgeblickt hatten, und daß diese Macht berufen war, einstens das Erbe Venedigs zu übernehmen.

Klein waren die Anfänge habsburgischen Küstenbesitzes — fast nur Triest und sein nächstes Gebiet, — aber von diesen Anfängen aus entwickelte sich derselbe je nach Gunst der Verhältnisse Schritt für Schritt bis zur heutigen Ausdehnung. Ging auch der große commercielle Zug noch lange über die Lagunenstadt und mußte auch das in Bildung

begriffene österreichische Staatswesen erst zu einer gewissen Abrundung und Festigung gelangen, ehe es in handelspolitischer Beziehung zur See bestimmte Ziele verfolgen konnte, so erwuchs doch der Handelsthätigkeit Triests in dem Schutz der gewählten Oberherren ein mächtiger förderlicher Factor, da Kaiser Friedrich III. einen Straßenzwang anordnete und den Venetianern gegenüber aufrechtzuerhalten wußte, demzufolge sämmtliche aus Inner-österreich nach Italien gehende Waaren, sowie jene, die aus Krain, den Karstgegenden und anderen österreichischen Binnenländern zur Ausfuhr gelangen sollten, unmittelbar Triest berühren mußten. Kaiser Friedrichs Verordnung bestätigte Kaiser Maximilian I., der auch den Waarenzug aus Ungarn zwangsweise über Pettau nach Triest leitete und die Krainer verpflichtete, die Triester Getreidemärkte zu beschicken und das Getreide dort um zwei Soldi



Alte Galeere.

billiger als anderswo zu verkaufen. Auch sonst bezeugen alle Anordnungen, die von den Ahnen Karls VI. im Interesse des Handels und der Schiffahrt Triests erlassen wurden, das volle Verständniß, welches die österreichischen Herrscher dem Seeverkehr entgegenbrachten.

Die Entdeckung Amerikas brachte eine wesentliche Änderung nicht nur im Seewesen überhaupt, sondern insbesondere auch in der commerciellen Machtstellung Venedigs mit sich. Jetzt entwickelte sich die Küstenfahrt zur weiten Fahrt. Allerorten machte sich die Vervollkommnung der Technik und der nautischen Kunde geltend. Neben Venedig traten gewaltige Rivalen in der Beherrschung des Handels auf. Auch die Macht des Hauses Habsburg stieg zu gleicher Zeit durch die dynastischen Beziehungen zu Spanien und Italien weit über den bisherigen Rahmen und die Blicke der habsburgischen Fürsten lenkten sich aufmerksamer der See zu, deren Bedeutung seit der Entdeckung der neuen Welt überall gestiegen war. Seither war das Streben der österreichischen Politik auf die Beseitigung der venetianischen Präponderanz gerichtet. Zähe war der Widerstand, dem man dabei

begegnete, zumal es den Habsburgern an einer eigenen Seemacht gebrach. Auch die osmanischen Verhältnisse hemmten die Actionsfreiheit der im Osten und Südosten so vielfach bedrohten Monarchie.

Eine freie Bahn für die Entwicklung von Seewesen und Schiffahrt in der Adria wurde erst geschaffen, als am Ausgang des XVII. Jahrhunderts das Osmanenthum überall zurückgeworfen worden war. Nun wurde die Pforte durch feste Verträge gebunden und für die handelspolitischen Beziehungen zur Levante eine sichere Grundlage geschaffen. Von jener Zeit rührt auch die planmäßige Pflege des Seeverkehrs her; höhere Gesichtspunkte kamen zur Geltung und die Erkenntniß drang durch, daß die Freiheit der Adria durchgesetzt werden müsse. Sicherlich hat den frischen Geist, der sich nunmehr geltend machte, nicht wenig der Umstand wachgerufen, daß Kaiser Karl VI. vor dem Tode seines Bruders Josef I. in Spanien geherrscht und in diesem Lande die Wichtigkeit des Seewesens in ihrer ganzen Tragweite kennen gelernt hatte. Blieb auch Spanien selbst dem Hause Österreich nicht erhalten, so behielt letzteres doch einen Theil der spanischen Erbschaft in Italien und den Niederlanden und wurde dadurch dem Strome des großen Weltverkehrs noch näher gerückt. Karl VI. ging entschieden mit der Absicht um, den heimischen Seehandel zu entwickeln. Zu diesem Ende führte er zwei höchst wichtige Maßregeln durch. Zunächst erklärte er durch das Patent vom 2. Juni 1717, daß er jede den Schiffen seiner Unterthanen zugefügte Belästigung so ahnden werde, als ob sie einer seiner Provinzen selbst widerfahren wäre; ferner erhob er durch das Patent vom 18. März 1719 Triest zum Freihafen, da dessen Lage den weitausblickenden kaiserlichen Plänen günstig erschien. Dort war ja eine gute Verbindung mit dem Hinterlande möglich, auch waren in der Stadt die Grundlagen commerciellen und maritimen Lebens bereits vorhanden. Karl VI. sorgte aber auch durch eine Reihe anderer Einrichtungen für die weitere Entwicklung jener grundlegenden Maßregel: so durch Anlage von Straßen, durch Vorschriften über Zollwesen und Waarenmagazine, durch Gesetze über das Gerichtsverfahren in Handelssachen, durch Ordnung des Hafendienstes und des im Zusammenhang damit stehenden Seesanitätswesens. Er ließ in Triest auch ein Seelazareth erbauen, welches nach ihm benannt wurde und noch heute, wenn auch anderen Zwecken dienend, besteht. Er suchte ferner fremde Kaufleute heranzuziehen, um deren Erfahrung und Capitalskraft dem heimischen Handel nutzbar zu machen. Die „Orientalische Compagnie“, welche er nach dem Vorbilde ähnlicher glänzend entfalteter Institutionen Englands und Hollands (1719) gründete, sollte den Handel, namentlich mit dem Osten, im großen Stil treiben und nach allen Seiten Impulse geben. Die Compagnie, die anfangs einen großen Anlauf nahm und der eine bedeutende Zukunft beschieden schien, hatte bald mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen, zum Theil weil man dieser Schöpfung nicht das richtige Verständniß, vielfach sogar Neid und Übel-

wollen entgegenbrachte, dann aber auch, weil der Boden, auf dem sie wirken sollte, noch nicht zur Genüge vorbereitet war und mancherlei Mängel der inneren Leitung zu Tage traten. Die Compagnie sank rasch und in den Dreißiger-Jahren verschwand sie vom Schauplatz. Aber die Idee, welche ihr zu Grunde lag, war keine unfruchtbare und das Programm der Compagnie wurde in der Handelswelt Triests seither als Leitfaden geschäftlichen Verhaltens beobachtet.

Was Karl VI. eingeleitet hatte, das fand bei seiner Tochter und großen Nachfolgerin, der Kaiserin Maria Theresia, warme und verständnißvolle Pflege. Unter ihrer glorreichen Herrschaft entfalteten sich die in den Boden gelegten Keime in hoffnungsvoller Weise. Für die Schiffahrt war es vor Allem wichtig, daß ein umfassendes Grundgesetz erlassen wurde, welches alle Verhältnisse derselben in öffentlicher, privatrechtlicher und disciplinarer Beziehung regelte. Dies Gesetz, das „politische Navigationsedict" vom Jahre 1774, war für seine Zeit und noch lange nachher mustergiltig und blieb zum großen Theil bis in unsere Tage in Kraft, ja einzelne Bestimmungen haben selbst heute noch nicht ihre Giltigkeit verloren. Maria Theresia regelte ferner die Grundsätze, nach denen Handelsschiffen das Recht zur Führung der österreichischen Flagge ertheilt werden konnte, sie erließ Anordnungen über die Einrichtung der Mannschaftsrollen und Ladungsmanifeste, organisirte die Hafen- und Seesanitätsverwaltung, sorgte für die Hebung des Schiffsbaues, reformirte das Gebührenwesen und erließ ein Reglement über das Seesanitätswesen. Auch in baulicher Beziehung zeigte sich lebhafte Thätigkeit. In Triest wurde ein Theil des Molo S. Carlo und der nach der Kaiserin benannte jetzige Leuchtthurm-Molo erbaut. Auch ließ Maria Theresia ein neues Seelazareth an Stelle der anderen Zwecken gewidmeten Anstalt ihres Vaters errichten. Dieses Lazareth trug ebenfalls ihren Namen und bestand bis Ende der Sechziger-Jahre unsers Jahrhunderts, wo dessen Terrain in die Anlage des neuen Hafens einbezogen werden mußte. Im Jahre 1758 wurde die Börse eröffnet und kurz darauf für Triest und das Küstenland eine neue specielle Commerz- und Falliten-Ordnung und eine eigene Gerichtsordnung für das Triester Mercantilgericht erlassen. Begünstigungen im Zollwesen und eine Art Differenzialzölle, die für über Triest eingeführte Waaren zugestanden wurden, bezeugen die hochsinnigen Absichten der großen Kaiserin, die außerdem bestimmte, daß alle für den Consum oder zum Fabriksbetrieb in Triest bestimmten Waaren aus den Erblanden, sowie die in Triest erzeugten Fabrikate, trotz der durch die Freihafenstellung geschaffenen Exterritorialität Triests doch als inländische und für das Inland bestimmte Artikel ganz oder fast zollfrei ein- und ausgeführt werden durften.

Aber nicht nur unmittelbar für die Schiffahrt war die Kaiserin thätig, sie hat auch alle anderen Zweige der Volkswirthschaft, deren Gedeihen auf die Schiffahrt zurückwirkt, sorgsam gepflegt, und es gab wohl kein Gebiet, auf dem sich ihr segensreiches Walten nicht

fühlbar machte. Freilich konnten die Bemühungen der Regierung nur die Bedingungen eines gedeihlichen Betriebes von Handel und Verkehr schaffen; die richtige Ausnützung derselben blieb der eigenen Thätigkeit der betheiligten Kreise anheimgestellt. Und an dieser Thätigkeit mangelte es nicht. Der Seeverkehr nahm zu, so daß die nationale Marine ihn nicht bewältigen konnte. Im Jahre 1766 betrug Triests Ausfuhr zur See einen Werth von 3,700.000 Gulden, für die damalige Zeit wahrlich eine hohe Summe, und schon wurde auch ein nicht ungünstig ausgefallener Versuch gemacht, Eisen, gesalzenes Fleisch, Mehl, Wachs, Tuch, Wein &c. nach Amerika zu senden. Der Versuch fand Nachahmer und gleichzeitig wurden Ostindien, Malabar, Coromandel, China als Absatzgebiete aufgesucht und mit diesen Ländern ein nutzbringender Tauschhandel eingeleitet, den zwölf Ostindienfahrer besorgten. Im Jahre 1783 wurde bereits eine Actiengesellschaft mit 400.000 Gulden Capital zum Betrieb des ostindischen und chinesischen Handels gegründet, die in wenigen Jahren an einem Tauschumsatz von 22 Millionen Gulden (8 Millionen Einfuhr und 14 Millionen Ausfuhr) den größten Antheil hatte, den Interessenten 20 bis 40 Procent Nutzen gab und trotz einiger verunglückten Operationen sich aufrecht erhalten und gedeihen konnte. In den Vorzügen des Freihafens fand man die Quelle stets neuer Ausflüsse des österreichischen Handels, der, außer den genannten fernen Ländern, die wichtigsten Häfen des mittelländischen und adriatischen Meeres, der Türkei und Griechenlands, der syrischen Küste für seine Unternehmungen gewann und sich zu Lande nach Deutschland, Polen und Rußland ausdehnte. Die jährliche Ausfuhr von Bergwerksproducten erreichte einen Werth von 2 Millionen Gulden, Leinwandartikel wurden desgleichen für fast 2 Millionen Gulden, Glaswaaren für 400.000, Tabak für 500.000, Pottasche für 360.000 Gulden ausgeführt und der Hafen von Triest von circa 6.000 Schiffen im Jahre besucht, die eine Ladung von 50.000 Tonnen Ein- und 40.000 Tonnen Ausfuhr aufwiesen.

Kaiser Josef II. bedachte zwar Triest nicht mit speciellen Begünstigungen, aber sein großer reformatorischer Geist äußerte auch dieser Stadt gegenüber fruchtreiche Folgen. Die Handelsgerichte wurden reorganisirt, die Sensalenordnung umgebildet, die Zollordnung und das Tarifwesen geregelt, die Anmeldung der Kaufleute, das Firmenwesen, die Societäten u. s. w. einheitlich gestaltet, dabei Verträge mit auswärtigen Staaten (Türkei, Fez, Marokko, Italien, Rußland) im Interesse des Handels geschlossen und die Sicherheit zur See gefördert. Erwähnenswerth bleibt aber wegen ihrer besonderen Einwirkung auf den Ausfuhrhandel Triests die von Kaiser Josef für über Triest austretende Leinwaaren, gesponnene Wolle und Wollfabrikate, sowie verarbeitetes Kupfer zugestandene Ausfuhrprämie. Ein lebhafter Verkehr entwickelte sich auch im Getreide, für welches in Triest Kornmagazine gebaut wurden und das mit circa 1 Million Maßen im Jahre zur Ausfuhr

gelangte. Honig und Wachs kamen aus dem Innern, namentlich aus Polen, und Rohzucker, Kaffee, Farbwaaren, Indigo, Mandeln ꝛc. bildeten von Frankreich bezogen wichtige Tauschartikel für Holz, Glas, Leinwand, Tabak, Seide, Wolle, Kupfer, Eisen, welche nach Frankreich gingen. Diese Verbindungen und Beziehungen machten aus Triest um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen Handelsplatz ersten Ranges und den Vermittler des deutsch-levantinischen Verkehrs, in welchem Salonichi als Stapelplatz auftauchte.

Man darf nicht außer Acht lassen, daß in der Theresianischen Zeit und auch nachher bis kurz vor Abschluß des vorigen Jahrhunderts die Ausdehnung der österreichischen Küste noch eine sehr beschränkte war und eigentlich nur das Triester Gebiet, das Gelände von Görz und den östlichen Saum Istriens am Quarnero umfaßte. Der Rest von Istrien und fast ganz Dalmatien gehorchten noch der Signoria von San Marco. Die Erweiterung des Küstenbesitzes erfolgte endlich, als durch den Frieden von Campoformio Venedig (1797) seine Unabhängigkeit verlor und mit der Lagunenstadt auch ihre Besitzungen an der adriatischen Ostküste der österreichischen Monarchie zufielen. Diese erhielt nun eine geschlossene, langgestreckte, an maritimen Traditionen reiche Küste. Nicht darum handelte es sich nunmehr, erst Neues zu schaffen und die Bevölkerung für bisher unbekannte Aufgaben zu erziehen, sondern nur darum, die vorhandenen Elemente zu einem großen Ganzen zu verbinden und innerhalb desselben dem allgemeinen Interesse dienstbar zu machen. Um das Jahr 1797 konnte Triest einen jährlichen Verkehr von circa 15 Millionen Gulden nachweisen, der 7.000 Schiffe in der Ein- und ebensoviele in der Ausfuhr beschäftigte und welchen nach der Landseite über 2.000 große Fuhrwagen und über 4.500 kleine Landwagen besorgten. Triest zählte damals 30.000 Einwohner und einen Fremdenzufluß von 10.000 Personen im Jahre.

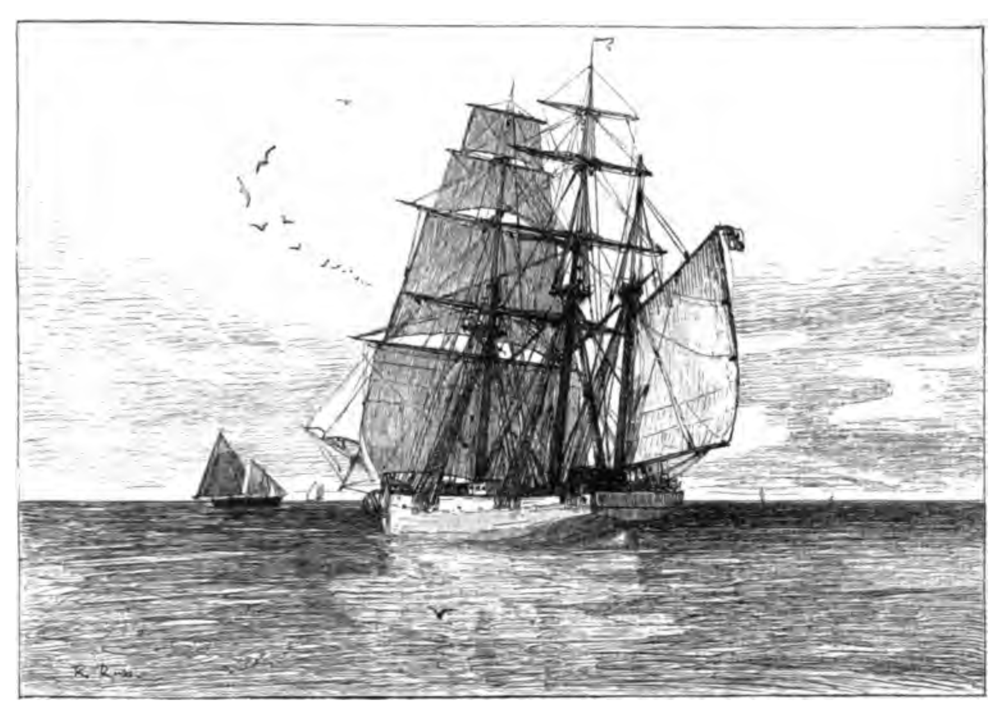
Nun kamen aber über Triest auch bittere Tage, die in der französischen Revolution und den mit derselben verbundenen Ereignissen, dann im französisch-englischen Kriege ihren Ursprung hatten. Die allgemeine Stockung des Handels zur See brachte dem Triester Verkehr großen Schaden und Gewinnstentgang, wozu sich noch die wiederholten Invasionen französischer Heeresabtheilungen gesellten, mit welchen immer die Auflage von großen Contributionen verbunden war. Diese schweren Opfer und die Flucht der reichsten Kaufleute aus Triest, sowie die Confiscirung der Triester Waaren im Auslande konnten nicht dadurch wettgemacht werden, daß in Folge der continentalen Hafensperre sich ein lebhafterer Verkehr zu Lande, und zwar ein Austausch von ost- und westindischen Producten mit Hamburg und Breslau, wohin wieder Triest italienische und levantinische Waaren sendete, sich entwickelte.

Besonders verhängnißvoll für Triest war die Zeit der französischen Zwischenherrschaft (1809 bis 1813). Alle englischen Colonialwaaren wurden sequestrirt und

nur gegen gänzliche Berichtigung der Kriegscontribution von über 50 Millionen Francs freigegeben, theilweise aber unter nichtigen Vorwänden verkauft und den Käufern als verbotene Colonialwaare wieder abgenommen, dreißig der ersten Kaufleute in Haft genommen, die Bankozettel im Werthe herabgesetzt, endlich im Jahre 1810 als werthlos erklärt. Zoll- und Mauthervressungen standen an der Tagesordnung, Ursprungszeugnisse für Waaren wurden verlangt und der Freihafen überhaupt als solcher aufgehoben, und nur die doch zur Geltung kommende Überzeugung von der Wichtigkeit Triests bewirkte, daß eine Handelskammer und ein Handels- und Wechselgericht eingesetzt wurden, sowie man ein mit bedeutenden Kosten und argen Belästigungen verbundenes Entrepôt reel schuf, dann im Jahre 1811 den Kaufleuten zugleich mit dem Rechte eines Entrepôt fictiv die Begünstigung zusprach, levantinische Wolle in ihren Magazinen zollfrei, jedoch nicht über ein Jahr niederlegen zu dürfen, eine Begünstigung, die später auf weitere Waaren, die aus der Levante über die böhmische und kärntische Grenze bezogen wurden oder, aus Frankreich und Italien kommend, über jene Grenzen gehen sollten, ausgedehnt wurde.

Zur See durch die Blokade gesperrt, zu Lande in Folge des Wiener Friedens von den anderen Provinzen Österreichs getrennt, mußte Triest sein Augenmerk auf Italien und Frankreich und auf den levantinischen Verkehr richten. Die französische Regierung suchte diesen letzteren zu fördern, doch war der Kaufmannsstand zu sehr geschädigt worden, um Muth und Mittel zu größeren Geschäftsspeculationen zu finden, so daß im Jahre 1813 Triest nur mehr 20.000 Einwohner zählte und der Werth seiner Ein- und Ausfuhr kaum $2^{1}/_{2}$ Millionen Gulden betrug. Erst nach dem Sturze Napoleons kehrten die Segnungen dauernden Friedens zurück. Die französische Zollverfassung wurde nun aufgehoben, die österreichische Zollordnung wieder eingeführt, der freie Verkehr zwischen dem alten österreichischen Staatskörper und „Illyrien“ wieder hergestellt, endlich die Häfen im Littorale in ihre vormaligen Vorrechte wieder eingesetzt und Triest und Fiume wie vor deren Abtretung als Freihäfen behandelt. In weniger als zwei Jahren erreichten die Verkehrsverhältnisse und die Bevölkerungszahl Triests wieder die vordem bezeichneten günstigen Proportionen. Freilich hatte die Unterbrechung der früher eingegangenen Verbindungen doch bleibende nachtheilige Folgen, da der bis 1809 blühende Transitohandel sich mittlerweile nach Venedig, Genua, Marseille gewendet hatte. Auch stellte sich dem früher beträchtlichen Handel in Eisenerzeugnissen und Fabrikaten, bei dem Triest und die producirenden innerösterreichischen Provinzen so sehr interessirt waren, im ottomanischen Reiche, in Neapel, Sicilien, Spanien und Portugal eine mächtige Rivalität in der durch das Continentalsystem geschaffenen Lage entgegen, welche die ohnedem durch Regierungsmaßregeln unterstützte und geförderte Concurrenz Rußlands, Frankreichs und Schwedens wesentlich erleichterte.

Der Unternehmungsgeist der Triester Handelsleute und die nach und nach wieder erstarkte Capitalskraft, sowie die allgemeinen günstigeren Verhältnisse bewirkten, daß um das Jahr 1820 der Triester Hafen von Schiffen aller Flaggen und aus allen Richtungen besucht wurde, die den Verkehr mit Amerika, der Levante, mit der Türkei, Egypten, England, Malta, Corfu, Genua, Marseille, Lissabon besorgten und im Jahre über 107.000 Tonnen Ladung importirten und fast ebensoviel zur Ausfuhr brachten. In ihrer Gesammtzahl führten über 200 die österreichische Flagge.



Barkschiff unter Segel.

Besonders hervorzuheben ist der von Triest aus um diese Zeit mit steigendem Erfolge unternommene Import egyptischer Baumwolle, eine Einfuhr, die in den Jahren 1820 bis 1830 wohl fast die Hälfte der ganzen Baumwollproduction Egyptens betrug. Im innigen Zusammenhange damit erscheint als fördernder Factor der zunehmende Aufschwung der österreichischen Industrie, welche die Beherrschung des nationalen Marktes nicht minder als die Gewinnung ausländischer Consumgebiete anstrebte. Ein neuer Zolltarif für den Transitohandel, die spätere Auflassung jedes Durchfuhrszolls, die Aufhebung drückender Mauthgebühren, der durch die österreichische k. k. Flottille dem Seeverkehr nach der Levante gewordene Schutz gegen die Seepiraten, der Abschluß von Handelsverträgen mit Brasilien, Nordamerika, Großbritannien, Marokko waren dem Gedeihen Triests, das

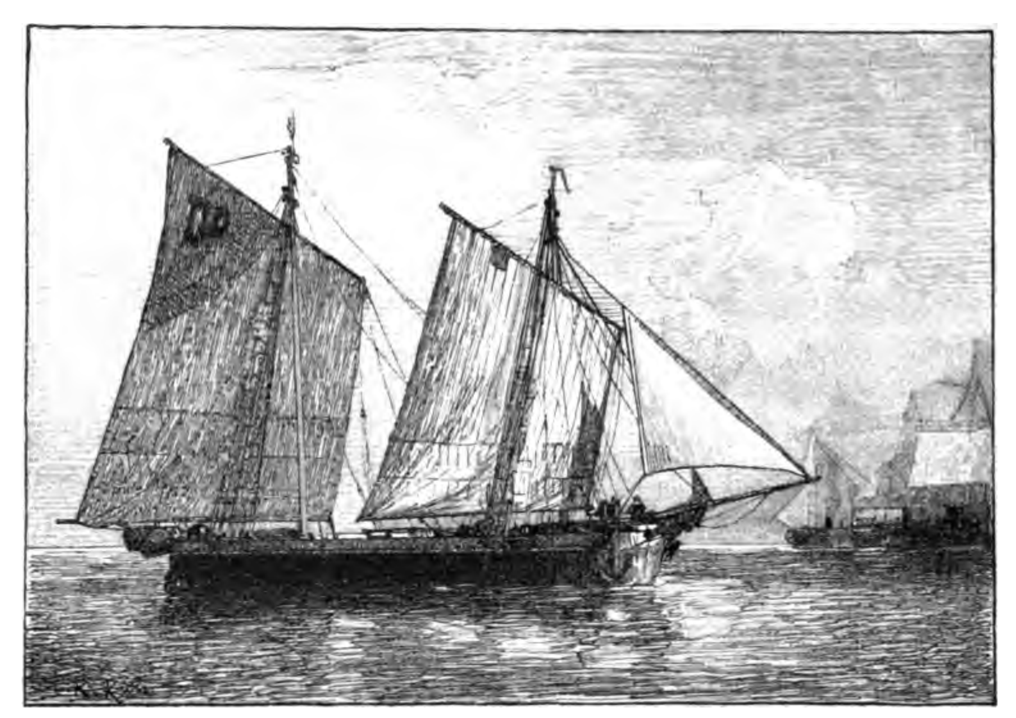
im Jahre 1830 fast 60.000 Einwohner zählte, günstige Momente, an deren Bethätigung der vorsorgende Sinn Seiner Majestät Kaisers Franz wesentlichen Antheil nahm.

Der Handel ward zunächst immer noch durch Segelschiffe betrieben und namentlich auf den quarnerischen Inseln und in Dalmatien widmete man sich mit Vorliebe einem Erwerbe, der so glänzende Aussichten darbot. Die durch jahrhundertelange Übung vererbte Tüchtigkeit unserer Küstenbewohner kam jetzt zur vollen Geltung und half den guten Ruf unserer Seeleute und unserer Flagge allwärts begründen.

Das Material der Handelsmarine zerfiel in zwei Gruppen, in die Quersegelschiffe und in die Küstenfahrzeuge. Zur ersteren gehörten alle Schiffe, welche Segel an Raaen führten, mit zwei oder drei Masten und durch diese Takelage, sowie durch entsprechende Bauart für oceanische Reisen geeignet waren. Man unterschied verschiedene Classen derselben, am beliebtesten waren und sind heute noch Barkschiffe, Briggs und Schooner, sowie verschiedene Combinationen der beiden letzteren Formen. Die Küstenfahrzeuge führen auch heute noch vorwiegend die alten lateinischen Segel. Ihre Formen hielten sich eng an das Herkommen, sie waren meist bauchig mit rund aufsteigendem Bug. Ihre Tragfähigkeit ist gering im Verhältniß zu ihrer Verwendung. Als hervorragendster Typus dieser Gattung stellt sich das Trabakel dar. Daneben kommen noch andere Arten vor, so der Pielego, die Brazzera, die Tartana, der freilich mehr zu Fischereizwecken verwendete Bragozzo, wogegen die älteren Formen levantiner Vorbildes, die Feluken und Schebeken verschwinden. Segelstellung, Bemastung, Bauart begründen diese Unterscheidungen.

Ihrer Ausdehnung nach wurde die Schiffahrt gesetzlich in drei Gebiete geschieden. Man gestattete der kleinen Küstenfahrt nur die Bewegung innerhalb des adriatischen Golfes bis zu einer Linie, welche so ziemlich bei den jonischen Inseln abschneidet. Die große Küstenfahrt umfaßte das ganze Mittelmeer mit Einschluß des Schwarzen und Asow'schen Meeres, also jenes Gebiet, über welches hinaus bis zum Ausgang des XVIII. Jahrhunderts die österreichische Schiffahrt und überhaupt jene der adriatischen Ostküste sich nur in vereinzelten Fällen bewegt hatte. Was jenseits der Meerenge von Gibraltar gelegen war, durfte nur von den für weite Fahrt patentirten Schiffen besucht werden. Innerhalb der beiden Cabotagegebiete gab es verschiedene, mehrfach wechselnde Unterabtheilungen, bis in neuester Zeit, 1879, die Eintheilung in jene drei Hauptgruppen ausschließlich festgestellt wurde, wobei man mit Rücksicht auf die durch den Suezkanal geschaffenen Verhältnisse auch das Rothe Meer in die Grenzen der großen Küstenfahrt einbezog. Die kleine Küstenfahrt vermittelte wesentlich den Verkehr zwischen den heimischen Gebieten, ferner mit der jenseitigen Küste von Italien, auch mit Albanien und dem nördlichen Theile der jonischen Inseln. Die Aufgabe der großen Küstenfahrt war eine verschiedene. Sie besorgte vielfach den Levantehandel und diente dem Verkehr mit den griechischen und türkischen Häfen in

Europa und in Kleinasien und in dem Schwarzen Meere. Im Westen erscheinen diese Schiffe weniger. Im Gebiete dieser Cabotage bewegten sich jedoch auch viele Fahrzeuge der weiten Fahrt, denen entweder keine Gelegenheit zu größeren Reisen geboten war, oder welche mit letzteren zweckmäßig Zwischenreisen innerhalb des Mittelmeeres verbinden konnten. Nicht immer bot sich directe Fracht von und nach der Heimat und man nahm darum Ladung nach irgend einem Hafen, in dem man weitere günstige Transportgelegenheit zu finden hoffte. Daraus entwickelte sich der rege Zwischenverkehr im Ausland, welcher den nationalen Schiffen zu einer oft reichlichen Verdienstquelle wurde.



Trabakel unter Segel.

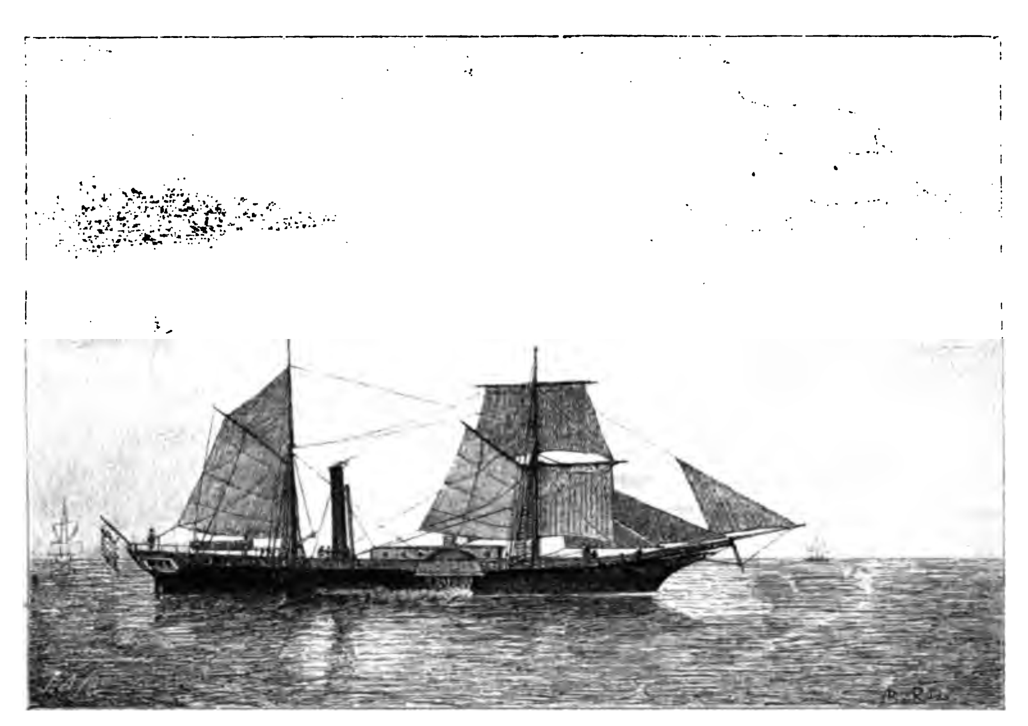
Wesentlich erleichtert wurde die Schiffahrt durch die Fortschritte der Wissenschaft, welche in unserm Jahrhundert in rascher Folge stattfanden. Die Mechanik lieferte treffliche Instrumente für die nautischen Beobachtungen, die Kunde des Meeres erweiterte sich, die Gesetze der Luftströmungen wurden festgestellt und gestatteten nunmehr planmäßige Segelrouten, die Kartographie wurde eifrig betrieben und gewährte dem Seefahrer sichere Anhaltspunkte selbst in entlegenen Meeren. Man verfaßte sogenannte Segelhandbücher, warf sich mit Eifer auf das Studium der Meteorologie, kurz die wissenschaftliche Behandlung des Seewesens schuf ganz neue Grundlagen für die Praxis. Nichtmehr galt die Seefahrt wie in vergangenen Zeiten als ein Wagniß. Der Capitän verfügte nun über die

Mittel, um seinen Weg unter allen Umständen und ohne Besorgniß oder Zeitverlust zu finden, er war jetzt auch in der Lage, drohenden Gefahren auszuweichen und sein Schiff selbst hatte an innerer Tüchtigkeit und an Manövrirfähigkeit gewonnen.

Schon aber brachte der Fortschritt menschlicher Erkenntniß eine andere Erscheinung zu Tage, welche den größten Umschwung im Seewesen hervorrief. Der Dampf trat als bewegende Kraft an Stelle des Windes. Die stolzen Segelschiffe mit ihren hohen, leinwandbedeckten Masten, mit ihren scharfgeschnittenen Linien waren ein schöner Anblick, wenn sie auf leicht bewegter See bei günstiger Brise mit vollen Segeln lautlos dahin glitten. Das Herz des echten Seemanns schlug höher bei solchem Anblick. Nun kamen die schnaubenden, Rauchwolken verbreitenden Dampfer, denen meist die belebende Staffage der Segel fehlte, und deren Formen auch an Schönheit der Linien hinter den Segelschiffen zurückblieben, und machten diesen den Rang mit Erfolg streitig. Der Kampf zwischen Segel und Dampf war, sobald die Dampfschiffe einmal über die Versuchsstadien hinausgelangt waren, in einer Richtung bald entschieden. Man erkannte, daß der ganze Post- und Passagierverkehr, dann der Dienst auf regelmäßig betriebenen Linien ebenso den Dampfern ausschließlich vorbehalten sei wie jede sonstige Leistung, welche ein gewisses Maß stetiger Schnelligkeit erheischt. Ob aber auf allen anderen Verkehrsgebieten der Dampf das Segel ganz verdrängen werde, diese Frage blieb eine offene und ist auch heute nicht entschieden.

In Österreich wurde man schon frühzeitig auf die Bedeutung der Dampfschiffahrt für regelmäßige Verbindungen aufmerksam und erblickte in der Pflege solcher Verbindungen ein wichtiges Mittel der commerciellen Entwicklung. Dieser Erwägung verdankt die bedeutendste Institution unserer Handelsmarine, der **Lloyd**, seine Entstehung. Man empfand schon im Anfang der Dreißiger-Jahre zu Triest den Mangel rascherer Verbindungen. Die Post mußte durch Segelschiffe befördert werden, welche von der k. k. Kriegsmarine beigestellt wurden; natürlich hatte dies Verzögerungen zur Folge und der Kaufmann empfand oftmals recht bitter den Mangel eines raschen Nachrichtendienstes. Geschäftliche Reisen waren wegen des großen Zeitaufwandes sehr erschwert. Aber auch manche Waarensendung drängte zur Beschleunigung. Unter diesen Verhältnissen litt der Handel und man begann zu fürchten, daß man den starken Concurrenten des Auslandes kaum die Spitze werde bieten können. Man war auf Abhilfe bedacht und der damals als Kaufmann in Triest etablirte Karl Bruck, nachheriger Handels- und Finanzminister, ein Mann von genialen Ideen und weitem Blick, faßte zuerst den Gedanken der Gründung einer Gesellschaft zum Betriebe regelmäßiger Dampferlinien. Der Gedanke fand Anklang im Kreise rühriger Männer und mit Energie wurde die Ausführung in die Hand genommen. Auch die Regierung widmete dieser Sache, in voller Erkenntniß der Wichtigkeit, ihre Aufmerksamkeit. Im Jahre 1836 wurde die neue Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Lloyd“

constituirt und am 16. Mai 1837 verließ der erste Dampfer der Gesellschaft „Erzherzog Ludwig" den Hafen von Triest zur Fahrt nach Constantinopel. Die ersten Fahrten der Gesellschaft waren dahin und nach Alexandrien gerichtet. Schon mit Ende 1837 standen zehn Dampfer zur Verfügung. Im Laufe der nächsten Jahre erweiterte sich das Netz in erheblicher Weise. An die verschiedenen Levantiner Linien fügten sich solche im adriatischen Meere, nach Dalmatien und nach Venedig. Die Gesellschaft übernahm sofort den Postdienst in seiner ganzen Ausdehnung und ihre Dampfer erhielten die Vorrechte von Postdampfern



Der erste Lloyddampfer „Arciduca Ludovico".

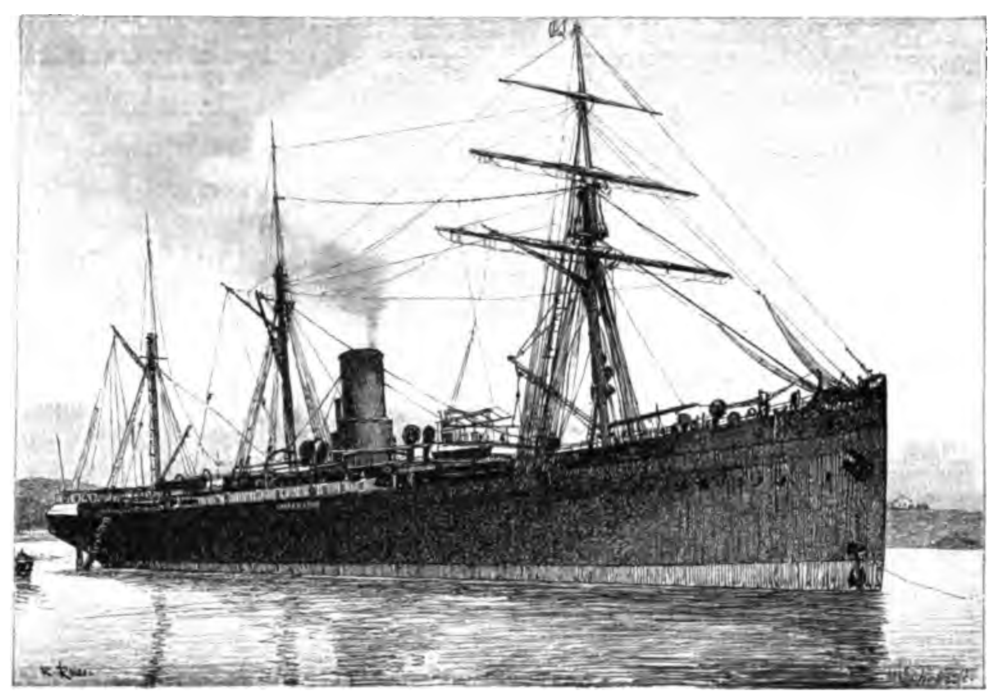
und die Befugniß, die kaiserliche Postflagge zu führen. Unermüdlich war die Verwaltung des Lloyd auf die Ausdehnung des Unternehmens bedacht. Man hatte mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen und es gab Momente, in denen das Unternehmen auch finanziell ins Gedränge kam; immer aber überwand die ihm innewohnende Lebenskraft im Verein mit der Unterstützung, welche das Unternehmen in stets bereiter Weise seitens der Regierung fand, die Krisen und es folgten auf Tage der Sorgen wieder Perioden des Glanzes und der Blüte. Es steht heute außer allem Zweifel, daß der Handel von Triest durch die Gründung und fernere Entwicklung des Lloyd einen ganz erheblichen Aufschwung genommen hat, und daß nur durch die vom Lloyd betriebenen regelmäßigen Linien die Behauptung einer ansehnlichen commerciellen Stellung der Monarchie möglich gewesen

ist. War doch der Lloyd lange Zeit hindurch das einzige große Dampferunternehmen in der Levante. Dort genoß er allseitiges Vertrauen, — sein Dienst war sicher, seine Schiffe waren tüchtig und ihre Führung war eine bewährte. In den fernsten Punkten der Levante kannte man durch den Lloyd die Flagge der Monarchie und betrachtete sie mit Sympathie. Die Agenten des Lloyd wurden allwärts zu wichtigen Persönlichkeiten in der Geschäftswelt und gewannen erheblichen Einfluß.

Die Flotte des Lloyd entwickelte sich rasch. Schon zehn Jahre nach der Gründung besaß das Unternehmen 20 Dampfer und nach abermals zehn Jahren — 1856 — bereits 61 mit einem Gehalt von 28.000 Tonnen. Seither stieg die Zahl der Dampfer auf 86 als Maximum, dagegen hat sich der Tonnengehalt nahezu vervierfacht. Mit der Regierung trat der Lloyd seit dem Jahre 1855 in ein wiederholt erneuertes Vertragsverhältniß, wonach die Gesellschaft gegen einen in den einzelnen Stadien dieses Verhältnisses verschieden bemessenen Staatsbeitrag zur Erhaltung regelmäßiger Fahrten auf einer Reihe bestimmter Linien in der Adria und in der Levante und zur Versehung des Postdienstes auf diesen Linien verpflichtet war. Dieses Vertragsverhältniß gewährte dem Lloyd eine feste Grundlage durch die stets auf eine Reihe von Jahren gesicherte Subvention und hob sein Ansehen; es stellte aber auch den commerciellen Bestrebungen der Monarchie feste und verläßliche Seeverbindungen zur Verfügung.

Während durch den Lloyd die Dampfschiffahrt in unserer Handelsmarine eingeführt wurde, hielt die private Rhederei an der Segelschiffahrt fest, da noch lange Zeit nach Gründung des Lloyd die nationalen Segelschiffe ausreichende Beschäftigung fanden und daher der Antrieb zu einer Änderung mangelte. Diese Verhältnisse haben sich erst in späterer Zeit anders gestaltet, und zwar durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände. Die Erbauung zahlreicher Eisenbahnen wirkte auf die Seeverbindungen vielfach fördernd, vielfach aber ablenkend ein; die Bedeutung der Hafenplätze änderte sich nicht selten durch das neue Verkehrsmittel, neue Routen traten in den Vordergrund. Der verbesserte Landverkehr wirkte auch auf die Consumtionskraft der Bevölkerung zurück. Es mehrten sich die Bedürfnisse, aber damit auch die Quellen, aus denen sie Deckung finden konnten. Die wunderbaren Correspondenzmittel, insbesondere der Telegraph, beschleunigten den Verkehr. Man baute, namentlich in England, massenhaft Dampfer, welche nicht nur die Zahl der regelmäßigen Linien vermehrten, sondern auch im gewöhnlichen freien Mercantildienst vielfach die Rolle übernahmen, welche bisher von den Segelschiffen allein versehen worden war. Da begann denn ein harter Wettkampf zwischen Dampf und Segel, ein Wettkampf, welcher noch durch ein anderes Ereigniß beeinflußt wurde, durch die Eröffnung des Suez-Kanals. Dieser Kanal (1869) bewirkte eine völlige Umwälzung des Verkehrs mit Ostasien, weil er, wie auch das Rothe Meer, mit Vortheil und Sicherheit nur von Dampfern

befahren werden kann, während bis dahin die Segler auf dem Wege um das Cap der guten Hoffnung sehr gut verwendbar waren. Hatten auch österreichische Segelschiffe selbst diesen Weg nicht allzu häufig eingeschlagen, so empfanden sie doch auch die allgemeine Rückwirkung der neuen Sachlage, weil nunmehr auf anderen Gebieten ein größerer Andrang von Seglern stattfand. Dagegen gewann der Kanal für Triest und für den Lloyd Bedeutung, denn nun konnte man auf dem Wege eigener Dampferverbindungen den directen Handel mit Indien an sich ziehen. In der That unternahm der österreichisch-ungarische Lloyd bereits 1870 Fahrten zwischen Triest und Bombay und richtete sodann eine regelmäßige Linie zwischen



Lloyddampfer „Imperator“.

diesen Häfen ein, für welche er von der Regierung eine Subvention (1871) erhielt. Auf Grund späterer Verträge erweiterte der Lloyd seine Linie zuerst bis Singapore und dann bis Hongkong und zog auch den wichtigen Hafen von Calcutta in sein Netz. Der Verkehr mit Indo-China entwickelte sich an der Hand dieser Linie langsam, aber stetig.

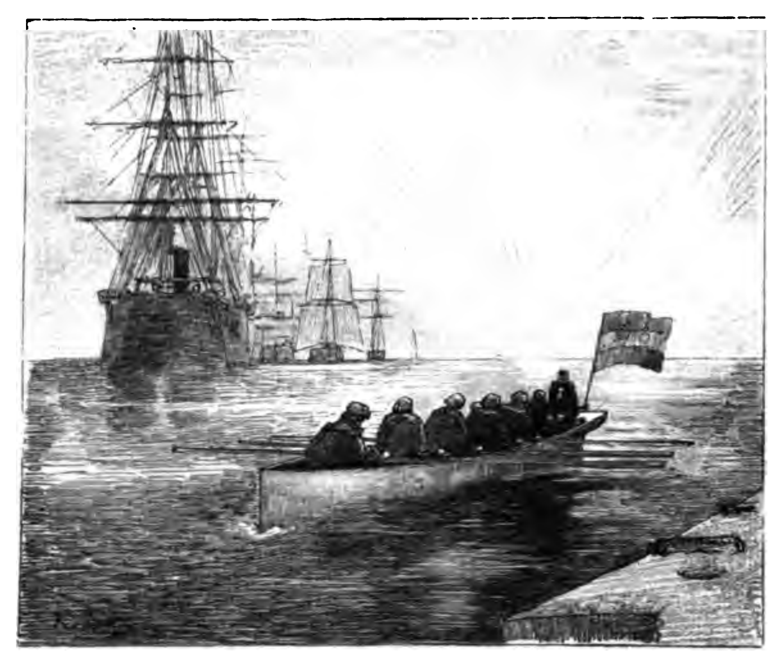
Die Schwierigkeiten, mit denen die Segelschiffe einerseits wegen der Concurenz des Dampfes und anderseits wegen des gleichartigen, auf gewisse Actionsgebiete zusammengedrängten Materials zu kämpfen hatten, dauern auch heute noch fort. Diese Erscheinung ist wohl das unvermeidliche Merkmal einer Epoche des Überganges, in welcher sich der richtige Ausgleich zwischen den neuen Anforderungen und Bedürfnissen und den früheren Verhältnissen noch nicht vollzogen hat.

Wer die Entwicklung unseres Seewesens aufmerksam verfolgt und den Zustand desselben mit jenen vergangener Epochen vergleicht, sieht allwärts die Wahrzeichen eines sorgfältigeren und planvollen Wirkens. Durch die zweckmäßige Organisation der Seeverwaltung, durch die Aufmerksamkeit, welche man der Verbesserung der Häfen zuwendete, hat der Verkehr an Sicherheit und Lebhaftigkeit gewonnen. Von der Thätigkeit auf dem Gebiete des Hafenbauwesens, zumal von jener während der letzten dreißig Jahre gibt die ganze Küste Zeugniß. Wir möchten hier nur des wichtigsten Werkes, nämlich des Hafenbaues in Triest gedenken.

Der Triester Hafen zeigte sich trotz mancher im Laufe unsers Jahrhunderts getroffener Vorkehrungen umsoweniger den steigenden Verkehrsbedürfnissen entsprechend, als es an der directen Verbindung zwischen Schiff und Eisenbahn fehlte. Die schon lange in Aussicht genommene Aufhebung des Triester Freihafens machte als vorbereitende Maßregel überdies die Schaffung neuer Hafenanlagen nöthig, welche für das künftige Freigebiet benützt werden konnten. Auf Grund vielfacher und eingehender Studien wurde die Anlage des neuen Hafens an jener Stelle beschlossen, wo sich bis dahin das Theresien-Lazareth befunden hatte, also nördlich der bestehenden Hafenanlagen in der Richtung gegen Barcola. Bei dem Project hatte man einen zweifachen Zweck vor Augen: die Herstellung einer größeren Anzahl von geschützten Lagerplätzen und die Gewinnung von Terrainflächen, auf denen die für die Lagerung und Manipulation der Güter erforderlichen Baulichkeiten untergebracht werden konnten. Es mangelte nämlich an Terrain, da gerade am Nordende des alten Hafens die Berglehne, an welcher die Eisenbahn emporsteigt, sich nahe dem Ufer erhebt. Man mußte das Terrain erst dem Meere abgewinnen, und dies hatte zur Folge, daß der eigentliche Hafen seewärts vorgeschoben wurde. Dieser Hafen begreift drei große Moli in sich, welche zwei Hauptbassins bilden, ferner ein drittes kleineres, nahezu geschlossenes, welches im ursprünglichen Project nicht vorgesehen war, sondern erst während des Baues aus dem Grunde in Angriff genommen wurde, weil die starke Petroleumeinfuhr aus Amerika über Triest es unumgänglich nothwendig machte, für Schiffe mit einer so außerordentlich feuergefährlichen Ladung einen völlig abgesonderten Raum zu schaffen. Ein mächtiger Schutzdamm in der Länge von 1.090 Meter deckt die ganze Anlage gegen die der Triester Rhede besonders gefährlichen Winde aus West und Südost. Der Bau wurde 1867 begonnen und 1881 vollendet. Die Ausführung geschah auf Staatskosten mit einem Aufwand von 13½ Millionen Gulden durch die Südbahngesellschaft, welcher die Bauarbeiten übertragen worden waren.

Durch den Bau wurde eine fast durchwegs dem Meere abgerungene Gesammtfläche von 29 Hektar gewonnen, welche man für commercielle Anlagen verwerthen konnte. Die Moli haben eine Breite von 80, der eine sogar von 93 Meter bei einer Länge von

215 Meter. Die beiden großen Bassins weisen eine Breite von circa 250 Meter auf; die Dimensionen des sogenannten Petroleumbassins sind geringere. Im ganzen Bereiche des neuen Hafens wurde eine Wassertiefe von 8·5 Meter hergestellt, so daß auch Schiffe der größten Tauchung ihre Operationen ohne Anstand an den Ufern vornehmen können. Hierzu bedurfte es umfassender Baggerungen, bei denen 1·2 Millionen Kubikmeter bewältigt worden sind. An gewöhnlichem Anschüttungsmaterial zur Herstellung der Quais und Moli wurden 3·2 Millionen Kubikmeter verwendet, außerdem waren 1·5 Millionen Kubikmeter



Gigg eines Lloyddampfers mit Matrosen.

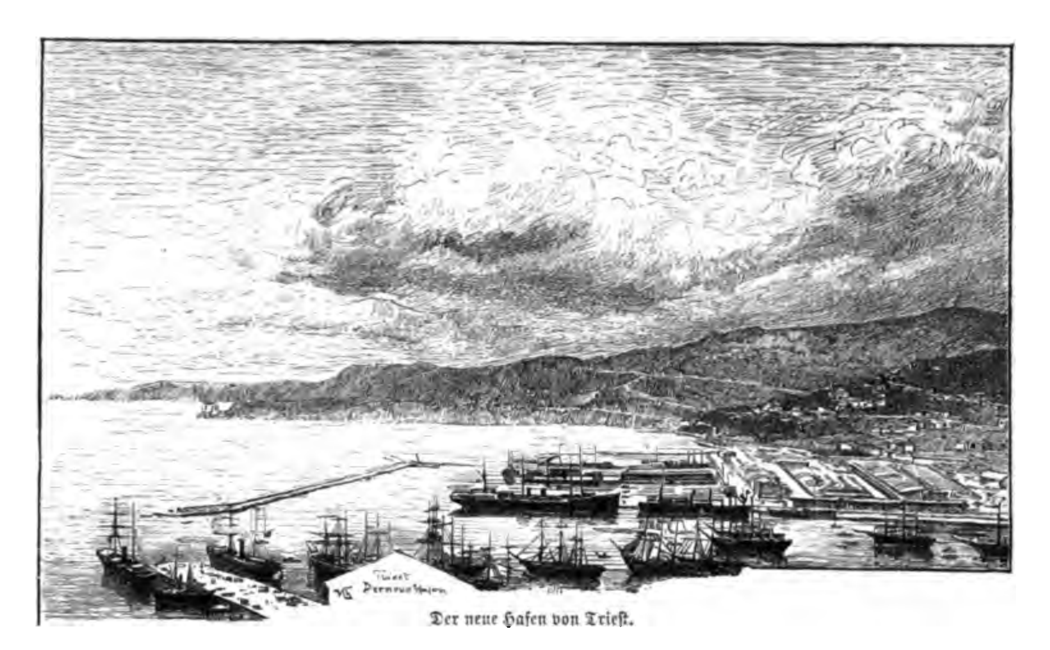
Steinmaterial für Steinwürfe und Steinschüttungen erforderlich. Für das Mauerwerk wurden 10.000 künstliche, aus Bruchsteinen und hydraulischem Mörtel hergestellte Blöcke verwendet. Der neue Hafen hat eine Uferentwicklung von rund 4.000 Meter und ist der genügenden Tiefe wegen durchaus für Schiffe jeder Gattung zugänglich. Längs der Ufer können 15 bis 16 große Dampfer gleichzeitig ihre Operationen vornehmen.

Noch ehe der neue Hafen vollendet war, wurden schon im Bereiche desselben einige Lagerhäuser und Güterschoppen (Hangars) mit einem Belegraum von 22.000 Quadratmeter durch die Gemeinde und die Handelskammer von Triest errichtet (1879). Eine wesentliche Verbesserung war auch die Installation der elektrischen Beleuchtung, zu welchem Behufe 45 Bogenlichter mit einer Lichtstärke von je 1.000 Normalkerzen, angemessen vertheilt, zur Aufstellung gelangten. Zugleich ist auch die Vorkehrung getroffen, daß

transportable elektrische Lichter verfügbar sind, um je nach Bedürfniß bei den zur Nachtzeit ausgeführten Ladungs- oder Löschungsoperationen der Schiffe verwendet zu werden.

Kaum war der Schlußstein des neuen Hafens gelegt, so stellte sich bereits die Nothwendigkeit einer Erweiterung der Hafenanlagen heraus. Die Aufhebung des Freihafens war endgiltig auf die Tagesordnung gesetzt, und da zeigten gepflogene Erhebungen, daß man zur Bewältigung der voraussichtlichen Güterbewegung des künftigen Freigebietes mit den bisherigen Vorkehrungen das Auslangen nicht werde finden können. Durch ein Gesetz vom Jahre 1887 wurden abermals vier Millionen Gulden für Hafenbauten in Triest bewilligt und schon im Herbst desselben Jahres wurde mit der Ausführung der Erweiterungsarbeiten begonnen. Dieselben umfassen die Herstellung eines großen Molos und eines durch denselben gebildeten Bassins, und zwar auf der südlichen Seite des sogenannten neuen Hafens, ferner die Herstellung eines großen Plateaus in nördlicher Richtung, welches theils für Eisenbahnzwecke, theils für Magazine bestimmt ist. Das bisherige Petroleumbassin wird künftig dem allgemeinen Verkehr dienen, dagegen hat man in der Bucht von Muggia bei Triest in der ziemlich isolirten Localität von S. Sabba eine besondere Hafenanlage für Petroleumschiffe hergestellt. Erwähnt sei, daß in neuester Zeit das amerikanische Petroleum vielfach durch das Product des Kaukasus verdrängt wurde, und daß man letzteres auf eigens hierzu eingerichteten sogenannten Tank- oder Cisternschiffen transportirt. Diese Schiffe haben eine Anzahl wohl abgeschlossener Behälter, in welche im Einschiffungsorte — Batum — das Petroleum eingepumpt wird. Im Bestimmungshafen pumpt man sodann durch Dampfkraft und vermittelst Röhrenleitungen das Öl aus dem Schiffe in große eiserne Reservoirs, aus denen wieder in ähnlicher Weise die Verladung auf die Cisternwaggons geschieht. Schließlich gehört zu den neuen Anlagen noch ein gleichfalls durch Anschüttung dem Meere abgewonnener Holzlagerplatz seitlich des Leuchtthurms. In Verbindung mit den eigentlichen Hafenarbeiten stehen die großartigen Magazinsbauten und die sonstige Ausrüstung des Hafens, namentlich die Ladevorrichtungen und hydraulischen Krahne. Alle diese Einrichtungen wurden der Gemeinde und der Handelskammer von Triest im Jahre 1887 im Wege einer besonderen Concession mit dem Recht des Betriebes auf die Dauer von 90 Jahren übertragen. Es handelt sich hierbei um 29 Magazine und Güterschoppen (Hangars) mit einem Belegraum von ungefähr 170.000 Quadratmeter nebst den sonstigen Einrichtungen.

Ebenso wichtig als gute Häfen ist für die Schiffahrt eine ausreichende Beleuchtung der Küste, um bei Nachtzeit dem Schiffer sichere Anhaltspunkte zur Bestimmung seines Curses zu gewähren. In früherer Zeit schenkte man der Küstenbeleuchtung wenig Aufmerksamkeit. Aus dem vorigen Jahrhundert weiß man nur von einem Leuchtfeuer am Eingang des Triester Hafens und einigen kleinen Hafenlichtern zu berichten. Erst 1817 wurde eine



Der neue Hafen von Triest.

Regelung des Leuchtfeuerwesens angebahnt, und zwar wurde die Angelegenheit der Triester Börsedeputation übertragen, von welcher diese Agende im Jahre 1867 in die unmittelbare Verwaltung des Staates überging. Seither wird in dieser Richtung nach einem einheitlichen Plane vorgegangen und ist bereits eine nahezu vollständig ausreichende Beleuchtung erzielt, so daß es dermalen längs unserer ganzen Küste Leuchtfeuer und Hafenlichter der verschiedensten Kategorien gibt. Von besonderer Wichtigkeit sind das Leuchtfeuer von Triest (1832 erbaut), Salvore, S. Giovanni bei Rovigno, Porer bei Pola, Sansego, Galiola auf einem Riff im Quarnero.

Wichtig für die Schiffahrt sind ferner gute Seekarten. Für das adriatische Meer sind solche durch die Küstenaufnahme der k. u. k. Kriegsmarine 1866 bis 1873 in vortrefflicher Weise hergestellt worden. Zum Zweck meteorologischer Beobachtungen und deren rascher Veröffentlichung stehen die in den verschiedenen Ländern errichteten Observatorien untereinander in telegraphischer Verbindung und theilen sich die Ergebnisse ihrer täglichen Beobachtungen mit. Das Observatorium an der Triester Handels- und nautischen Akademie dient als Sammelpunkt derartiger Wetterberichte und veröffentlicht dieselben sofort zum Nutzen der Seefahrer. Auch andere Hafenpunkte können ähnliche Witterungstelegramme erhalten. Überhaupt gewinnt die Wissenschaft auf schiffahrtlichem Gebiete immer mehr an Ansehen und Wichtigkeit. Daß die Empirie allein nicht genüge, hatte man wohl schon seit langem erkannt und durch Errichtung nautischer Schulen den Seeleuten, welche höhere Dienstposten in der Handelsmarine anstreben, die Möglichkeit entsprechender Vorbildung zu schaffen gesucht. Eine derartige Schule bestand schon 1817 zu Triest, später wurden solche

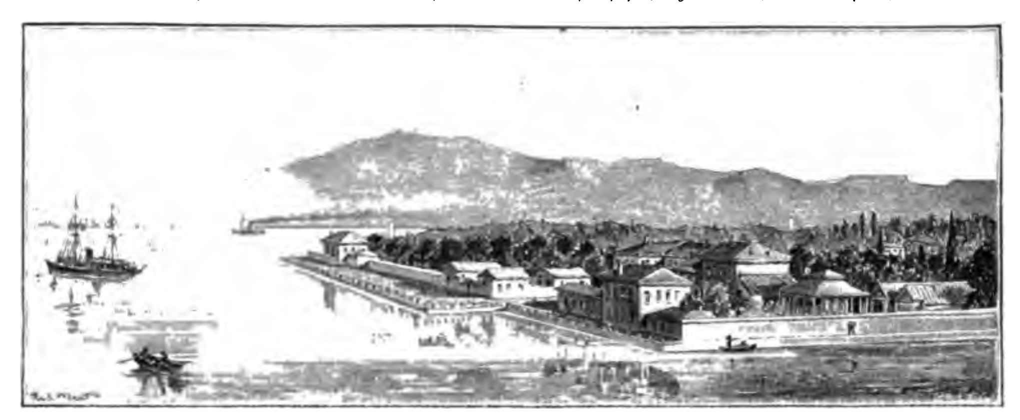
auch an anderen Orten errichtet, doch war die Leistungsfähigkeit dieser Anstalten wegen ihres beschränkten Lehrplans und wegen des geringen Maßes von Vorbildung, welches zur Aufnahme in dieselben erfordert wurde, eine geringe. Wiederholt wurde daher eine Reform der Schulen vorgenommen und dabei das Maß der Anforderungen allmälig erhöht. Man ging hierbei von der Ansicht aus, daß der Besuch der nautischen Schule jenes Maß von theoretischen Kenntnissen vermitteln soll, welches im Verein mit durch praktischen Dienst erlangter Erfahrung für die Befehligung eines Schiffes der weiten Fahrt befähige. Es bestehen gegenwärtig nautische Schulen zu Triest und Lussinpiccolo. Für den Besuch der Schulen ist auch wichtig, daß von der mit gutem Erfolg absolvirten Schule und von der an derselben bestandenen Schlußprüfung in Hinkunft die Erlangung des Brevets eines Steuermanns in der Handelsmarine abhängig ist. Wer jedoch Capitän werden will, muß nicht nur durch volle zwei Jahre als sogenannter tenente wirklichen Dienst auf Reisen außerhalb des adriatischen Meeres geleistet haben, sondern noch eine weitere Prüfung ablegen. Auch die Führer der Schiffe großer Cabotage haben eine eigene Prüfung abzulegen, ehe sie zu einem Commando zugelassen werden. Durch Stipendien wird der Besuch der nautischen Schulen der seefahrenden Bevölkerung erleichtert.

Die Seeverwaltung verdankt ihren Ursprung zum großen Theil sanitären Rücksichten, der Furcht vor Einschleppung der Pest. Man richtete Lazarethe ein, schuf das sehr strenge System der Quarantänen und beobachtete jedes ankommende Schiff in erster Linie vom Standpunkt der Gesundheitspolizei. Ist auch die Pestgefahr aus Europa entschwunden, so trat die Furcht vor Einschleppung der Cholera an ihre Stelle. Man verhängt Contumazen, sogenannte Observationsreserven, von mehr minder langer Dauer und wendet Desinfectionen an, bei denen der heutige Standpunkt der Wissenschaft maßgebend ist. Die Contumaz hat den Bestand von Seelazarethen zur Voraussetzung, damit die derselben unterworfenen Personen, welche es nicht etwa vorziehen, auf dem Schiffe selbst zu verbleiben, daselbst unter gehöriger Absperrung und Überwachung die Zeit sanitärer Beobachtung verbringen können. Wegen der durch die Triester Hafenbauten bedingten Auflassung des Theresianischen Lazareths wurde in der Nähe von Triest, in der Bucht von S. Bartolomeo, ein neues großes Lazareth erbaut.

Die Flagge, welche auf unseren Handelsschiffen weht, ist die österreichisch-ungarische Seehandelsflagge, in welcher die österreichischen Farben roth-weiß-roth mit dem Wappen Österreichs in der Mitte und die ungarischen Farben roth-weiß-grün mit dem ungarischen Wappen in der Mitte verbunden sind. Bis zum Jahre 1869 wurde von den Handelsschiffen die nämliche Flagge geführt wie von den Kriegsschiffen. Diese Flagge, heute in der Kriegsmarine noch in Geltung, wurde 1786 von Kaiser Josef II. eingeführt. Vorher hatten die Handelsschiffe eine gelbe, mit dünnen schwarzen Querstreifen durchzogene und

mit dem kaiserlichen Adler in der oberen Ecke gezierte Flagge, welche Kaiserin Maria Theresia 1749 angeordnet hatte.

Werfen wir nun einen Blick auf den Bestand der Marine. Sie theilt sich in Dampfer und Segler, in Schiffe weiter Fahrt und Küstenfahrer. Vor Allem verlangt der österreichisch-ungarische Lloyd unsere Aufmerksamkeit. Diese Gesellschaft verfügte (Ende des Jahres 1890) über einen Schiffspark von 75 Dampfern mit 79.800 Tonnen Tragfähigkeit und 21.170 Pferdekräften. Darunter befindet sich eine erhebliche Anzahl großer, allen Anforderungen des neuesten Fortschritts entsprechender Schiffe. Für die Unterbringung von Passagieren ist bestens gesorgt. Auf diesen Schiffen steht im Ganzen eine Bemannung von rund 3.000 Köpfen in Verwendung. Rechnet man zu dieser Schiffsbemannung noch die Arbeiter im Arsenal der Gesellschaft zu Triest, das Personale der



Seelazareth von Valle S. Bartolomeo bei Triest.

Centralverwaltung, der Agentien in den zahlreichen Häfen des In- und Auslandes, endlich die Handlanger, welche zu Ladungs- und Löschungsarbeiten und in den Magazinen beschäftigt sind, so gelangt man zur stattlichen Ziffer von 8.000 Köpfen. Diese Bedeutung erhöht sich noch durch die Beschäftigung, welche der Lloyd dauernd zahlreichen großen und kleinen industriellen Unternehmungen gewährt. Die Schiffe des Lloyd befahren jetzt auf Grund der mit der Staatsverwaltung abgeschlossenen Verträge regelmäßige Linien längs der österreichischen Küste, dann nach der Levante, sowie in der Levante im Anschluß an die von Triest ausgehenden Linien, ferner nach Indo-China über Bombay und Ceylon nach Hongkong mit einer Seitenlinie von Ceylon nach Calcutta und schließlich von Triest nach Brasilien. Letztere Linie wurde erst im Jahre 1888 eingerichtet und hat die Aufgabe, den Verkehr der Monarchie mit jenem Lande, welcher bisher nur über die Nordseehäfen möglich war, durch directe Verbindung zu entwickeln.

Neben dem österreichisch-ungarischen Lloyd besteht keine größere Dampfschiffahrtsgesellschaft, dagegen hat sich die locale, dem Verkehrsbedürfniß längs der Küste dienende

Dampferfahrt in einer recht erfreulichen Weise entwickelt. Gerade diese localen Dampfer haben wieder deutlich die Richtigkeit des Satzes dargethan, daß vorhandene Transportmittel den Verkehr wachrufen. Es gehörten Ende 1890 dieser Kategorie 47 Dampfer mit 2.800 Tonnen Gehalt an, welche eine Anzahl regelmäßiger Linien unterhalten. Diese Dampfer sind theils das Eigenthum einzelner Rheder, theils kleinerer Gesellschaften.

Im Ganzen zählte Ende Januar 1890 die Dampfermarine 135 Schiffe mit 87.474 Tonnen und 24.317 Pferdekräften. Die Segelschiffahrt weist im selben Zeitpunkt 109 Schiffe weiter Fahrt mit 62.453 Tonnen, 45 Schiffe der großen Küstenfahrt mit 5.636 Tonnen und 1.459 der kleinen Küstenfahrt mit 20.479 Tonnen auf, also im Ganzen 1.620 Schiffe mit 88.568 Tonnen. Daran reihen sich die zahlreichen kleinen Boote, welche als Jollen und Lichter in den Häfen Verwendung finden, die Boote für landwirthschaftliche und sonstige locale Zwecke, welche aber schon darum für die Schiffahrt Bedeutung haben, weil einerseits auf ihnen der maritime Verkehr in seinen letzten Fäden verläuft und die Seeleute auf denselben nicht selten die erste Bekanntschaft mit dem Element ihres künftigen Berufes machen. Im Ganzen sind auf den Fahrzeugen der verschiedenen Kategorien etwa 27.000 Mann bedienstet, wobei noch zu beachten ist, daß eine sehr bedeutende Anzahl unserer Seeleute unter fremder Flagge Verdienst findet, weil sie wegen ihrer fachmännischen Tüchtigkeit und Verläßlichkeit sich eines besonders günstigen Rufes erfreuen.

Wenig entwickelt ist das Yachtwesen an unserer Küste, da es namentlich in den wohlhabenden Kreisen des Inlandes an dem regen Interesse für die See und ihre Reize mangelt und erst in allerjüngster Zeit sich eine etwas regere Theilnahme zeigt. Und doch ist dieser Reiz ein überaus großer für Jeden, der nur einmal verständnißvoll die See, die Mannigfaltigkeit und Majestät ihres Wesens kennen gelernt und an sich selbst erlebt hat, wie auf derselben der Blick weiter, der Sinn freier wird. Auf der See erringt der Mensch Stärke und Muth, und wer einmal die See verstehen gelernt, den zieht es immer wieder hinaus auf ihre Wellen, ob sie in hellem Sonnenschein sich spiegeln oder in gewaltiger Bewegung sturmgepeitscht sich aufthürmen. So fesselt auch die See jene, welche ihrem Dienst sich widmen, trotz Mühen und Gefahren und die Geschlechter, welche an ihren Gestaden emporwuchsen, wissen von Kindheit an, daß in dem salzigen Element die Quelle ihrer Wohlfahrt liegt. Es zieht sie dahin mit unwiderstehlicher Gewalt.

Handel, Gewerbe und Schiffbau in Triest.

Das heutige Triest verdient den Namen einer Handelsstadt im eminentesten Sinn des Wortes, denn ohne seiner intelligenten und dem Schönen und Guten auf allen Gebieten menschlichen Fortschrittes huldigenden Bevölkerung im geringsten nahe treten zu wollen, kann wohl behauptet werden, daß der Handel die wichtigste Triebkraft des Triester Lebens

bildet. Einer alten Tradition folgend, nach welcher, lange bevor andere Städte eigentliche Börsen hatten, die Triester Handelsherren täglich zur Abschließung und Abwicklung ihrer Geschäfte in einem eigens dafür gebauten Hause (Borsa vecchia) zusammentrafen, hat auch die jetzige Generation von Kaufleuten in den die Lesezimmer und den Versammlungsort der Börsebesucher umfassenden Localitäten des „Tergesteo", man kann fast sagen, ihren ständigen Aufenthalt. Von den frühen Morgenstunden bis spät Abends, Tag für Tag, findet man hier sicher den Geschäftsmann, den man anderswo vergeblich gesucht hat. Vertreter der Banken, Großhändler und Kaufleute sind im Tergesteo ständige Gäste und nur die Stagnation im Handel und Verkehr Triests hat gegenwärtig diesem Bilde etwas von seiner einstigen Farbensattheit benommen, so daß der Besuch des Tergesteo und der Aufenthalt dortselbst oft mehr die Folge eingewurzelter Gewohnheit sind, als dem Zweck von Geschäftsabschlüssen dienen.

Triests commercielles Actionsgebiet hat in letzter Zeit manche territoriale Einschränkung erfahren. Der Ausbau neuer Schienennetze im Norden, im Osten und Westen Europas, die Herstellung von Kanälen &c. haben die Verhältnisse der Distanzen überhaupt verrückt und den Weg aus und nach den Import- und Exportländern über Triest nach mancher Richtung hin zu einem minder günstigen und vortheilhaften gestaltet. Daß dabei zumeist an und für sich natürliche und durch die geographische Lage hervorgerufene Ablenkungen unsers Verkehrs zu Tage getreten sind, kann kaum geleugnet werden; nichtsdestoweniger dürften die Klagen darüber nicht ganz abzuweisen sein, daß bisher nicht Alles geschehen ist, um diesen Ereignissen wenigstens durch anderweitige Vorkehrungen und Maßnahmen möglichst zu begegnen oder für den dadurch erlittenen Entgang von Geschäften neue Actionsgebiete zu erschließen. Der Ausbau neuer Schienenwege, billige, der Concurrenz förderliche Eisenbahn- und Dampfschifftransporte, eine selbständig auftretende, den allgemeinen Interessen des Consums Rechnung tragende Zollpolitik, die Herstellung und Festigung unserer Valuta könnten manche offene Wunde heilen, manch hartem Schlage zuvorkommen, ja neue Gesundheit und Kräfte, neues Leben schaffen.

Triest, dessen nächstes, armes und dünn bevölkertes Hinterland seinem commerciellen Organismus fast gar keine Nahrung zuzuführen vermag, muß schon deshalb und weil es stets seine Stellung als Ausfallsthor eines großen, an Industrie- und Naturproducten reichen Staates erkannt hat, auf die Erhaltung seiner Vermittlerrolle im nationalen Ein- und Ausfuhrhandel, sowie seiner Stellung als Handels- und Seeemporium für den internationalen Güteraustausch bedacht sein. Triest hat dieser seiner Stellung entsprechend jederzeit mit den verschiedensten europäischen und überseeischen Ländern Handelsbeziehungen anzuknüpfen und zu erweitern gestrebt. Heute noch erstreckt sich Triests Handelsthätigkeit nach den orientalischen Ländern, Kleinasien, den durch den Suez-Kanal nähergerückten

Gebieten Indiens und Chinas, dem Norden Afrikas, nach Italien, Spanien, England und den Nordstaaten Europas, nach Amerika u. s. w.

Der Stand der gesammten nationalen Handelsmarine, die sich in erster Linie an den Seeverfrachtungen betheiligt, ist mit circa 260.000 Tonnen, von denen 97.000 auf die Dampfschiffe mit 27.000 Pferdekräften entfallen, zu beziffern. Die Schiffahrtsbewegung Triests weist für das Jahr 1889 bei einer Gesammtbewegung von 8.213 Schiffen mit 1,447.980 Tonnen im Einlauf und 8.192 Schiffen mit 1,441.250 Tonnen im Auslauf eine Betheiligung von circa 6.000 Schiffen mit über 825.000 Tonnen im Einlauf und ungefähr ebensoviel im Auslauf mit nationaler Flagge auf. Die nächstgrößte Betheiligung am Schiffsverkehr im Hafen von Triest entfällt — der geographischen Lage entsprechend — auf Italien, dessen Marine mit circa 1.700 Schiffen und 260.000 Tonnen im Einlauf und ungefähr ebensoviel im Auslauf im Triester Hafen vertreten ist und die großartig entwickelte Thätigkeit der englischen Flagge um circa 10.000 Tonnen übersteigt. An der Gesammteinfuhr der österreichischen Häfen von circa 8½ Millionen Metercentnern im Jahre betheiligt sich Triest mit nahezu 6 Millionen Metercentnern, während von der Gesammtausfuhr der österreichischen Häfen in der Totalsumme von über 12,600.000 Metercentnern auf Triest nahezu 7 Millionen entfallen. Der Gesammtwerth der Einfuhr Triests betrug im Jahre 1888 zur See rund 195 Millionen Gulden, jener der Ausfuhr 157 Millionen Gulden.

Der Landhandel Triests stellt sich für dasselbe Jahr wie folgt: nach Triest kamen über 7¼ Millionen Metercentner im Werth von 149 Millionen Gulden; von Triest gingen ab zu Lande 3,600.000 Metercentner, bewerthet mit 152½ Millionen Gulden, so daß die ganze Handelsbewegung Triests im Jahre 1888 zur See und zu Lande einen Waarenumsatz von circa 654 Millionen Gulden aufweist (gegen das Vorjahr 1887 mit 665 Millionen als höchsterreichte Ziffer um circa 11 Millionen weniger). Diese Waarenbewegung, durch Segel- und Dampfschiffe und die Eisenbahnen vermittelt, concentrirt sich in dem bereits geschilderten Hafen und den beiden Bahnhöfen (der Süd- und Staatsbahn).

Die zwei Bahnhöfe liegen an den Endpunkten des vom Meere begrenzten Kreissegments der Stadt und sind untereinander durch einen längs der Riva geführten Schienenstrang verbunden. Von dem Ufer ist der zwischen zwei Häuserreihen laufende 371·6 Meter lange und 28·4 Meter breite Kanal bis zur Antoniuskirche geführt. Derselbe ist Schiffen größeren Tiefganges zugänglich, die an beiden Seiten sicher anlegen und bequem aus- und einladen können.

An den Meeresufern, der Riva, in der Nähe der Bahnhöfe und der Lagerhäuser herrscht das regste Leben und der lebhafteste Verkehr mit den ein- und ausgeladenen, den zu- und abgestreiften Gütern. In den Hangars und den Lagerhäusern findet die directe


Die öffentlichen Lagerhäuser in Triest.

Ab- und Einladung vom Schiff zur Bahn und umgekehrt statt, und da die neuen Hafen- und Magazinsanlagen, die durch Anschüttungen gewonnenen neuen Flächen und die im Bau begriffenen Lagerhäuser alle dem Südbahnhofe näher liegen, hat sich dort auch die Hauptbewegung concentrirt.

Die für den gegenwärtigen Verkehr benützbaren sogenannten alten Lagerhäuser haben einen Belegraum von etwa 21.000 Quadratmeter, die Hangars von über 2.600. Die im Bau begriffenen und der Handelsbewegung nach der Aufhebung des Freihafens zugedachten neuen Bauten, von denen ein Theil vollendet ist und Einzelnes bereits benützt wird (etwa 4.500 Quadratmeter), sollen einen Belegraum in den Lagerhäusern von über 142.000 Quadratmeter, in den Hangars von über 21.000 Quadratmeter und weitere etwa 14.000 Quadratmeter für Sprit- und Kohlenlager bieten.

Die vorausgeschickten Angaben über den Umfang des Triester Handels ergänzend, mag hier noch angeführt werden, daß dem Werth nach im Triester Seeverkehr, und zwar in der Ein- und Ausfuhr die Betheiligung der einzelnen Länder sich (1888) so darstellt, daß Italien und die Türkei (mit je 60 Millionen Gulden), Ostindien (mit 55 Millionen), die nationalen Häfen (mit 39 Millionen), Griechenland (mit 23½ Millionen), England und Egypten (mit je 21 Millionen), Brasilien (mit 19 Millionen), Frankreich (mit 10½ Millionen), Rußland (mit 8½ Millionen) hervorzuheben sind, indeß der Verkehr auch China, Japan, Australien, Peru, Chili, Argentinien, Nordamerika, Tripoli, Mozambique, Zanzibar, Massaua, Schweden und Norwegen, die Niederlande, Spanien u. s. w. mit Triest in Verbindung bringt. Der Landhandel weist (1888) in Rücksicht auf den

Werth den einzelnen Staaten folgenden Rang an: Österreich erscheint in erster Linie bei der Ein- und Ausfuhr nach und von Triest betheiligt (und zwar mit 208 Millionen Gulden); es folgen Deutschland (35 1/2 Millionen Mark), Ungarn (32 1/2), Italien (6 1/2), Rußland (5 1/2), die Schweiz (mit 5 Millionen) u. s. w.

Die wichtigsten Handels- und Verkehrsartikel Triests waren (1888) in der Einfuhr zur See: Kohle (700.000 Metercentner), Baumwolle (604.000), Mineralöl (427.000), Weizen (358.000), Wein (350.000), Kaffee (328.000), Südfrüchte (290.000), Knoppern (206.000), Weinbeeren und Rosinen (154.000), Reis (130.000), Felle (100.000), Olivenöl (90.000), ferner Schwefel, Jute, Salz, Mehl, Pfeffer, Droguen, Faßdauben &c. Von Triest gelangten zum Versandt auf dem Seewege vorzüglich: Mehl (514.000), Zucker (450.000), trockene Früchte (180.000), Papier (162.000), Wein (135.000), Bier (108.000), Baumwolle und Baumwollwaaren (92.000), Hülsenfrüchte (85.000), Reis (84.000), Kohle (80.000), Glaswaaren (62.000), Faßdauben (17 Millionen Stück) nebst anderen Holzgattungen, Eisenwaaren, Alkohol u. s. w.

Im Landhandel, und zwar in der Einfuhr nach Triest aus dem Inland nehmen folgende Waaren den ersten Rang ein: Holz- und Steinkohle (750.000 Metercentner), Zucker (470.000), Mehl (404.000), trockene präparirte Früchte (181.000), Weizen (204.000), Stahl- und Eisenwaaren (180.000), Papier (159.000), Bier (105.000), Baum- und Schafwoll- und andere Manufacturwaaren (105.000), Hülsenfrüchte (84.000), Glaswaaren (70.000), Hölzer und Holzwaaren (2,850.000 Stück), ferner Alkohol, Branntwein, Kleie, Kurzwaaren, Mineralwässer u. s. w. Von Triest gehen nach dem Inland vorzüglich: Mineralöl (377.000 Metercentner), Kaffee (282.000), Wein (171.000), Knoppern (160.000), Baumwolle (118.000), Olivenöl (98.000), Felle (87.000), Harze (85.000), Jute (82.000), Droguen und Pfeffer (48.000), Schwefel (65.000), dann Farbhölzer, Reis u. s. w.

Zur richtigen Beurtheilung der angegebenen Zahlen und Verhältnisse müssen aber hier zwei Thatsachen hervorgehoben werden, welche die ernsteste Erwägung verdienen. Vor Allem sind die Steigerungen in den jährlichen Werthsummen der Handelsbewegung nicht der sichere Ausdruck eines erhöhten Verkehrs, da die Werthe selbst den Preisänderungen der Waaren folgen. Ferner ist die allgemeine Ausdehnung des Verkehrs im Welthandel, somit der Aufschwung anderer Häfen in derselben Zeitepoche zu berücksichtigen. Im Quinquennium 1884 bis 1888 betrug die Zunahme des Schiffsverkehrs gegenüber den früheren 5 Jahren 1879 bis 1883: für Venedig über 19 Procent, für Hamburg über 34 Procent, für Fiume über 63 Procent, während der Schiffsverkehr Triests in der gleichen Periode, obwohl in den Ausweisen seither die früher unberücksichtigt gebliebenen Fahrten der Localdampfer Aufnahme gefunden, nur eine Zunahme von etwas über 9 Procent

aufweist. Die Ursachen dieses relativen Rückganges beschäftigen die handeltreibende Bevölkerung Triests und ihre gesetzlichen Vertretungen auf das ernstlichste. Als die zur Besserung der Verhältnisse als nothwendig erkannten Hilfsmittel werden vor Allem eine neue directe Schienenverbindung mit Süddeutschland und eine ausreichende Subvention der Schiffahrt bezeichnet.

Die einzelnen Handelsoperationen Triests wickeln sich im Allgemeinen wesentlich in den auch anderwärts zu beobachtenden Formen ab. Die Waaren werden entweder in den Ursprungsländern oder schwimmend und rollend für eigene Rechnung gekauft, und zwar nach allgemein anerkannten und üblichen Typen oder nach Mustern, oder aber werden dieselben zum commissionsweisen Verkaufe übernommen, beziehungsweise am Platze selbst verkauft und gekauft. Als Regel kann angenommen werden, daß der Handel hier eine große Versatilität aufweist. Wenn gleich die meisten Firmen gewisse Artikel als zu ihrem eigensten Geschäftskreise gehörend betrachten, so ist damit für dieselben die Speculation in anderen Artikeln, je nach der sich darbietenden Conjunctur, doch nicht ausgeschlossen. Manche Geschäfte, z. B. in Kaffee, werden durch hier ansässige Vertreter auswärtiger Firmen nach Muster oder Typen abgeschlossen, wonach die bezüglichen Ordres ertheilt und die Waaren per Dampfer (direct oder mit Umladung, immer aber auf directe Ladescheine hin) von den Productionsländern nach Triest expedirt werden. Bei schwimmenden Ladungen erfolgt der Verkauf, respective der Ankauf ebenfalls nach Mustern, die nach verschiedenen Häfen versandt werden, gegen Verpflichtung des Schiffes, einen bestimmten Hafen anzulaufen, wo es die weiteren Ordres erhält.

Der Verkauf und Versandt bewegt sich in demselben Rahmen. Für einzelne Artikel hat sich seit Jahren ein gewisser eigenartiger Modus der Behandlung gewohnheitsmäßig ausgebildet. So wird der Kaffee, wenn es sich nicht um bloße Durchfuhr für directen Bezug handelt, vom Schiffsbord nach den Magazinen gebracht und in letzteren gereinigt, nach Farbe und Art der Bohnen sortirt, auch über Verlangen der Kundschaft, die oft auf gewisse unwesentliche Eigenschaften Werth legt, gefärbt, das ist in Säcken, welche mit einem sehr geringen Quantum unschädlichen Farbstoffes imprägnirt sind, eine Zeit lang hin und her geschüttelt. Auch wird Kaffee in ungeschälten Bohnen bezogen und hier geschält. Desgleichen finden über Wunsch der Käufer oder zum Zweck einer niedrigeren Preisstellung qualitative Mischungen statt. Mit dem „Lesen" (Reinigen, Scheiden) des Kaffees beschäftigt sich eine hoch ausgebildete Hausindustrie. Der Kaffee wird in kleinen Säcken Frauen übergeben, welche die bezügliche Operation — die sich dadurch billiger stellt — in ihren Privatwohnungen, meist unter Zuziehung nahezu sämmtlicher Familienmitglieder besorgen und die controlirte Menge dann wieder abliefern. Dieser Beschäftigung verdankt eine große Zahl von Leuten ihren Lebensunterhalt.

Eine besondere Specialität bildet auch der Handel mit Orangen und Limonien. Die Waare wird zum Theil von hiesigen Häusern in den Productionsländern (namentlich Sicilien) für eigene Rechnung gekauft und hier bezogen, größtentheils aber von den Producenten oder von in jenen Ländern etablirten Handelshäusern an Triester Geschäftsfreunde in Consignation geschickt, zum Theil endlich auch durch Vermittlung auswärtiger Firmen für dieselben gekauft und versendet. Die vorzüglichsten Consumländer sind Österreich, Deutschland, namentlich aber Rußland. Das Holz für die Herstellung der Kisten am Productionsorte geht von hier in bedeutenden Mengen nach Sicilien. Die Waare kommt verpackt in Kisten enthaltend circa 35 Kilogramm (250 bis 330 Stück Limonien) nach Triest. Da aber der Artikel leicht dem Verderben unterliegt und wenig transportfähig ist, wird hier die Waare gleich nach Ankunft sortirt, das heißt der bereits angegriffene und ganz reife Theil derselben als Skart für den Localconsum ausgeschieden, auch nach den benachbarten Küsten und nach Venedig versendet, die gute haltbare Waare aber sortirt und gegen die Kälte durch angemessene Packung geschützt versendet. Die Sortirung erfolgt zumeist durch Frauen, welche jedes Kistchen öffnen, jede einzelne Frucht aus ihrer Papierhülle nehmen, den Skart ausscheiden, die gute Waare wieder in Papier einhüllen und in Kisten oder Fässern fest verpacken. Eine große Zahl von Personen — circa 1.500 Familien — findet dabei lohnende Arbeit.

Auch der Pflaumenhandel kann, trotz der durch niedrige Frachten per Bahn und Dampfer erstarkten Concurrenz der Nordhäfen, die zumeist aus Budapest die Waare beziehen, als eine Specialität des Triester Handels angeführt werden. Die Pflaumen werden auf dem Landwege aus Serbien, Bosnien, Slavonien, Kroatien, Macedonien, theilweise auch zur See, in Fässern oder in Säcken bezogen und größtentheils nach Amerika versendet. Einige Waare geht auch nach Frankreich, Holland, Deutschland, eine geringe Quantität nach Österreich. Nach Ankunft muß jedes Faß und jeder Sack untersucht, die verdorbene Waare ausgeschieden, jedes Faß nachgefüllt, die Sackwaare in Fässern oder über Wunsch der Besteller in Kisten verpackt werden. Für diese Operationen bedient man sich verschiedener Maschinen, Pressen 2c. Der Pflaumenhandel wird im großen Maßstab betrieben, wenn er auch wegen der nothwendigen Manipulationen sich nur in wenigen Händen befindet.

Das Olivenöl, das wichtigste Object des Ölhandels, wird aus Italien, der Levante, Albanien, Corfu, Istrien und Dalmatien, selten aus Spanien oder Tunis bezogen. Der Versandt erfolgt fast ausschließlich nach dem Inlande, in geringen Mengen nach Deutschland. Der Verkauf an Triester Häuser wird zumeist durch Platzagenten für Rechnung der Producenten vermittelt. Das Olivenöl wird theils in Originalfässern bezogen, theils kommt es in großen, in den Transportschiffen feststehenden Fässern an, aus

denen es gepumpt wird. In die Magazine überführt, wird es daselbst — da die Fässer dem Versender gehören — in bereit stehende große Holz- oder Eisenbehälter (tine), zum Theil auch in unterirdische Steinbehälter (piscine) eingelagert, in welchen die Klärung und Satzbildung vor sich geht. Das Öl erfordert, soll es flüssig und klar erhalten bleiben, Winter und Sommer eine durch künstliche Erwärmung, beziehungsweise durch Luftbewegung bewirkte, Tag und Nacht gleichmäßige Temperatur. Der reine wasserfreie Satz (morchia) wird in den Seifensiedereien verwendet.

Der Weinhandel Triests hat, namentlich in letzterer Zeit, einen bedeutenden Aufschwung genommen, und kann Triest als wichtiger Stapelplatz für dalmatinische, griechische und ungarische Weine bezeichnet werden. Die Ausfuhr findet ihren Weg hauptsächlich nach Frankreich. Ebenso hat der Handel mit Droguen, zumal mit Droguen für medicinische und technische Zwecke, für Triest eine große Bedeutung, wenn auch bei weitem nicht mehr jene, welche er vor der Periode der Dampfschiffe und Eisenbahnen besaß. Für die betreffenden Artikel galt Triest damals den consumirenden Ländern Österreich-Ungarn, Deutschland, Rußland, dem Norden überhaupt, Amerika &c. als Stapelplatz. Triest bezieht seine hunderte von Artikeln umfassenden Droguen aus allen Weltgegenden und der Absatz geht ebenso nach allen Richtungen. Bei manchen Artikeln dieser Waarengruppe ergibt sich die Nothwendigkeit einer Reinigung, Sortirung und speciellen Verpackung, namentlich bei solchen, die, bei uncultivirten Völkern gesammelt, mit Erde, Steinen und fremden Stoffen untermischt sind. Für die arbeitende Classe der Triester Bevölkerung ergibt sich daraus eine stark ausgenützte Gelegenheit lohnenden Erwerbes. — Eine namhafte Hausindustrie steht mit dem Gummenhandel in Verbindung. Der Artikel, hier im rohesten Zustand eingeführt, erfährt zunächst in den Magazinen des Empfängers die erste Sichtung durch Siebe, der großstückige Theil wird dann unter Gewichtscontrole Frauen übergeben, die ihn nach Hause tragen und dort mit anerkannter Geschicklichkeit nach im Handel gangbaren Qualitäten sortiren. Einzelne Importfirmen beschäftigen an hundert Frauen.

Zu der commerciellen Bevölkerung Triests ist auch die große Zahl der in den Handlungshäusern beschäftigten Beamten und Arbeiter zu rechnen. Dem Handel stehen als unterstützende und vermittelnde Organe zur Seite: verschiedene Banken und Filialen von Banken, so die Banca Commerciale Triestina (Triester Commerzial-Bank), die Banca popolare (Volksbank), die Filialen der österreichisch-ungarischen Bank, der Creditanstalt, der Unionbank und der anglo-österreichischen Bank in Wien, der Effecten- und Waarenmarkt an der Triester Börse, die öffentlichen Lagerhäuser &c., ferner einige die gewerbliche, commercielle und maritime Ausbildung fördernde öffentliche und Privatschulen und Anstalten. Insbesondere wichtig für den Seehandel sind die zahlreichen hier bestehenden inländischen Assecuranzanstalten, sowie die in großer Anzahl vorhandenen Vertretungen

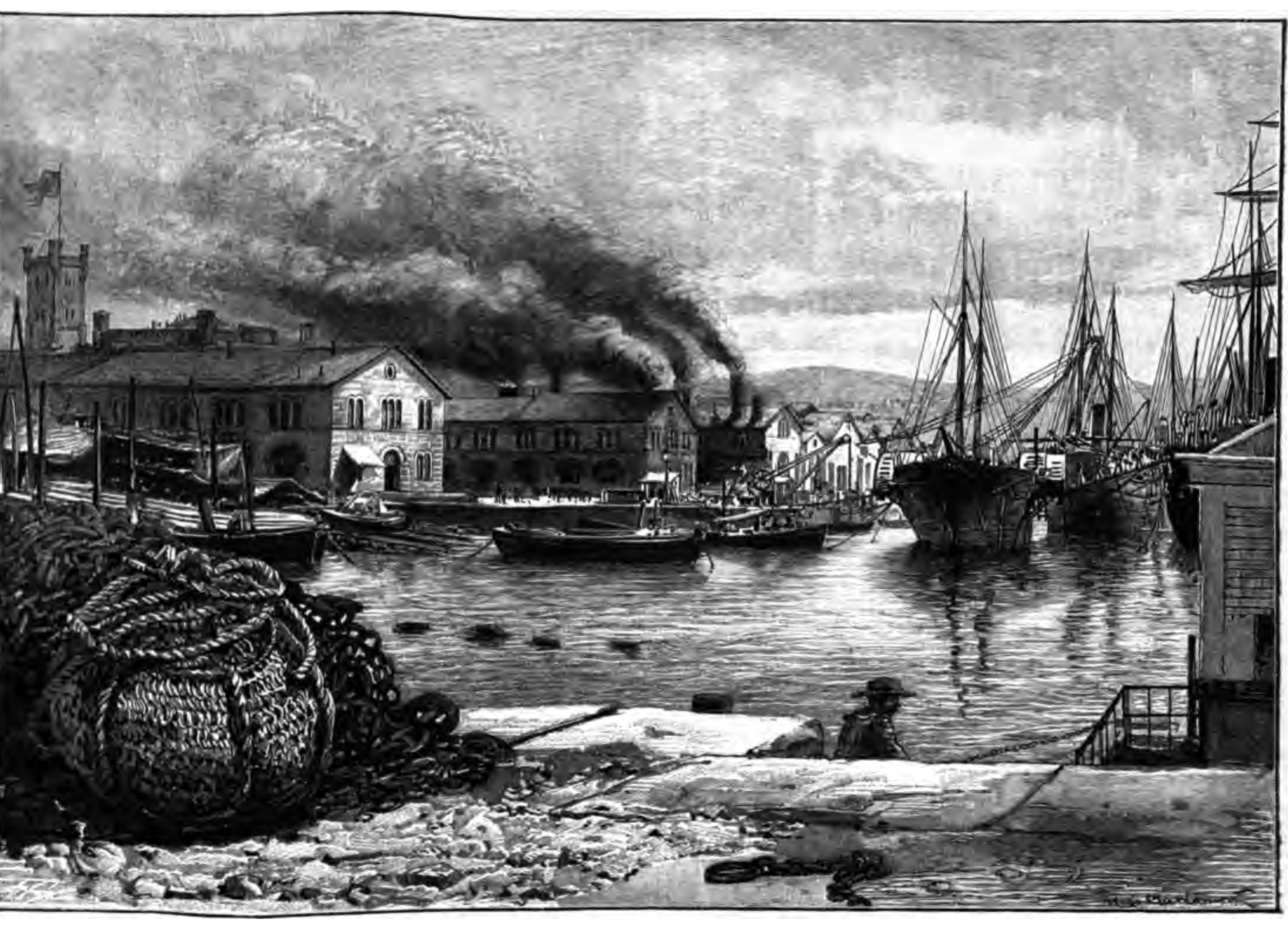
ausländischer Seeversicherungs-Gesellschaften, endlich auch der für die Classificirung der Seetauglichkeit der Schiffe bestehende „Veritas Austro-Ungarica“. Auch die k. und k. Seebehörde, das Handels- und Seegericht, die Handels- und Gewerbekammer, die Börsedirection mit dem Schiedsrichteramt, das Gremium der beeideten Mäkler sind zumeist dem Handel und Verkehr dienende Behörden und Institutionen, an die sich die Finanz- und Hauptzollamts-, die Post- und Telegraphendirection, das Salzverschleiß- und das Münzamt reihen.

Der Waarentransport von den Ufern und den Bahnen in die Stadt und umgekehrt erfolgt in den Fällen, wo keine directe Aus- und Einladung vom Schiff in den Waggons stattfindet, auf mit Ochsen oder Pferden bespannten Streifwagen. Hervorzuheben ist noch das Speditionsgeschäft wegen der Großartigkeit seines Betriebes. Einzelne Speditionshäuser beschäftigen ein sehr zahlreiches Personale, besitzen eigene weite Magazine, unterhalten ständige Filialen im In- und Ausland, übernehmen Vertretungen auswärtiger Firmen und besorgen mit großem Erfolg einen ausgedehnten Transitohandel.

Neben dem Großhandel besteht auch ein lebhafter Detailhandel in Colonialwaaren, Gewürzen, Manufacturartikeln, Kurzwaaren, Glas-, Lederwaaren, Metallen u. s. w. Der Fischmarkt (die Halle) weist zu Zeiten die auserlesensten Seefische, Muscheln und Schalthiere auf und ist der Ausgangspunkt eines gegenwärtig durch einen Verein patriotischer Männer in seinen Bestrebungen geförderten Exporthandels nach dem Inland.

Wenngleich Triest durch den der Bevölkerung innewohnenden commerciellen Geist und durch seine geographische Lage, die wenigen benützbaren Landflächen, den Mangel an natürlichen Wasserkräften, die geringfügige Landwirthschaft, die theueren Wohnungen und die nicht billigen Lebensmittel, das dünnbevölkerte, an Arbeitskräften und Consumtionsfähigkeit arme Hinterland, den besseren Lohn der im Handel beschäftigten Arbeiter u. s. f. kein für die industrielle Arbeit besonders günstiger Boden ist, so haben sich nichtsdestoweniger einige Industriezweige zu anerkannter Höhe emporgehoben, unter welchen, entsprechend dem Charakter Triests als Hafenstadt, der Schiffbau der wichtigste ist.

Allerdings muß hier der bedauerlichen Thatsache Ausdruck gegeben werden, daß die österreichisch-ungarische Marine in mancher Rücksicht stagnirt. Der jetzige Stand der österreichisch-ungarischen Handelsmarine von 10.022 Schiffen zeigt, in Bezug auf die Schiffszahl, eine Zunahme; der Tonnengehalt von 257.191 Tonnen, die Bemannung von 29.202 Köpfen, die Pferdekraft als Motor mit 26.248 Pferdekräften aber weisen mit Ausnahme der Pferdekräfte, welche sich um 900 vermehrt haben, von Jahr zu Jahr eine beharrlich auftretende Verminderung auf. Da in der ausgewiesenen Schiffszahl auch Fischer- und Lichterbarken inbegriffen sind, so stellt sich heraus, daß die kleineren Schiffe sich mehren, die für die Bewerthung der maritimen Entwicklung maßgebenden Factoren,



Das Lloyd-Arsenal in Triest.

namentlich aber der Tonnengehalt zurückgehen. Damit ist auch der Maßstab für die Beschäftigung der größeren Werften gegeben. Administrativ gehören zum Hafengebiet von Triest außer dem Triester Territorium auch Istrien und das illyrische Küstenland, welche zusammen 7 Werften und 11 Stapeln ausweisen; hier kommen indeß nur die eigentlichen Triester Werften in S. Andrea (Lloyd), S. Rocco (Stabilimento tecnico triestino), S. Bortolo (Barcola, zwischen Triest und Miramar) und S. Lorenzo (Servola) in Betracht. Im Lloyd-Arsenal werden ebenso ganze Schiffe neu gebaut als Reparaturen auf den Docks vorgenommen. Im Laufe des Jahres 1889 wurde vom Lloyd-Arsenal der große Dampfer „Imperatrix" von 2.440 Tonnen-Gehalt vom Stapel gelassen. Das Stabilimento tecnico triestino (seit 1869 eine Actiengesellschaft) betreibt mit einem Capital von 1 1/2 Million Gulden Maschinen- und Schiffbau, sowie Schiffreparaturen in seinen Dry-Docks. In seiner in S. Rocco an der Bucht von Muggia gelegenen Werfte liefen seit Bestand des Etablissements 222 Schiffe vom Stapel, darunter 31 für Rechnung der k. und k. Marine; in der Maschinenwerkstätte in S. Andrea nächst Triest werden Dampfmaschinen und sonstige Maschinen hergestellt. Die Gesellschaft beschäftigt in beiden Etablissements 2.000 Arbeiter. Das Etablissement baute im Jahre 1889 drei kleine Dampfer mit zusammen 443 Tonnen Gehalt. Ausbesserungen wurden im Lloyd-Arsenal an 84 Dampfern (von rund 88.000 Tonnen) und an 49 Barken, im Stabilimento tecnico triestino an 81 Dampfern (von rund 34.000 Tonnen) und an 8 Segelschiffen ausgeführt; in S. Lorenzo haben die betreffenden Arbeiten sich auf 3 Dampfer (von zusammen 150 Tonnen) und 18 Barken beschränkt. Auch in anderen Etablissements wird in Triest die Production von Maschinenwerkzeugen und Schiffsrequisiten fabriksmäßig betrieben. Für Arbeiten und Reparaturen an Schiffstheilen, die unter dem Meeresspiegel liegen und ohne die Schiffe auf eine Werfte zu bringen vorgenommen werden sollen, sowie für auf dem Meeresgrund vorzunehmende Arbeiten überhaupt treten Taucher in Verwendung.

Unter den übrigen industriellen Etablissements nimmt die Dampfmühle Economo, erbaut im Jahre 1872, eine hervorragende Stelle ein. Dieselbe liegt unweit vom Centrum der Stadt am Wege nach dem beliebten Spaziergang S. Andrea. An die eigentliche Mühle schließen sich Lagerräume für Getreide und Mahlproducte, Werkstätten, Stallungen u. s. w. an. Die Einrichtung des Etablissements ist durchaus den neuesten Anforderungen der Fabrikation entsprechend und den besten ungarischen Mühlen gleich. Fünf Stahlkessel liefern den für den Betrieb zweier Motoren nöthigen Dampf, welche 450 bis 600 Pferdekraft entwickelt, so daß binnen 24 Stunden 1.000 Metercentner Getreide gemahlen werden können. In diesem Etablissement finden 300 Arbeiter Beschäftigung. Das Rohmateriale ist theils inländisches, theils russisches erster Qualität. Die Mahlproducte genießen wegen ihrer ausgezeichneten Qualität einen Weltruf und finden nicht nur im Localconsum Absatz,

sondern haben sich auch den Weg nach der Levante, nach Egypten, England ꝛc. erschlossen und kommen bei dem österreichischen Export nach Amerika und Indien in erster Linie in Betracht. Auch wurden sie bei verschiedenen Ausstellungen (1873 auch in Wien) durch Preise ausgezeichnet. Das Etablissement wurde 1875 durch den Besuch Seiner Majestät des Kaisers, 1881 durch den Seiner k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Rudolf ausgezeichnet. Desgleichen verdient eine besondere Erwähnung die in Servola bei Triest bestehende großangelegte Seil- und Taufabrik (Giuseppe Angeli), welche mit den



Taucher in Triest.

neuesten mechanischen Hilfsmitteln: Dampfmaschinen, Locomobilen, Kämm-, Spinn-, Flechtmaschinen u. s. w. ausgerüstet, allen Anforderungen der k. und k. Kriegs- und der Handelsmarine zu entsprechen vermag und ein auch im Ausland bestens geschätztes Product liefert.

Die Teigwaarenproduction und Zwiebackbäckerei hat sich trotz der wohlbekannten neapolitanischen Concurrenz dennoch, zunächst freilich mehr im Localconsum, ein nicht unbedeutendes Absatzfeld erobert. Einige mit Dampfkraft arbeitende Mehlspeisefabriken, welche als Nebenproducte auch Kleie und Schrot liefern, streben nicht ohne Erfolg darnach, sich immer neue Consumgebiete im Inland zu eröffnen. Die seit 1816 bestehende Mehl-

speisenfabrik der „Gebrüder Girardelli“ ist nach Art der neapolitanischen Fabriken eingerichtet und genießt einen Weltruf. Zur Vermahlung des harten Korns, des anerkannt besten Materiales für das Erzeugniß der Fabrik, dient eine eigene Mühle. Die Producte der Fabrik, mit welcher eine zweite („Grezler und Duodo“) gleich rüstig fortschreitet, haben nicht nur im Localconsum und der Schiffsproviantirung den concurrirenden italienischen Producten gegenüber den Platz behauptet, sondern sich auch nach den benachbarten adriatischen Provinzen, nach der Levante, England, Schottland, Amerika und Indien den Weg erschlossen. Das Etablissement arbeitet mit 2 hydraulischen Pressen, 3 Perpendical- und Vertical-Schraubenpressen, beschäftigt 50 Arbeiter und liefert täglich 30 bis 35 Metercentner Mehlspeisen. Die Dreher'sche Bierbrauerei und ein anderes in bescheideneren Dimensionen arbeitendes Etablissement erzeugen verschiedene Biergattungen; die erstere liefert überwiegend schwere Biere für den Export, letzteres leichtere Biere. Die Chocolade-Erzeugung wird in zwei Fabriken betrieben, deren Producte und deren Leistungsfähigkeit weit über Triest hinaus anerkannt sind.

Die Seifenfabrikation Triests ist eine altbewährte. Die Producte der gegenwärtig bestehenden 7 Siedereien erfreuen sich verdienter Anerkennung. Auch für die Erzeugung fetter aromatischer Öle, Probeöle, Wagenschmiere, ferner für die Fabrikation von Leder, Spielkarten und Cigarrettenpapier bestehen Etablissements. Hervorzuheben sind noch die Segeltuchfabrikation, die typographischen und lithographischen Etablissements, deren Erzeugnisse vorzügliche sind, die Rosoglio- und Liqueurfabriken &c.

Die in anderer Rücksicht beklagenswerthe Natur des Bodens um Triest ermöglicht die Gewinnung eines in unerschöpflicher Menge vorhandenen und wegen seiner Dauerhaftigkeit und Formbarkeit zu Steinmetzarbeiten vorzüglich geeigneten Steines, welcher als Pflastermaterial nach Italien, Egypten und für Bauten und Ornamentirungen nach Wien, Pest &c. versendet wird.

Die Eisproduction findet in einer seit kurzem errichteten Kunsteisfabrik (in Barcola bei Triest), sowie in den Eishöhlen und Trichtern auf dem Plateau des Karstes einen industriell nicht unwichtigen Vorschub.

Als eine Specialität der Triester Industrie gelten die sogenannten „echten Triester Peitschenstöcke“. Sie werden aus Zürgelholz (Salgen) angefertigt und bilden einen Exportartikel nach Österreich-Ungarn, Deutschland und Italien. Besondere Elasticität und Festigkeit des Materiales verschafften demselben einen weitausgebreiteten Ruf. Das Zürgelholz wächst in den Karstgegenden um Triest und bildet eine nicht unbedeutende Einnahmequelle der Bewohner des Karstes. Eine Triester Firma (Anton Lautmann) betreibt die Erzeugung der Peitschenstöcke seit 1810 und producirt jährlich circa 300.000 Stück, die zumeist nach Böhmen, Mähren und Norddeutschland versendet werden.

Die Fischereiverhältnisse im Küstenland.

Von dem höhlenreichen Karstgebirge, welches die Bucht von Triest umrahmt, bis weit in den Süden zu den buchtenreichen Gestaden Dalmatiens bietet die Adria eine lange, für die Zwecke der Fischerei günstige Küstenausdehnung. In Istrien sind namentlich die Buchten von Muggia, Sicciole bei Pirano und der Kanal di Leme geschützte, für die Ausübung der Fischerei günstige Örtlichkeiten. Man sollte daher glauben, daß an einer solchen Küste sich eine zahlreiche Fischerbevölkerung und ein wohl entwickeltes Fischereiwesen vorfinde. Es ist dies aber nicht der Fall, wir treffen vielmehr nur einzelne Sitze einer lebhafteren Küstenfischerei, wie z. B. Isola, Pirano und Rovigno. Diese Erscheinung, die sich auch an den Küsten anderer Meere wiederholt, hängt weniger von der Örtlichkeit, als von den allgemeinen Erwerbsverhältnissen ab. Wo Mangel an Erwerbsgelegenheit ist, dort werfen sich die Küstenbewohner auf die Fischerei. Das auffallendste Beispiel dieser Art ist die venetianische Fischerstadt Chioggia, die an der viel ungünstigeren, wenig geschützten Ostküste Italiens gelegen, sich nichtsdestoweniger zum ersten Fischereiemporium der Adria aufgeschwungen hat.

Daß unsere Küstenbewohner bei der Strandfischerei geblieben sind, hat seinen Grund in den vielen geschützten Buchten, woselbst ohne größere gedeckte Fahrzeuge gewisse Zweige der Fischerei ausgeübt werden können. Auch zog der für die Landwirthschaft günstige Boden der Küsten von der Fischerei ab. Die Seefischerei bleibt stets ein unsicheres und mühevolles Gewerbe, da günstige, ausgiebige Fischzüge von zufälligen Umständen abhängen. Die Mehrzahl der Küstenbewohner hat es daher vorgezogen, sich der Landwirthschaft, dem Wein- und insbesondere dem Ölbau zu widmen, die Fischerei dagegen nur als Nebenerwerb zu betreiben. Es wird in manchen Publicationen über Seefischerei geklagt, daß dieselbe an unseren Küsten darniederliege und der Bevölkerung geringen Gewinn einbringe. Zugleich wird auf das großartige Fischereiwesen anderer Nationen, namentlich der Nordamerikaner, Holländer und Franzosen hingewiesen, sowie auf die großen Summen, welche diese Staaten zur Hebung und Vervollkommnung desselben verwenden. Ein solcher Vergleich ist indeß nicht zutreffend. Es ist zu beachten, daß die weiten Flächen des atlantischen Oceans und der Nordsee von gewaltigen Mengen gesellig lebender Wanderfische, von Schellfischen und Häringen bevölkert sind. Die Fischerei im Mittelmeer wird mangels der genannten Fischarten, namentlich des Schellfisches (Kabeljaus, Stockfisches), diese Bedeutung nie erlangen können.

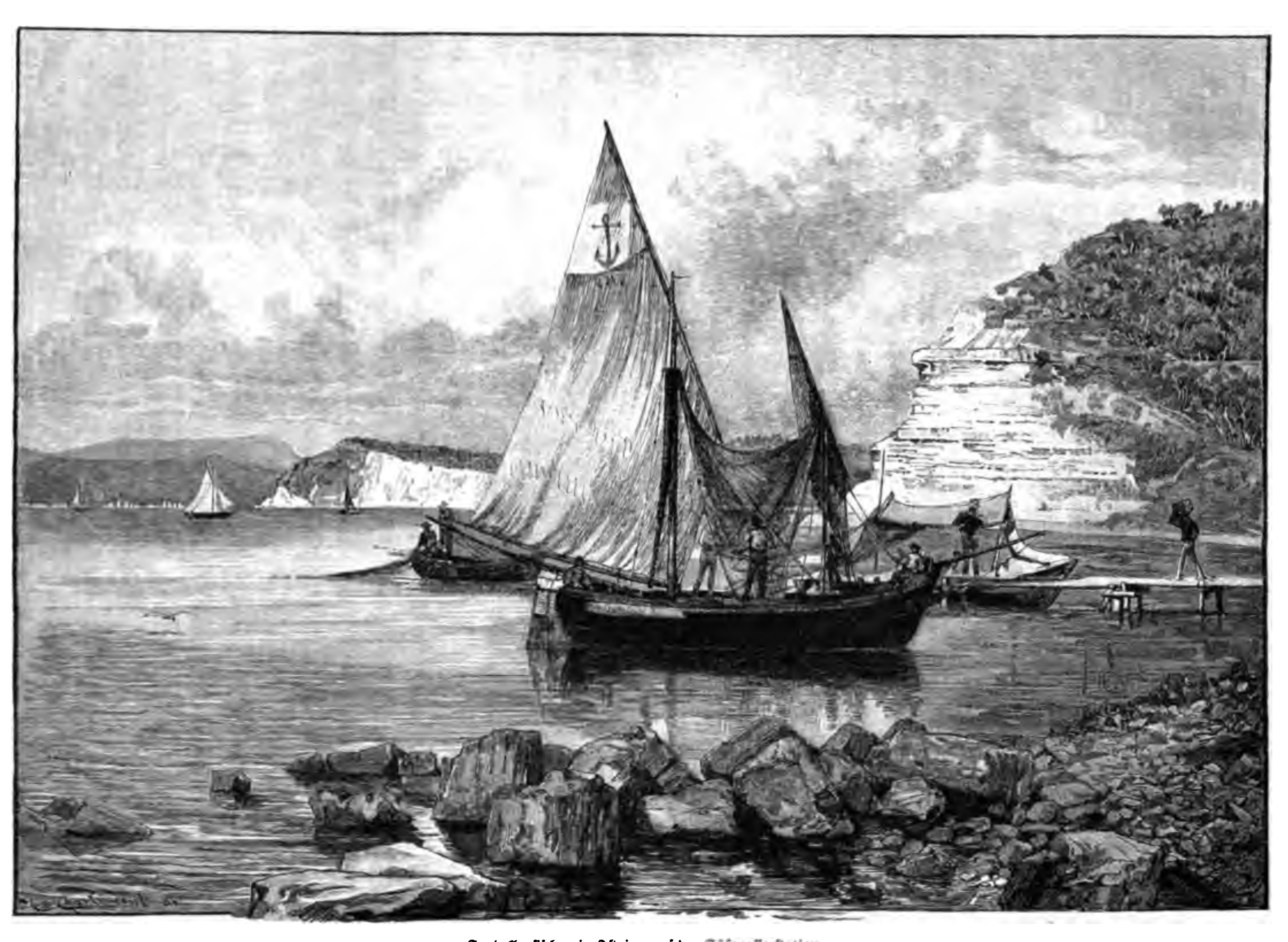
Nur der Thunfisch, die Makrele, die Sardelle und die Anchovi, die im Mittelmeer vorkommen, gestalten die Fischerei noch einigermaßen gewinnbringend, können aber im conservirten Zustand nicht jene allgemeine Verbreitung als Volksnahrungsmittel erlangen

wie der Stockfisch und der Häring. Ob es möglich ist, jemals durch künstliche Verpflanzung dieser oder ähnlicher massenhaft zusammenlebender Fischarten die Mittelmeerfischerei zu heben, ist sehr fraglich. Die vielen vergeblichen Versuche, fremde Fischarten zu acclimatisiren, scheinen zu zeigen, daß man nicht zuviel Hoffnung darauf setzen darf.

Was die einzelnen Fischarten betrifft, so muß zunächst hervorgehoben werden, daß das adriatische Meer, als Theil des Mittelmeers, dieselbe Zusammensetzung seiner Thierbevölkerung zeigt, welche als nördliche Mittelmeerfauna bekannt ist. Wichtig für die Fischerei sind besonders diejenigen Arten, welche gesellig auftreten, die sogenannten Wander- oder Zugfische. Die Benennung Wanderfische rührt von der älteren irrigen Auffassung her, daß dieselben aus weit entfernten Meerestheilen einwandern. Man könnte dieselben indeß besser pelagische Fische nennen, da sie, wie andere pelagische Thiere, Medusen, Salpen ꝛc., nur zeitweise an den Küsten erscheinen und dann wieder in größere Tiefen hinabtauchen. Die Adria beherbergt von diesen Wanderfischen sechs wichtigere allgemein bekannte Arten: die Sardelle, italienisch Sardella (Clupea sardina), den Anchovi, italienisch Sardon (Engraulis enchrasicolus), den Thunfisch, italienisch Ton oder Tonnina, die Makrele, italienisch Scombro (Scomber scomber) und zwei Arten Palamiden.

Weitaus am ergiebigsten ist die Sardellenfischerei, welche auch die meisten Fischer beschäftigt. Die Sardellen, zur Familie der Clupeiden gehörig, leben in der kälteren Jahreszeit in den tieferen Seegründen und laichen dort im October und November, woselbst auch die Brut aufwächst. Mit der wärmeren Jahreszeit, März oder April je nach den Witterungsverhältnissen, erscheinen die Sardellenschwärme längs den Küsten und Buchten Istriens wie Dalmatiens. Im Anfang des Frühjahrs halten sie sich noch in den tieferen Wasserschichten auf und steigen erst im Sommer, Juni und Juli, allmälig bis an die Oberfläche hinauf, um im Herbst ebenso allmälig, wie sie erschienen sind, wieder in die Tiefe zu verschwinden. Höchst wahrscheinlich sind die Temperaturverhältnisse des Wassers und das damit verbundene Vorkommen ihrer Nahrung, aus kleinen Spaltfüßern (Copepoden) bestehend, die Ursachen dieser Ortsveränderungen.

Der Fang der Sardelle geschieht mit Zug-, Stand- oder Hängenetzen. An der istrischen Küste wird das Standnetz am meisten gebraucht, namentlich da, wo die Küsten felsig sind. Die Standnetze, italienisch Sardellera oder Manaide, sind Netzwände von circa 25 Meter Länge und 5 bis 7 Meter Höhe, deren Maschen circa 2 Centimeter weit sind. Die untere Kante ist mit Bleistücken beschwert, während die obere Kante durch Korkstücke im Wasser schwimmend erhalten wird. Solche Netzwände, italienisch „Spedoni“, können in beliebiger Anzahl durch die Randleinen aneinander geknüpft werden, so daß zuweilen das ganze Netz eine Länge von tausend Meter hat. Beim Gebrauch desselben rudern oder



Sardellenfischer in Istrien auf der Süßwasserstation.

segeln die Fischer mit ihren Barken in die See hinaus bis zu der Stelle, wo sie Sardellenschwärme an der Oberfläche sehen oder aus gewissen Anzeichen in größerer Tiefe vermuthen. Dort wird ein Anker an einem langen Tau versenkt und die Barke, das Tau auswerfend, in der Richtung fortgerudert, wo der Schwarm mit der Strömung treibt. Nun wird ein Stück des Netzes nach dem andern ins Wasser hinabgelassen, und zwar verschieden belastet, je nach der Tiefe, in welcher die Sardellen streichen, bis die Barke, auf das veranckerte Tau gestützt, über dem Anker anlangt. Befinden sich die Sardellen in den höheren Wasserschichten, so wird längs des Netzes noch Köder (zerquetschte Taschenkrebse, namentlich Carcinus maenas) ins Meer gestreut, um die Fische anzulocken. Aus der Bewegung des Netzes, welche die in den Maschen mit ihren Kiemendeckeln hängengebliebenen Sardellen verursachen, sowie aus andern Anzeigen, wie das Emporsteigen abgelöster Schuppen, können die Fischer schließen, ob der Fang gelungen ist. Alsdann wird das Netz in derselben Ordnung, wie es hinabgelassen wurde, wieder aufgezogen, worauf die Fische aus den Maschen herausgelesen und in Körbe oder Siebe gelegt werden. Mit dieser Fischerei beschäftigen sich von April an bis in den September die Fischer der istrianischen Orte Muggia, Capodistria, Isola, Umago ꝛc. Die Sardellen werden gegenwärtig zum größten Theil von den in Isola befindlichen Sardellenfabriken angekauft, wo sie nach der in Frankreich gebräuchlichen Methode in Öl conservirt und in zugelötheten Blechdosen in den Handel gebracht werden. Der Fang der kleineren Anchovis geschieht in ähnlicher Weise mit Zug- und Standnetzen, doch sind die Netzmaschen entsprechend enger.

Die Makrele zeigt sich nur vom Frühjahr bis in den Herbst an unsern Küsten. Die größten Schwärme erscheinen im Hochsommer, wo sie das Wasser in gewisser Tiefe eilig durchziehen. Die Makrelenfischerei geschieht theils mit Zug- und Standnetzen, theils mit Angelschnüren. Die Zug- und Standnetze sind ähnlich den beim Sardellenfang gebräuchlichen. Die Angelfischerei auf Makrelen wird noch wenig geübt und würde, mit größeren Fahrzeugen auf hoher See betrieben, gewiß ebenso reichen Fang liefern wie im atlantischen Ocean. Als Sport wird die Angelfischerei, von kleinen Segelbarken aus, von den Städtebewohnern vielfach getrieben. Die hierbei gebräuchliche Angelschnur ist die sogenannte „pannola da scombri“. Die Leine endigt in vier Schnüre, jede mit einer Angel versehen, wovon zwei mit kleinen Bleistücken beschwert sind. Als Köder dienen Stücke der Sepia oder Sardelle.

Gleich der Makrele und Sardelle ist der Thunfisch in der kälteren Jahreszeit nicht zu sehen und erscheinen seine Züge erst in dem wärmeren Theil des Jahres. Man ist noch nicht einig darüber, ob der Thunfisch sich in die Tiefen des Mittelmeers oder des atlantischen Oceans zurückzieht, da constatirt wurde, daß Thunfischschwärme durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer ziehen. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß die Thunfische des

östlichen Mittelmeerbeckens sich dort in die Tiefe begeben, und daß manche Thunfischzüge des westlichen Theiles sich in die Tiefen des Oceans versenken.

Die Thunfischerei wird längs der Steilküsten Istriens betrieben. Wir finden daselbst an passenden Stellen die Beobachtungsstationen, in langen aufgerichteten Leitern oder hohen Bäumen mit einem Holzgestell bestehend. Sie dienen den Fischern, um die Ankunft eines Thunfischzuges zu erspähen. Zum Fang bedient man sich einer Art Zug- oder Einschließnetzes, die „Tonnara“ genannt. Die Methode des Fanges beruht auf der Eigenheit der Thunfische, stets in einer gewissen Richtung längs der Küste fortzuschwimmen. Sobald ein Zug erspäht worden ist, wird das Netz mittels Barken so aufgestellt, daß es anfangs gegen die Küste rechtwinkelig geführt, dann im Winkel umgebogen und endlich parallel zur Küste ins Meer gelegt wird. Auf diese Weise ist den heranschwimmenden Fischen sowohl der weitere Weg längs der Küste als das Ausweichen ins freie Meer durch die bis auf den Grund reichenden starken Netzwände der Tonnara verwehrt. Die Tonnara ist ein aus starken Stricken verfertigtes schweres Netz, das nur am oberen Ende mit Korkschwimmern versehen ist. Die Höhe des Netzes ist jeweilig der Tiefe des Meeres angepaßt und beträgt 20 bis 25 Meter, bisweilen auch mehr. Die Länge des Netzes variirt von 200 bis 300 Meter. Ist der Thunfischschwarm in diese Art von Netzsackgasse gerathen, so wird die Tonnara zugezogen, worauf die Fische in den engmaschigsten Theil des Netzes eingeschlossen werden. Hier werden die Thunfische getödtet und ans Ufer gezogen. Das ungestüme Umherschießen der vom Netz beengten Thunfische, die ihre blauschimmernden Körper hoch aus dem Wasser heben und mit den Flossen die See schlagen, so daß der Schaum aufspritzt, ferner der Tumult unter den Fischern, die von ihren Barken aus die Beute zu bewältigen trachten, indem sie mit Beilen und Rudern auf dieselbe losschlagen und die todten Fischleiber mit eisernen Haken ans Ufer ziehen, bieten dem Zuschauer eine interessante, aufregende Scene. Die todten Thune werden sofort ausgeweidet und auf die nächsten Märkte gesandt. Bisweilen läßt man die Tonnaren an verschiedenen günstigen Küstenstellen längere Zeit im Meere stehen, aber große feststehende Thunfischnetzeinrichtungen, wie sie in Italien, namentlich in Sardinien gebräuchlich sind, fehlen an unseren Küsten. Dem Thunfisch verwandt, aber kleiner ist die eigentliche Palamide, italienisch Palamida (Pelamys sarda) und ein Bonitfisch, italienisch Sgionfetto (Auxis Rochei). Dieselben werden mit ähnlichen Netzen gefangen, nur in weit geringerer Anzahl; doch ist ihr Fleisch viel wohlschmeckender als dasjenige des Thunfisches.

Die größte Artenzahl der Fische der Adria lebt constant das ganze Jahr hindurch in den weniger tiefen Gewässern längs der Küsten und in den Buchten. Es sind dies die sogenannten Standfische. Dieselben sind nie in so großen Mengen versammelt wie die erwähnten Wanderfische, daher für die Fischerei erst in zweiter Linie wichtig. Zunächst

ist hier die Gruppe der Meeräschen oder Mugiliden zu nennen, von denen mehrere Arten an unsern Küsten vorkommen. Die Meeräschen finden sich vorzüglich in seichten Buchten, namentlich gern in der Nähe von Flußmündungen und Lagunen und lassen sich selbst in süßem Wasser aufziehen. Sie leben gesellig in kleineren Schwärmen und drängen sich zu den Laichzeiten und im Winter in größeren Mengen in die Buchten und Flußmündungen hinein, so daß der Fang dieses schmackhaften Fisches nicht unergiebig ist.

Fährt man die Ufer der istrischen Küsten entlang, so wird man öfters in Form eines Fragezeichens eingerammte Pfähle gewahren. Die Pfähle bilden nämlich eine schwach gebogene Längsreihe, die schließlich spiralförmig angeordnet ist. Diese Vorrichtung dient zur Befestigung des „Saltarello" genannten Netzes und dient zum Fang der Meeräschen. Das die Pfahlreihe entlang ausgespannte Standnetz leitet die Fische bis in die Endspirale, von wo dieselben, keinen Ausweg findend, über das senkrechte Netz springen, um in ein außerhalb der Spirale flach auf dem Meere ausgespanntes dreimaschiges Netz, den „Salto", zu fallen, wo sie sich verwickeln und gefangen werden. In Buchten, wie z. B. der von Sicciole bei Pirano und an der Mündung des Quieto, werden die Meeräschen mit Zugnetzen gefangen, den sogenannten „Tratte da cievoli", die eine Länge von 500 bis 1.000 Meter bei einer Höhe von 20 Meter und 4 Centimeter Maschenweite haben. Diese Fischerei findet im Winter um Weihnachten statt, da zu dieser Zeit die Meeräschen in größeren Mengen in die Buchten ziehen. Beim Zuge dieses Netzes ist häufig eine große Anzahl Fischer thätig, da sowohl die der See zugekehrte Seite am Grunde niedergehalten, als auch dem Überspringen der Meeräschen vorgebeugt werden muß. Diese Art der Meeräschenfischerei wird meist von Pächtern betrieben, welche zwei Drittel des Fanges für sich beanspruchen und ein Drittel den Fischern überlassen. Die gefangenen Meeräschen werden sofort in flachen, mit Eis gefüllten Kisten verpackt und auf die Märkte versandt.

Einen Gegenstand eifriger Fischerei bilden auch die Seitenschwimmer oder Pleuronectiden, wie die Scholle, italienisch Passera, die Zunge, italienisch Sfoglia, die Glattbutte, italienisch Sfaso, und endlich die Steinbutte, italienisch Rombo. Die häufigsten dieser Seitenschwimmer, die Scholle und die Zunge, versammeln sich zur Laichzeit im Winter in größeren Mengen auf den Bänken nahe der Küste. Nur der edelste und größte Seitenschwimmer, welcher ein Gewicht von 10 Kilogramm und mehr erreicht, die Steinbutte, lebt einsiedlerisch. Die Schollen und Zungen werden mit einem besonderen Netz, der „Passarella" gefischt. Die gefangenen Zungen und Schollen werden auf den Markt gebracht und so lange auf Eis gehalten, bis der Vorrath verkauft ist. Die obigen Fischarten halten sich in größeren Seewasserbehältern viele Tage hindurch lebend und es ist zu bedauern, daß unsere Fischer keine Vorrichtungen haben, um die Fische in lebendem Zustande zu transportiren und auf den Märkten in Seewasserbehältern aufzubewahren. Durch die Lagerung auf Eis verlieren

gerade diese Fische viel von ihrem Wohlgeschmack und verderben schließlich oft ganz. Die Steinbutte wird mit einem besonderen einmaschigen langen Zugnetz, der „Rombrera" gefischt und gehört zu den besten und gesuchtesten Fischen des Marktes.

Eine weitere Gruppe von Standfischen besteht aus den verschiedenen Arten der Meerbrassen oder Spariden im allgemeineren Sinn. Sie zeichnen sich alle durch wohlbeschuppten Körper, Flossen mit Stachelstrahlen und die Bewaffnung der Kiefern mit Fang- und Schneidezähnen und rundlichen Pflaster- oder Mahlzähnen aus. Die Zahnbrasse, die eine bedeutende Größe erlangt, sowie die Goldbrasse sind zu den Edelfischen zu zählen. Die eben genannten Standfische werden das ganze Jahr hindurch gefischt, und zwar meistens mit Zugnetzen. Vielfach wird der Fang der Seebrassen und Rothbrassen außer mit der Angelleine auch mit dem Fischspeer, italienisch Fiocina, von kleinen, flachbodigen Booten, italienisch Sandali, Zoppoli, aus geübt. Die gewiß uralte Fischerei mit der Fischgabel findet namentlich bei Nacht statt, wobei der Fisch durch Feuerschein angelockt und geblendet wird. Mit der Fiocina wird zu zweien gefischt; indem der eine langsam das Boot fortrudert, erspäht der andere Fischer mit scharfem Auge den Fisch am Grunde und stößt mit starkem Arm den Speer auf ihn hinab.

Für den Fang der merkwürdigen langschnäbeligen Hornhechte, italienisch Angusigoli (Belone acus), die auch nicht weit von den Küsten wohnen, wird an einigen Orten in Istrien ein eigenthümlicher Angelapparat angewendet. Ein kleines Schiffchen aus Holz geschnitzt oder auch nur eine Planke mit einem kleinen Segel versehen, ähnlich einem Knabenspielzeug, läßt man vor dem Winde vom Ufer in die See hinausfahren und eine lange Leine entwickeln, die eine Reihe geköderter Angelschnüre trägt.

Die Lippfische „Labriden", italienisch Libe, buntgefärbte hübsche Fische, halten sich meist ganz nahe dem Ufer in den Algen-Seegraswiesen auf. Diese Fische sind es namentlich neben einigen Seebrassenarten, den Aalen, Tintenfischen 2c., für welche die Fischreusen, italienisch Nasse, gesetzt werden. Zu diesem Zweck wird der Eingang in die Reuse mit grünen Zweigen der Eiche oder Olive dicht besetzt und als Köder todte Fische und Crustaceen, zuweilen auch nur die Schulpe des Tintenfisches hineingelegt. Von diesen an 2 Meter langen Fischreusen aus Weidengeflecht koppelt man eine Reihe mit einer Leine aneinander, beschwert jede mit Steinen und senkt sie auf den Grund hinab. Zur Herausnahme des Fanges werden sie dann in einigen Tagen wieder aufgezogen und es wird so lange damit fortgefahren, als der Köder und die grüne Bekleidung derselben noch Fische anzieht.

Unter den vielen Arten von Standfischen, die das Meer unserer Küsten beleben, sei auch noch der kleinen Grundeln, italienisch Guatti, und der Ährenfische, italienisch Girai und Anguela, gedacht. Die Meergrundeln, Fische ähnlich unserem Süßwasserkaulkopf

(auch Groppe genannt), besitzen zu einer Art Saugnapf verwachsene Bauchflossen und einen schleimigen Körper. Trotz ihrer geringeren Größe sind sie doch von durchaus nicht unerheblichem Nutzen für die Küstenbevölkerung, da sie in großen Mengen und verschiedenen Arten überall vorkommen. Die Ährenfische sind noch kleiner als die Meergrundeln, leben aber in Schwärmen gesellig nahe der Küste, so daß große Mengen der, freilich wenig schmackhaften Fischchen gefangen werden können. Sie bilden den Hauptbestandtheil der „Minutaglia“, einer Sammlung verschiedener kleiner Fische, die auf dem Markte feilgeboten werden. Die Ährenfische werden mit besonderen Handnetzen, der „Anguellera“, mit sehr feinen Maschen gefangen.

Neben den Standfischen, welche theils nahe der Küste, theils auf seichten Gründen vorkommen, ist noch eine Anzahl Fische zu erwähnen, die das ganze Jahr hindurch nur auf den tieferen Schlamm- und Sandgründen des Meeres hausen. Es sind dies die Arten der Schellfische oder Gadiden, dann einzelne sonderbare Fischformen, wie der Petersfisch, italienisch Sampiero (Zeus faber) und der breitmaulige, flache Teufelsfisch, italienisch Rospo (Lophius piscatorius) und namentlich die große Anzahl der Rochen und Haie. Die Gadiden sind durch die Schellfische des Mittelmeers, italienisch Moli, meist kleinere Fische, vertreten. Etwas größer wird der Merlan, italienisch Merluzzo (Merlucius esculentus), der ein wohlschmeckendes Fleisch besitzt, während die Haie und Rochen, welche Knorpelfische in ziemlich großer Anzahl gefangen werden, meist nur den ärmeren Volksklassen zur Nahrung dienen. Eine einzige Art der Haifische, der Dornhai, italienisch Asial (Acanthias vulgaris), hat ein feineres, wohlschmeckendes Fleisch und erlangt deswegen auf den Märkten einen höheren Preis. Die Rochen, von denen einige zu bedeutenden Dimensionen auswachsen, sind sämmtlich gering geschätzte Fische. Auf den Markt kommen zumeist kleinere Arten von Haien, wie der Katzenhai, italienisch Pesce gata (Scyllium), der Hundshai, italienisch Pesce cane (Mustelus) und der Dornhai, die höchstens einen Meter lang werden. Im Binnenland knüpft man an den Namen Haifisch meist den Begriff eines gewaltigen, dem Menschen gefährlichen Meerbewohners. Dies ist aber bei den genannten Haien durchaus nicht der Fall, da dieselben ganz harmlos sind und nur Krustenthieren, Tintenfischen oder kleineren Fischen nachstellen. Der gewaltige Räuber, welcher alle wärmeren Meere unsicher macht, ist der Grundhai, italienisch Canizza (Carcharodon Rondeletti), der 4 bis 5 Meter lang wird, mit einer 40 bis 50 Centimeter breiten Rachenspalte, die mit großen dreikantigen, an den Rändern sägeartig eingekerbten Zähnen bewaffnet ist. Dieser ist aber zum Glück ein seltener Gast in der Adria und werden alljährlich in der langen Meeresstrecke von Triest bis nach den dalmatinischen Inseln höchstens fünf bis sechs Exemplare erlegt. Das Fleisch dieses Haies, sowie einiger anderen, ebenfalls seltenen größeren Haifische, die aber

weit weniger gefährlich sind, ist hart und übelriechend, weil reich an Harnsalzen. Alle diese Haie gehören zum Raubzeug, sie vernichten viele Fische, ohne selbst wesentlichen Nutzen zu schaffen. Daher wird für die Erlegung eines Grund- oder Menschenhaies von der Regierung die hohe Prämie von hundert Gulden bezahlt.

Während auf dem Festland nur die Weinbergsschnecke unter den Weichthieren zur Nahrung dient, ist das adriatische Meer reich an verschiedenen genießbaren Mollusken. Minder bekannt, aber nicht minder nützlich als die Auster sind verschiedene andere Arten von Muschelthieren, wie die Miesmuschel (Pedocchio di mare), die Arche Noah (Mussolo), die Gien-, Otter- und Pilgermuscheln, die Steckmuscheln u. s. f. Auch von bauchfüßigen



Austernfang bei Zaule.

Weichthieren, den Meerschnecken, dient eine Anzahl Arten, so die Purpurschnecke, italienisch Porpora (Murex truncata), das Brandhorn, italienisch Garusa (Murex brandaris), das Knotenhorn, italienisch Porgelata (Cassidaria echinophora) 2c. der Küstenbevölkerung zur Speise. Am wenigsten bekannt im Binnenland ist der Genuß der Kopffüßler, von denen nicht weniger als sechs Arten auf den Fischmarkt kommen. Von diesen ist der gewöhnliche Tintenfisch, italienisch Seppia (Sepia officinalis), am häufigsten und wird namentlich im April und Mai, seiner Laichzeit, in großen Mengen auf den flachen Sandgründen gefangen. Der Tintenfisch wird theils gebacken, theils in Öl gekocht und hat ein süßliches, wohlschmeckendes Fleisch. Noch besser und zarter ist der etwas seltenere Calmar (Loligo vulgaris), sowie der kleine Tintenfisch, italienisch Seppolina (Sepiola Rondeletti).

Alle diese Kopffüßler werden meist mit Zugnetzen, mit der „Tratta" und „Grippo", längs der Küsten und auf hoher See durch die Schleppnetze der italienischen Fischer

gefangen. Auch Angelvorrichtungen sind für den Tintenfischfang im Gebrauch, wie die sogenannte „Puschia“ und „Sustavizza“, das sind an einer Leine festgebundene kurze Stäbe, die an einem Ende einen Kranz spitzer Angelhaken tragen, während am anderen Ende Köder oder die Nachahmung des Tintenfisches aus Holz oder Kaninchenfell angebracht ist. Die Tintenfische bleiben, indem sie auf das Stäbchen losschießen und es mit ihren Armen umklammern, an den Angelhaken hängen. Ähnlich ist die Angelvorrichtung „Brancarella“, doch wird bei derselben eine angellose Lockschnur gebraucht, um den den Köder ergreifenden Tintenfisch langsam an die Oberfläche zu ziehen und ihn dann mit scharfen Angelhaken, die an einem Stock befestigt sind, anzuspießen. Auch in die Fischreusen gehen die verschiedenen Kopffüßler gern. Die gefangenen Tintenfische, Calmars und Sprutten werden nur frisch auf den Markt gebracht, wo man der „Sepia“ die Schulpe herausnimmt, die in den Handel kommt. Der Tintenbeutel wird hier nicht eingesammelt. Ein Korb mit solchen ausgeschulpten Tintenfischen wie man ihn öfters auf dem Markt zu sehen bekommt, hat indeß kein appetitliches Aussehen, da die Thiere von der ausgetretenen Tinte besudelt sind.

Die Meerschneckenarten sind nicht von besonderem Belang und wenig gesucht. Viel wichtiger ist die Fischerei der Muschelthiere, besonders der Auster und Miesmuschel. Beide Muscheln werden von den Fischern in den Häfen, ruhigen Buchten, wo sie sich an jeden Gegenstand, besonders gerne an Holzpfähle, auch an Steine &c. festsetzen, mittelst eines Handscharrnetzes abgelöst und in Körben zu Markt gebracht. Die Auster wird auch gezüchtet, und zwar nach der alten römischen Methode an Pfählen. Es sind diese Pfähle junge Eichenbäume, deren Wurzelende zugespitzt und deren Nebenäste abgeschnitten wurden. In weiten Abständen werden diese Bäumchen in tieferem Wasser so in den Schlamm- oder Sandgrund eingerammt, daß sie gänzlich unter Wasser stehen. Die schwimmende Austernbrut des Frühjahrs setzt sich an denselben fest und wächst dort auf. In zwei bis drei Jahren können marktfähige Austern abgelöst werden. Die Fischer in Zaule bei Muggia, wo diese Austernzucht besonders betrieben wird, fahren mit kleinen flachbodigen Barken, deren Rudergabeln auf einem Querbalken außerhalb des Bootsrandes stehen, die „Zoppoli“ genannt werden, nach den Stellen, wo sie ihre Austernpfähle auf dem Grunde wissen, und ziehen mit eigenartigen eisernen Zangen (Tanaglie genannt), die Pfähle ins Boot, sowohl um die Austern abzulösen, als auch um sie von Algen und Seethieren zu reinigen und hierauf wieder in den Grund zu stoßen.

Jeder Fischer in Zaule hat seinen ganz streng abgegrenzten Antheil am Meeresgrund, wo kein anderer Pfähle setzen darf. Die Pfahlausterzucht liefert zwar gute Austern, hat aber den großen Nachtheil, daß die nicht billigen Pfähle durch den Bohrwurm rasch zerstört werden, so daß sie nach drei bis vier Jahren bei der Hebung mit der Zange

leicht in Stücke brechen, und zwar gerade dann, wenn die ältesten, größten Austern noch daran festsitzen. Ferner kann die Pfahlausterzucht nur an ganz geschützten Stellen, wo keinerlei Brandung ist, gepflegt werden, weil sonst die Pfähle leicht umgestürzt und im Schlammgrund begraben werden. Aus diesem Grunde wird die Pfahlausterzucht nur an wenigen Orten betrieben und sind die Austern verhältnißmäßig theuer. In den vielen günstigen Buchten unserer Küsten könnten gewiß große Mengen von Austern mit Erfolg gezüchtet werden, falls man die Erfahrungen der tüchtigen französischen Austernzüchter benützte, wie denn auch die Triester Seebehörde in Verbindung mit dem neu gegründeten Seefischereiverein eifrig bemüht sind, diesen Zweig der Fischerei entsprechend zu heben.



Fischerhütte auf Zaule.

Der sehr nahrhaften Miesmuschel (Mytilus), welche nur in ruhigem Wasser gedeiht, dort aber jeden über dem Grunde befindlichen Gegenstand mit ihren Trauben überzieht, wird noch zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt und ist gar keine eigentliche Zucht derselben vorhanden. An den Austernpfählen kommt sie neben der Auster vor, beeinträchtigt aber dann die Austernzucht, wenn sie sich massenhaft anhäuft. Fälle von giftigen Miesmuscheln wurden, so viel verlautet, bisher im Küstenlande noch nicht beobachtet.

Die Archenmuschel, die an den Küsten Istriens, namentlich bei Pirano und Rovigno in großen Mengen vorkommt, beschäftigt eine Anzahl Fischer, die mit ihren Barken auf die Muschelbänke fahren, um mit den Scharrnetzen die Muscheln einzusammeln.

Weitere nicht zu unterschätzende Objecte der Seefischerei sind die verschiedenen Krustaceen oder Krebsthiere, wie die Hummern, die Langusten, die Spinnenkrebse, die norwegischen Krebse, die kleineren Taschenkrebse und Garneelen.

Der Hummer wird an der ganzen istrischen Küste gefunden, namentlich liebt er felsige Vorgebirge. Man findet zuweilen Exemplare von beträchtlicher Größe und Schwere. Im Frühjahr, März und April, trägt der weibliche Hummer die bläulichen runden Eier in großer Menge, an den Hinterleibsfortsätzen der unteren Seite befestigt, bis zum Ausschlüpfen der jungen Brut mit sich herum. Der Hummer wird in besonderen Reusen gefangen, die man längs den Küsten, mit Köder versehen, auf den Grund versenkt. Einzelne Krebse dieser Art werden auch mit der Zange, Tanaglia, gefaßt, wenn sie auf dem Grunde des Meeres sich zeigen. Vortheilhaft ist der Fang des Hummers bei Nacht, bei Feuerschein, welcher die nächtlichen Thiere in geköderte Netze lockt, oder indem man sie mit dem Fischspeer ansticht. Da der Hummer nach dem Tode rasch fault und an Wohlgeschmack einbüßt und der hohen Preise wegen nur allmälig verkauft, meist sogar nach den Städten im Inland exportirt wird, bewahrt man die gefangenen Thiere lebend auf. Dazu dienen meist große Körbe oder durchlöcherte kleine Boote, italienisch Marotte oder Burchi, die im Meere schwimmen oder auch versenkt werden. Der Nephrops oder „Scampo" figurirt als feinste Krebsart auf den Fischmärkten Triests, wie der istrischen Küstenstädte, wird aber nur im Quarnero an bestimmten Stellen weit vom Lande durch die Chioggioten mit Schleppnetzen gefischt. Ebenso geschieht der Fang des Gogers oder der Squilla durch die Schleppnetze der italienischen Fischer auf den Schlammgründen in weiterer Entfernung vom Ufer.

Aus den vielen Arten der Würmer, Stachelhäuter, Coelenteraten und Schwämmen oder Spongien des Meeres, die zum Studium der Lebensweise, Organisation und Entwicklungsgeschichte des Thierreiches so überaus lehrreiche Aufschlüsse bieten, sind nur wenige Formen von directem Nutzen und daher Gegenstand der Fischerei. Zu solchen gehören unter den Coelenteraten, speciell den Polypenthieren der rothe Korall (Corallium rubrum) und der Badeschwamm unter den Spongien, die niedrigste Ordnung derselben darstellend. Doch finden sich in Istrien keine Korallen, und obgleich schon in der Nähe von Triest einzelne Meerschwämme vorkommen, ist doch erst der südliche Theil Istriens von Rovigno an, vorzüglich aber Dalmatien mit seinen Inseln das eigentliche Gebiet der Schwammfischerei und es sind fast ausschließlich dalmatinische Fischer, die zu diesem Zweck mit ihren Segelbarken auch die Küsten Istriens befahren.

Industrie, Handel, Gewerbe, Hausindustrie, Salinen und Bergwesen in Istrien.

Im Innern Istriens verhindert die Spärlichkeit der fließenden Gewässer die Entwicklung bedeutenderer Industriezweige; solche gedeihen nur an der Meeresküste, wo sie günstige Verkehrsverhältnisse fördern. Schiffbau und Verwerthung der Meeresproducte Salz und Fische stehen in erster Linie.

Stolz ragen die Masten und Schlote unserer mächtigen Kriegsschiffe im gesicherten Hafen Polas. Das Arsenal der Kriegsmarine und die Oliveninsel bergen nebst den zahllosen Ausrüstungsgegenständen einer Flotte alle jene Hilfsanstalten und Maschinen, welche erforderlich sind, um die Seemacht des Staates möglichst rasch in Dienst zu stellen. Dächer, von luftiger Eisenconstruction getragen, schützen die zwei großen Werftstapel der Oliveninsel, auf welchen mehrere unserer Kriegsschiffe, darunter das erste österreichische Linienschiff „Kaiser", erbaut wurden. Vor kurzem gelangte daselbst das gewaltige Thurmschiff „Kronprinz Erzherzog Rudolf" zur Vollendung. Zwei Trockendocks und ein Balancedock sind zur Aufnahme ausbesserungsbedürftiger Schiffe, das eigenartige Werkstättenschiff „Cyclop" aber dazu bestimmt, die einer operirenden Flotte durch Gefecht oder Sturm zugefügten Schäden sogleich auszubessern. Dienen die technischen Anstalten der k. und k. Kriegsmarine in Pola ausschließlich den eigenen Zwecken, so lieferte die größte Privatwerfte Istriens, jene des „Stabilimento tecnico triestino" in S. Rocco bei Muggia nicht nur eine stattliche Reihe von Schiffen für Österreichs Seemacht, sondern auch fremden Kriegsmarinen (Griechenland, Rumänien, Argentinien), sowie Dampfer und Segelschiffe für Handelszwecke. Ausschließlich commerciellen Zwecken gewidmet sind die übrigen Schiffswerften Istriens, unter welchen jene von Lussinpiccolo weitaus den ersten Rang einnehmen. Daselbst wurden von 1853 bis jetzt mehr als 250 Segelschiffe weiter Fahrt mit über 100.000 Tonnen Tragfähigkeit neu gebaut. Unsere Handelssegelmarine befindet sich jedoch seit 1875 in stetem Rückgang, welcher auch die Thätigkeit unserer Schiffswerften auf das empfindlichste berührt. Die österreichische Rhederei kann aus den veralteten hölzernen Hochseesegelschiffen das auf neun Millionen Gulden veranschlagte Anlage-Capital nicht ohne die schwersten Verluste sogleich herausziehen, um es zum Bau solcher Schiffe zu verwenden, die dem Rheder heute noch lohnende Verwendung gestatten, wie Dampfer und große eiserne, zu transoceanischen Reisen geeignete Segelschiffe. Daher wurden in Lussinpiccolo seit 1885 nur mehr 27 Schiffe mit zusammen 3.123 Tonnen gebaut, darunter nur drei (eiserne) Hochseeschiffe. In gleicher Weise geht die Bauthätigkeit der übrigen Werften Istriens — Capodistria, Pirano, Rovigno, Isola, Volosca, Cherso, Lussingrande — zurück. Auch sie bereicherten unsere Handelsflotte von 1853 bis 1884 um 185 Schiffe mit 38.402 Tonnen. Seither aber dienen sie hauptsächlich zu Ausbesserungen; nur hier und da wird zu einem Küstenfahrer der Kiel gelegt. Ende 1890 besaß die istrische Rhederei noch 2.270 Schiffe mit 40.858 Tonnen Gehalt und 6.117 Mann Besatzung, doch waren darunter nur 45 Hochseeschiffe, von denen auf Lussinpiccolo allein 34 mit 18.869 Tonnen entfallen.

Dem Rückgang des Schiffbaues und der Rhederei steht ein erfreulicher Aufschwung in der Zubereitung conservirter Nahrungsmittel, insbesondere von Fischen gegenüber. Die bedeutendste Unternehmung dieser Art befindet sich in Isola. Aale aus der

Lagune von Comacchio, durch einen eigenen Dampfer abgeholt, werden geröstet, marinirt und in Fäßchen eingelegt, Sardinen gebraten und mit feinem Öl bedeckt in Blechbüchsen verschlossen. Weiter bereitet die Fabrik sogenannte russische Sardinen zu; diese Fische kommen von der norwegischen Küste in roh gesalzenem Zustand, werden in Isola gereinigt und mit Essig, Gewürzen und anderen Beigaben in Fäßchen verpackt. Ferner conservirt man Rindfleisch und feine Gemüse in Büchsen. Getrocknete Zwetschken aus Bosnien und Serbien werden in Dampf erweicht und gereinigt, in Holzkistchen eingelegt und schließlich in erhitzter Luft gedörrt. Dieser Artikel hat guten Absatz nach England, Scandinavien und Nordamerika. Neben diesem großen Etablissement, welches 150 Arbeiter und ebensoviele Frauen beschäftigt, bestehen zwei weitere Fabriken von Sardinenconserven in Isola, dann je eine in Rovigno, Fasana, Cherso und Capodistria. Die Isolaner Fabriken liefern jährlich allein an Sardinen mehr als zwei Millionen Büchsen. Die Conservirung der Fische in Blechdosen verdrängt ein älteres Gewerbe, jenes der „Salumieri", welche noch hier und da, so in Capodistria, Isola, Pirano, Lussinpiccolo und Cherso, Scombri, Sardoni und Sardellen in Fässern einsalzen.

Wassermühlen, doch fast nur den Localbedarf deckend, finden sich am Flusse Risano, an der Arsa und dem Foibabach, Dampfmühlen in Gimino, Dignano, Pola, Medolino und Rovigno; letztere liefert auch Teigwerk, welches bis Bosnien geht, und Schiffszwieback. Eine und die andere der steinigen Höhen der Insel Lussin trägt eine Windmühle, während auf Veglia in allen Häusern, hier und da auch auf Cherso, die Frauen ihr Getreide mittels primitiver Handmühlen vermahlen.

Ebensowohl für den heimischen Consum als für die Ausfuhr arbeiten die zahlreichen Ölpressen. Sehr wenige durch Dampf, die meisten mittelst eines Pferdegöpels, manche auch durch Menschenarme getrieben, liefern sie ein geschätztes Product. Die Oliven werden auf eine cylindrische, drei bis vier Meter breite, mit behauenen Steinen gepflasterte Unterlage gebracht, auf welcher ein 1·7 Meter hoher, 0·45 Meter dicker Mühlstein steht. Zwei Stunden lang wird derselbe gedreht, worauf die zerquetschte Masse in Säcke von Binsen, Cocosfaser oder Halfa gefüllt, zuweilen mit heißem Wasser begossen, durch zwei Stunden gepreßt wird, wobei das Öl abrinnt. Der rückständige Preßkuchen („polpame") wird zum Theil in einem Etablissement in Pirano zur Fabrikation von Seife und Maschinenöl chemisch extrahirt, im übrigen aber dem Borstenvieh verfüttert. An vielen Orten besteht noch der alte Brauch („decima"), den Ölmüller nicht in Geld, sondern durch Überlassung des zehnten Theils der Oliven zu bezahlen.

Ein eigenthümlicher Usus regelt für die kleine Pottaschenfabrik bei Montona den Bezug der nöthigen Holzasche, — diese wird zumeist nicht in Geld, sondern gegen Salz eingelöst.

Der Bauthätigkeit dienen eine große Dampfziegelei bei Pirano, sowie eine Fabrik von hydraulischem Cement auf der Insel S. Andrea bei Rovigno, welche ihr Rohmaterial zum Theil aus der Gegend von Albona bezieht. Viel Cement geht von da nach Italien, ja selbst nach Massaua. Ein feinkörniger, weißer Sandstein, der an der Luft erhärtet und eine bläulich-graue Farbe annimmt, wird in Marzana bei Dignano gebrochen. Er findet unter anderem auch zum Bau der Hofburg, wie ehedem zu jenem des Hofburgtheaters in Wien Verwendung. Andere Steinbrüche in Valle Oltre und Salvore versorgen vornehmlich Triest; jener zu Preluka bei Voloska liefert das Material für Fiumes Hafenbauten. Quarzsand („saldame“) wird mittels Tagbau aus einigen Gruben bei Pola und Dignano gewonnen und zur Glasfabrikation nach Venedig geliefert.

Erwähnung verdient noch eine Korkwaarenfabrik (Stöpsel, Rettungsgürtel und dergleichen) in Salvore; das Material wird aus dem Ausland bezogen, da die Korkeiche, welche in Istrien vorkommt, nur einen rissigen und geringwerthigen Kork liefert. Eine Schwefelmühle am Fluß Risano, eine Fettwaarenfabrik in Boljunz, eine Fabrik ordinärer Glaswaaren und eine solche chemischer Producte in Pirano, von Unschlitt und Leder in Muggia, eine Baumwollspinnerei bei Capodistria, eine bedeutende Wachsfabrik in Rovigno, endlich die Tabakfabrik daselbst vervollständigen das Bild dessen, was Istrien an industriellen Unternehmungen aufweisen kann.

Für Rovigno war die Errichtung der k. k. Tabakfabrik geradezu ein Segen, denn die Arbeiterinnen (780, außerdem 40 Männer) gewinnen daselbst nicht nur ihren Lebensunterhalt, sondern werden auch zu Reinlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit herangebildet. Freilich wandern die Ersparnisse keineswegs in Sparkassen, sondern werden, wie auch anderswo in Istrien, in Goldschmuck angelegt. Deshalb gedeiht auch das Gewerbe der Goldschmiede, welche übrigens auch für Dalmatien arbeiten, vorherrschend in Capodistria und Rovigno.

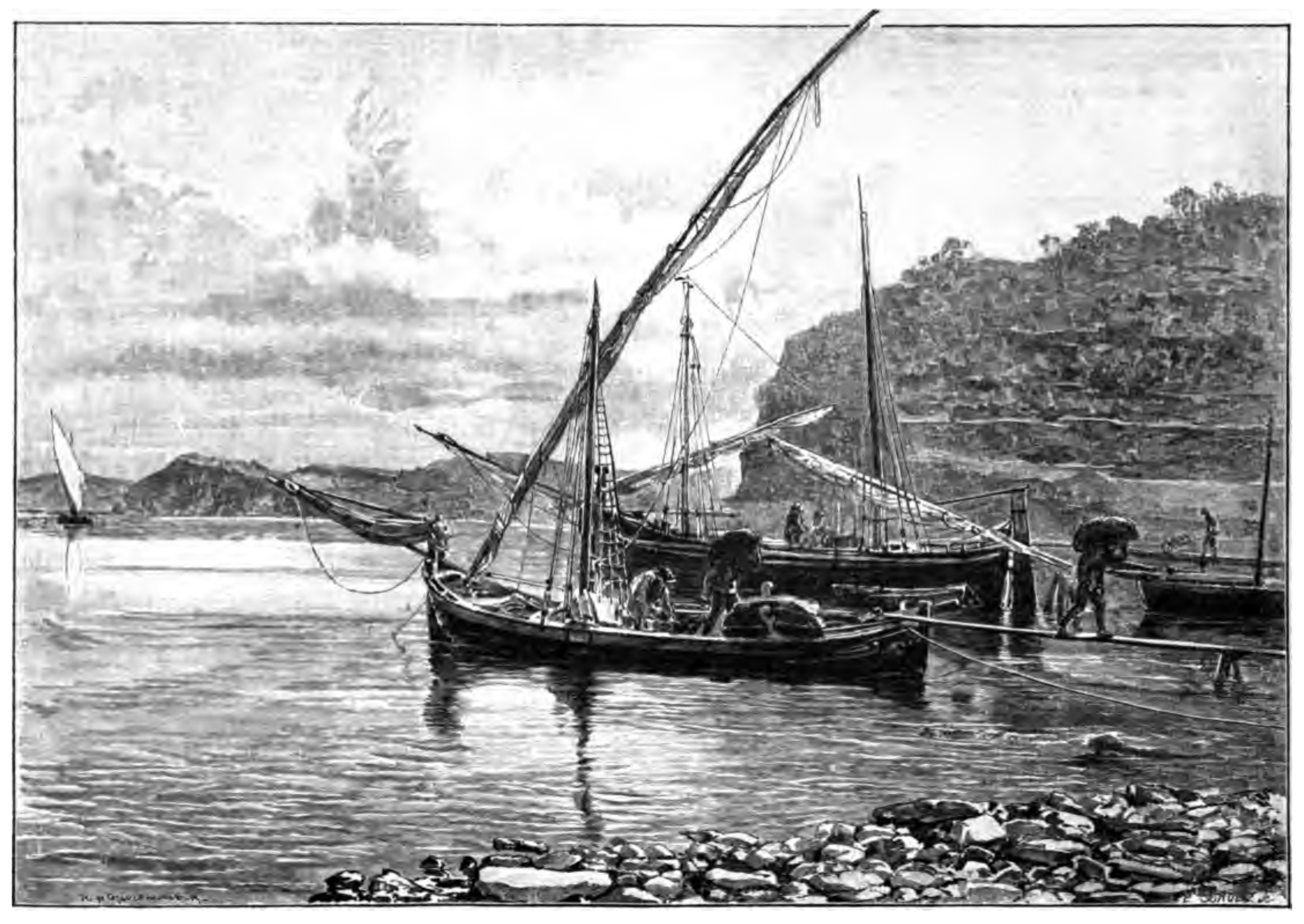
Als Hausindustrie besteht in Isola die Spitzenklöppelei; venetianische Muster dienen als Vorlage und die weibliche Jugend wird in einer vom Staat und der Gemeinde erhaltenen Klöppeleischule unterrichtet. Außerdem verfertigen die Bauern, besonders im Gebirge, dann auf den Inseln Veglia und Cherso, einen groben Schafwollloden für ihre Nationaltracht, einige Dörfer bei Castua Siebe und Sessel. Kohlenbrennerei wird von den Tschitschen schwungvoll betrieben und das Product nach Triest und anderen Küstenstädten gebracht. Endlich ist die Brotbäckerei zur Versorgung der Städte, besonders Triests, ein altes Hausgewerbe vieler istrischen Bäuerinnen. Eine eigenthümliche, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Industrie besteht in Dignano, wo ein Grundbesitzer die ihm zur Prüfung übergebenen Seidenwurmeier mikroskopisch untersucht und den Seidenzüchtern die Garantie gewährt, daß nur gesunde Eier zur Zucht verwendet werden.

Weniges ist über den Handel Istriens zu sagen. Der Import umfaßt Schiffbaumaterialien und Gegenstände des Localbedarfs, der Export die Landesproducte: Wein, Salz, Öl, Sumach, Brennholz (viel davon nach Italien), frische und conservirte Fische. Edelkastanien und Lorbeerblätter kommen von der Küste bei Volosca, sehr geschätzte Haselnüsse aus dem Bezirk Rovigno; das Schiffbauholz des Staatsforstes Montona ist für die k. und k. Kriegsmarine reservirt. Einen eigenartigen Hausirhandel betreiben viele Tschitschen. Sie wandern mit Essig, welcher aus geringerem Wein an der Ostküste Istriens erzeugt wird, weit herum, auch nach Böhmen.

Von nicht geringer Bedeutung ist auch die Fremdenindustrie, welche sich in neuerer Zeit an der von der Natur so bevorzugten Küste von Volosca-Abbazia-Lovrana entwickelt; sie wird durch einen lebhaften Verkehr kleiner Localdampfer nach Fiume gefördert.

Regelmäßige Dampferlinien verbinden sämmtliche Küstenstädte und die Inseln untereinander, sowie mit Triest und Fiume. Die Länge der Staatsbahn Triest-Herpelje, Divača-Pola mit der Abzweigung Canfanaro-Rovigno beträgt 172, jene der Südbahnstrecke St. Peter-Fiume, die sich zumeist auf istrischem Boden befindet, 57 Kilometer. Es besteht ein genügendes Straßennetz mit dem Centrum Mitterburg.

Besondere Bedeutung für Istrien haben seine Salinen. Tiefblaues Meer, von weißen Kalkbergen umkränzt, am Strande, hier und da überragt von dunklen Ölbäumen, Reihen weißer Häuschen, welche ein Netz rechtwinklig sich kreuzender Dämme und Kanäle bekrönen — so zeigt sich dem an den Buchten von Capodistria und Pirano Vorübersegelnden der innerste Grund dieser Meereseinschnitte. Ufernahe, seichte Seegründe, insbesondere solche, die durch Flußalluvionen verflacht wurden, bilden dort den Boden der Salinen, welche durch Dämme vor dem Einbruch von Springfluten der See, sowie vor Hochwässern der einmündenden Flüßchen geschützt sind; die Häuser dienen zur Wohnung der Salinenarbeiter. Zu jedem Krystallisationsbeet („Cavedino") gehören fünf einzelne Felder, welche je fünf Centimeter über einander liegen. Bei höchster Flut wird das Seewasser mittels Schleusen in das oberste Feld eingelassen; nachdem die sengenden Strahlen der Sommersonne ihm einen Theil seines Wassergehaltes entzogen haben, wird die so entstandene Soole in das zweite und durch Verdunstung immer mehr und mehr gesättigt in die folgenden Felder abgeleitet. Auf dem untersten, Cavedino, findet schließlich die Krystallisation statt, bei günstiger Witterung etwa am fünften Tage nach Beginn des Verfahrens. Die bessere Salzqualität ist von weißer, die mindere von grauer Farbe; letztere wird ausschließlich nach Kroatien versendet. Während die Salinenarbeiter das Salz mittelst Besen abkehren, empfangen eigens hergerichtete Rinnen und Gruben den flüssigen Rückstand, die Mutterlauge. Aus derselben werden in Pirano in einer dem



Küstenfahrer am Ankerplatz Kohle aufladend.

Salinenconsortium gehörigen chemischen Fabrik Bittersalz, Glaubersalz und Chlorkalium ausgeschieden. Die sodann noch erübrigende brom- und jodhaltige Flüssigkeit wird erwärmt und in einer daselbst bestehenden Badeanstalt zu heilkräftigen Bädern verwendet. Das gewonnene Salz wird vom Staat bis zu einem jährlich festgesetzten Quantum eingelöst, welches im Jahre 1890 im Ganzen 285.000 Metercentner weißes und 51.000 Metercentner graues Salz betrug und dessen Gesammtwerth zu Monopolspreisen 2,860.000 Gulden erreichte. Hievon werden jährlich etwa 5.000 Metercentner als Fabrikssalz dargestellt, welches an Bezugsberechtigte zu Begünstigungspreisen verkauft wird. Die Salinen von Capodistria bedecken 255, jene von Pirano 628 Hektar. Die Zahl der Krystallisationsbeete (cavedini) beträgt an ersterem Orte 3.724, in Pirano 7.034 Beete, der Stand der Arbeiterschaft im Ganzen 4.500 Köpfe. Salz, welches über die Limitation hinaus erzeugt wird, war nach Gesetzen aus der venetianischen Zeit in die See zu werfen. Gegenwärtig ist der Export desselben gestattet, und es geht auch hier und da eine Schiffsladung davon ins Ausland (Holland, Algier, Ostindien). Doch begünstigen die Handelsconjuncturen und Frachtsätze diese Ausfuhr nicht besonders; dagegen bezieht Bosnien jährlich eine bestimmte Menge weißes Salz aus Pirano.

Urkunden über die Salinen von Capodistria und Pirano sind uns erst aus dem XIII. Jahrhundert erhalten, doch weisen sie auf einen weit älteren Bestand hin. Nachdem Capodistria (1279) und Pirano (1283) sich Venedig ergeben hatten, erkannte die Republik alsbald die hohe Bedeutung dieses Stapelartikels und förderte seinen Absatz durch ihre weitverzweigten Schiffahrts- und Handelsverbindungen. Den kräftigsten Aufschwung nahmen indeß die Salinen von Pirano und Capodistria erst mit der Einverleibung der betreffenden Landestheile in Österreich, wodurch sie mit ihrem natürlichen Hinterlande verbunden und die Schranken beseitigt wurden, welche sie von diesem großen Absatzgebiete schieden. Gegenwärtig wird die fortdauernde Blüte der Salzgewinnung in den istrischen Salinen nur mehr durch ungewöhnliche Springfluten oder sehr regenreiche Sommer geschädigt.

Istrien besitzt nur einen einzigen, aber großartigen Bergbau, das im Besitz der Trifailer Kohlenwerksgesellschaft befindliche Braunkohlenbergwerk Carpano-Vines im Bezirk Albona. Die kohlenführenden Schichten gehören dem unteren Eocän an, sind im Kreidekalk muldenförmig eingeschlossen oder diesem als Überreste solcher Thalmulden aufgelagert. Dieser Schichtencomplex erreicht bis zu 113 Meter Mächtigkeit und enthält zahlreiche kleine, durch Bänder von Cerithienkalk geschiedene Flötze. Nur die untersten derselben, deren Mächtigkeit von 0·4 bis 3, durchschnittlich 0·9 Meter beträgt, sind abbauwürdig. Das Liegende besteht aus Kreidekalk, das Hangende aus Nummulitenkalk, Sandstein und Mergelschiefer. Diese vorzügliche Kohle ist pechschwarz, mit schwarzbraunem

Strich, fettglänzend, bitumenreich, leicht entzündlich und mit lichter Flamme brennend. Sie enthält 70 Procent Kohlenstoff und unterliegt nicht der Selbstentzündung. Bei einer Längenausdehnung im Streichen von 5.200, einer Breite im Verflächen von 700 bis 1.800 Meter beträgt der Flächeninhalt der verliehenen Grubenmaße 527 Hektar. Doch setzt sich das Flötzvorkommen auch weiter, besonders in nordöstlicher und östlicher Richtung fort, wie zahlreiche Aufschlüsse darthun. Man schätzt das abbauwürdige, außer den verliehenen Gruben noch vorhandene Kohlenterrain auf 4.000 Hektar. Gegenwärtig werden 700.000 Metercentner Kohlen jährlich gefördert und dürften sich in den bestehenden Grubenmaßen noch bei vier Millionen Tonnen „schwarze Diamanten" befinden. Dem Betriebe dienen die am Werk verwendeten Locomotiven und sonstigen Dampfmaschinen, zusammen von 300 Pferdekräften, und 35 Kilometer Eisenbahnen, wovon 27 Kilometer unterirdisch sind. Die zum Theil mit Pferden aus der Grube geförderte Kohle gelangt mittelst einer schmalspurigen, fast 8 Kilometer langen Locomotivbahn nach Stalije am Arsa-Kanal, dem Ankerplatz der Küstenfahrer. Daselbst werden aus dem Abfall an Staub und Feingries Briquettes gepreßt (150.000 Metercentner im Jahre); überdies wird das ganze Material sortirt und direct in die Schiffe verladen. Zwei Drittel der Jahresproduction gehen nach Ost-Italien, der Rest nach den österreichisch-ungarischen Seeküsten. Für das östliche Istrien ist dieser Bergbau, welcher bei tausend meist einheimische Arbeiter beschäftigt und ihnen jährlich eine Viertel Million Gulden an Löhnen zuführt, von hervorragender volkswirthschaftlicher Bedeutung.

Forstwesen in Istrien und Triest.

Die Wälder Istriens und des Gebietes der Stadt Triest, wovon erstere 25 Procent, letztere 19 Procent der Landesfläche einnehmen, sind in mehrfacher Hinsicht von jenen der übrigen österreichischen Kronländer verschieden. Während in letzteren die Hochwälder weitaus überwiegen, sind im Küstenland die Niederwälder mit meist sehr kurzem Benützungsalter vorherrschend, was theils in dem Mangel an Nadelhölzern, theils in den günstigen Absatzverhältnissen für schwaches Brennholz begründet ist. Auch die forstliche Flora weicht, namentlich in dem Küstenstrich und auf den quarnerischen Inseln, von jener der nördlicher gelegenen Länder bedeutend ab.

Man unterscheidet in Istrien drei durch Klima und Höhenlage ziemlich scharf getrennte Zonen, nämlich jene der Gebirgsregion, welche die bei Herpelje im Nordosten von Triest beginnende, bis Fiume und Fianona streichende isolirte Gebirgskette umfaßt und bei einer durchschnittlichen Seehöhe von 1.000 Meter in dem Monte maggiore (1.396 Meter) gipfelt, dann die Region des Hügellandes, zu welcher auch das Gebiet von Triest gehört, mit einer Seehöhe bis 500 Meter, endlich einen schmalen Küstenstreifen nebst den Inseln.

Die ausschließlich der Karstform angehörende Gebirgsregion enthält im nordöstlichen bis südöstlichen Abfall noch ziemlich ausgedehnte und gut geschlossene Wälder, deren Erhaltung wohl hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben ist, daß dieselben bis in die neueste Zeit einen Bestandtheil der Herrschaften Castelnuovo, Castua, Mitterburg, Mahrenfels und anderer bildeten und fast ausschließlich mit Rothbuchen bestockt sind, deren Holz für den Schiffbau nicht geeignet ist, während die Verwerthung als Brennholz in Hinblick auf den kostspieligen Transport für die Besitzer nicht lohnend war. Deßhalb behielten diese Wälder, obwohl sie mit den Einforstungsrechten der angrenzenden Ortschaften belastet waren, dennoch bis vor wenigen Decennien durchwegs den Charakter des Hochwaldes. Als aber ein Theil derselben wegen geringer Rentabilität von den Herrschaftsbesitzern an die Gemeinden verkauft, ein anderer Theil infolge der Servituten-Ablösung an die Eingeforsteten abgetreten wurde, begannen die neuen Besitzer die vorhandenen Holzvorräthe rücksichtslos auszubeuten und theils als Brennholz, theils als Kohle in die nahen Städte Triest und Fiume zu bringen, ohne dabei thatsächlich mehr als den ortsüblichen Taglohn zu verdienen und zum Nachtheil ihrer sonstigen Geschäfte. Aus Bequemlichkeit und Mangel an technischen Hilfsmitteln wurden nur junge Bäume gefällt, von den starken Stämmen aber blos die Gipfel und Äste abgehauen. Hierzu kommt noch der Übelstand, daß einige der an die Gemeinden abgetretenen Waldcomplexe von denselben an die nutzungsberechtigten Insassen derart vertheilt wurden, daß jeder der letzteren zehn bis zwanzig weit von einander getrennte, sehr schmale aber lange Waldstreifen erhielt, während die Weidenutzung gemeinschaftlich verblieb. Infolge dessen sind die Wälder des Gerichtsbezirkes Castelnuovo mit wenigen Ausnahmen in einer Weise verwüstet worden, daß ihr gänzliches Verschwinden und die Verkarstung des Bodens zu befürchten war. Die in neuester Zeit erfolgte Bestellung staatlicher Forstaufsichtsorgane läßt jedoch bereits einen Umschwung zum Besseren bemerken. Die systematische Bewirthschaftung der irrationell vertheilten Wälder wird aber erst nach zweckmäßiger Commassirung des Waldbesitzes möglich sein.

Günstiger gestalten sich die Verhältnisse in den Wäldern des Gerichtsbezirkes Volosca, wo insbesondere die Gemeinden Castua und Veprinaz ihre bedeutenden aneinandergrenzenden Hochwaldkomplexe von zusammen 5.000 Hektar nicht der Willkür der einzelnen Insassen überlassen haben, sondern als Gemeindeeigenthum in eigener Regie bewirthschaften. Auch wurden in jüngster Zeit für dieselben Wirthschaftspläne in Wirksamkeit gesetzt und geprüfte Förster angestellt. Leider ist infolge des geringen Werthes des Rothbuchenholzes die Rentabilität der Wälder eine äußerst geringe, weshalb man gegenwärtig darauf bedacht ist, Nadelholzbäume heranzuziehen. Daß übrigens letztere einst auch hier bestanden haben, wird durch aufgefundene Wurzelstücke und Kohlen, sowie

durch einige noch lebend vorhandene, wenn auch gipfeldürre Tannen bewiesen, deren Erhaltung nur ihrem Standort auf unzugänglichen Felsen zu verdanken ist. Nach Aussage der ältesten Gemeindeinsassen soll der Nadelholzwald bei einem im vorigen Jahrhundert stattgehabten großen Brande zerstört worden sein.

Der westliche Abfall des erwähnten Gebirgszuges, welcher zu den Bezirken Mitterburg und Pinguente gehört, ist nur in den oberen Theilen noch bewaldet, während der untere, näher bei den Ortschaften gelegene Theil infolge rücksichtsloser Holz- und Weidenutzung bereits stark verkarstet ist und nur durch einzelne vom Vieh verbissene Gebüsche die einstige Bestockung erkennen läßt. Die Bewirthschaftung und Ausnutzung jener Wälder (gleichfalls Buchen) war bis zu der in jüngster Zeit erfolgten Bestellung von staatlichen Forstorganen eine ganz ungeregelte und der Willkür der Insassen überlassen. Die Einführung eines systematischen Betriebes ist hier insoferne leichter durchführbar als im Bezirk Castelnuovo, weil die Waldungen sich noch unvertheilt im Besitz der Gemeinden befinden, wird aber anderseits durch den Mangel verläßlicher Gemeindewaldhüter erschwert.

Zur Gruppe der Gebirgswälder muß auch der 1.053 Hektar große Staatsforst Dlettvo bei Klana gezählt werden, dessen Umwandlung aus Buchenwald in Nadelholzwald bereits zum größten Theil mittelst künstlicher Pflanzung durchgeführt wurde.

In der Region des Hügellandes befinden sich die Wälder zumeist im Privatbesitz und sind vorherrschend mit weichhaarigen sommergrünen Eichen (Quercus pubescens), dann mit Zerreichen, orientalischen Weißbuchen (Carpinus duinensis), Hopfenbuchen und Blumeneschen bestockt, wozu sich noch andere einzeln eingesprengte Holzarten gesellen, wie die Steinweichsel (Prunus Mahaleb), deren Rinde jedoch nicht das den sogenannten Badnerweichseln eigene Aroma besitzt, dann der Zürgelbaum, dessen Stocktriebe zu Peitschenstielen verwendet werden. Die Rothbuche fehlt in dieser Zone, deren Klima für sie bereits zu warm und trocken ist. Diese meist unvollständig bestockten Waldungen werden im Niederwaldbetrieb derart bewirthschaftet, daß die Eichen (legna nera) im Alter von sieben, die anderen Holzarten (legna bianca) im Alter von vierzehn Jahren, das heißt bei jedem zweiten Abtrieb der ersteren zur Nutzung kommen, was darin seinen Grund hat, daß die Eichen nur wenige, aber stärkere Stocktriebe hervorbringen, während die zahlreichen Loden der übrigen Holzarten einer längeren Zeit bedürfen, um verwerthbar zu sein. Das dabei gewonnene Brennholz wird hauptsächlich nach Venedig ausgeführt, welche Stadt ihren Bedarf zumeist aus Istrien bezieht, weßhalb auch die dort üblichen geringen Dimensionen bei der Zubereitung des Holzes maßgebend sind; stärkeres Holz ist wenig beliebt und Scheitholz nur an industrielle Anstalten (Glasfabriken ꝛc.) verkäuflich.

Im Walde wird das Holz klafterweise geschlichtet und auch nach diesem Einheitsmaß (passo) an die Holzhändler verkauft, welche dasselbe zu den Seehäfen führen, dort

mit Weidenruthen zu Bündeln (fasci) von je 1.000 Stück binden lassen und sodann in dieser Form nach Venedig zu Markte bringen. Holzstücke von mehr als sieben Centimeter Durchmesser werden nicht gebunden, sondern als ein Fascio betrachtet, selbst wenn sie doppelt so dick wären, woraus sich die kurze Umtriebszeit dieser Niederwälder erklärt. Doch ergibt sich bei genauer Erhebung der einschlägigen Verhältnisse, daß ein höheres Benützungsalter im Interesse des Waldbesitzers liegt, da der durchschnittliche Zuwachs im Alter von zehn bis zwölf Jahren am größten ist und stärkeres Holz in Triest verwerthet werden kann, wenngleich der Verkauf nach Venedig wegen der in Gold erfolgenden Zahlung den Waldbesitzern vortheilhafter scheint.

In der allgemeinen Waldordnung vom 4. Jänner 1475 hatte die Republik Venedig die Umtriebszeit für das Unterholz in den damaligen Mittelwäldern Istriens auf 12 Jahre bestimmt, jedoch in der Waldordnung vom 10. December 1778 auf 8 Jahre herabgesetzt.

Da das aus Weißbuchen und anderen Sträuchern gewonnene Holz (legna bianca) um 40 Procent tiefer im Preise steht als Eichenholz, dabei aber ein doppelt so hohes Benützungsalter erfordert, so ist dessen Verkauf kaum lohnend und wird dasselbe deßhalb häufig nur zum eigenen Bedarf verwendet, welcher übrigens größtentheils durch die Abfälle des landwirthschaftlichen Betriebes (Weinreben, Oliven- und Maulbeerzweige) gedeckt wird. Ehemals wurden in Istrien viele Eichenstämme als Oberholz übergehalten, um zum Schiffbau verwendet zu werden; seitdem aber die Schiffswerften Istriens wegen der geringen Rentabilität der Segelschiffe verödet sind und die Kriegs- und Handelsdampfer aus Eisen hergestellt werden, hat auch diese Verwendung des Eichenholzes nahezu gänzlich aufgehört und wird die Brennholzgewinnung bevorzugt, welche dem Grundbesitzer in Hinblick auf den sehr schwankenden Ertrag der Landwirthschaft eine regelmäßig eingehende Rente sichert und ihm auch die Möglichkeit der Aufnahme von Anlehen auf Rechnung der zu gewärtigenden Holzernte gibt. Aus diesem Grunde ist der Werth eines gut bestockten Eichenniederwaldes jenem eines Ackers mittlerer Güte gleichgestellt und werden die Schlagflächen sorgfältig vor dem Vieheintrieb behütet, bis der junge Nachwuchs eine genügende Höhe erreicht hat.

Die eben geschilderten Verhältnisse herrschen jedoch nur in den von der Küste nicht allzu entfernten Gegenden vor, während in den entlegenen Theilen der Bezirke Mitterburg (Pisino), Albona und Pinguente sich der Transport des Brennholzes zur Küste nicht lohnt. Deßhalb wird dem Walde dort auch nicht jene Sorgfalt zugewendet und werden die Waldgründe, wo es nur möglich ist, behufs Anlage von Weingärten gerodet. Da der Untergrund in diesen Orten ein sehr brüchiger Mergel-, theilweise Thonschiefer ist und die Böschungen des Terrains meist ziemlich steil sind, so wird das fruchtbare Erdreich von den Regengüssen in kurzer Zeit abgeschwemmt und bilden sich Runsen, durch welche

nach und nach ganze Berglehnen ihrer Erdkrume beraubt und steril werden, wie dies z. B. nächst der Bahnstation Pinguente deutlich zu sehen ist. Durch die in jener Gegend abgeschwemmte Erde wird das Quietothal fortwährend erhöht, so daß die Bäume des in diesem Thal gelegenen Reichsforstes Montona vor der Fällung oft einen Meter tief ausgegraben werden müssen. Zur Beseitigung dieser Übelstände durch Verbauung der Runsen und Aufforstung der entwaldeten Lehnen sind bereits Verhandlungen im Zuge, sowie auch zur Wiederbewaldung der verödeten Karstflächen in den politischen Bezirken Capodistria, Mitterburg (Pisino) und Volosca seit 1887 ein Landesgesetz besteht, mit



Karstboden bei Sessana vor der Bewaldung.

dessen Durchführung eine aus Delegirten der Regierung, des Landesausschusses und der betheiligten Gemeinden zusammengesetzte Aufforstungscommission mit dem Sitze in Parenzo betraut ist, welche ihre Thätigkeit im Jahre 1888 begonnen hat.

In den nicht bedeutenden Staatsforsten Leme, Vidorno und Cornaria (zusammen 871 Hektar) ist der Mittelwaldbetrieb mit der Tendenz des Überganges zum Hochwald eingeführt, während der zu zwei Drittel mit Stieleichen und zu einem Drittel mit Ulmen bestockte, im Alluvialterrain stehende Staatsforst Montona, 1.347 Hektar, welcher früher für den Schiffbauholzbedarf der Kriegsmarine reservirt war, gegenwärtig als Hochwald eine geringe Bedeutung besitzt und durch landwirthschaftliche Culturen einen weit höheren Ertrag geben würde.

Von den quarnerischen Inseln ist Veglia ziemlich gut bewaldet, wenngleich die Forstwirthschaft auch dort viel zu wünschen übrig läßt. Die herrschenden Holzarten sind die weichhaarige (sommergrüne) Eiche und die orientalische Weißbuche. Der 569 Meter hohe Triskavac und das gegen den Canal della Morlacca abdachende Gehänge an der Ostseite der Insel sind jedoch ganz kahl, weil die von dem gegenüberliegenden kroatischen Kapella-Gebirge mit großer Vehemenz herabstürzende Bora, welche das Salzwasser aus dem genannten Meereskanal auf die diesseitige Küste treibt, jede Vegetation vereitelt.

Auf den Inseln Cherso und Lussin ist die forstliche Flora jener der dalmatinischen Inseln gleich, indem immergrüne Laubhölzer vorherrschen, von welchen die Stecheiche (Quercus ilex) das Oberholz, der Erdbeerbaum (Arbutus unedo), die Fillyree (Phillyrea media), der immergrüne Schneeball (Viburnum tinus), der Granatapfelstrauch, die Erica arborea, der spanische Wachholder und andere der mediterranen Flora angehörige Sträucher das Unterholz bilden.

Die aus einem langgestreckten schmalen und beiderseits steil abfallenden Bergrücken von 400 bis 600 Meter Seehöhe bestehende Insel Cherso besitzt zwar dem Steuerkataster zufolge noch 9.495 Hektar Waldgrund (28 Procent der ganzen Fläche), die Bestockung ist aber eine derart lichte, daß kaum die Hälfte dieser Fläche als wirklich bewaldet angesehen werden kann. Der größte Theil der Insel ist eine kahle, steinige Karstwüste, auf welcher hier und da einzelne Bäume als Reste des ehemaligen Waldes stehen und den Schafen als Schutz gegen Sonne und Unwetter dienen.

Die Ursachen der Verkarstung dieser Inseln ist in der sogenannten Kopfholzwirthschaft zu suchen, welche darin besteht, daß die Bäume im Turnus von 10 bis 12 Jahren geköpft, das heißt des Gipfels und aller Äste beraubt werden, so daß nur ein wenige Meter hoher Rumpf stehen bleibt, an dessen Abschnittsfläche sich wieder neue Zweige bilden, die nach Verlauf der genannten Zeit neuerdings abgehackt und als Brennholz verkauft werden. Die Waldbesitzer (Gemeinden und Private) sind hierbei von der guten Absicht geleitet, das Verbeißen des jungen Holznachwuchses durch das Weidevieh zu verhindern, da letzteres (meist Schafe) Tag und Nacht, Sommer und Winter aufsichtslos auf der Weide gehalten wird und der Abschluß der Schonungsflächen mit Mauern und Zäunen zu kostspielig wäre. Diese Absicht wird zwar während eines gewissen Zeitraumes erreicht, führt aber unausweichlich zum Ruin des Waldes, da die durch das periodische Abhauen der Krone beschädigten Bäume mit der Zeit kernfaul werden und endlich absterben, während die wegen spärlicher Samenbildung ohnedies in geringer Zahl entstehenden neuen Holzpflanzen vom Weidevieh vernichtet werden. Man sieht daher, insbesondere auf Cherso, große Strecken ehemaligen Waldlandes ausschließlich mit Kopfhölzern bewachsen, während der Unterwuchs ganz fehlt. Nach dem Absterben dieser Bäume bleibt nur mehr eine öde

Karstwüste übrig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die ausgedehnten kahlen, fast ganz vegetationslosen Flächen der Insel auf diese Weise entwaldet worden sind. Die Bemühungen der Staatsbehörden zur Einführung einer rationelleren Wirthschaft begegnen großen Schwierigkeiten, weil der ganze landwirthschaftliche Betrieb der hauptsächlich auf die Viehzucht angewiesenen armen Bevölkerung damit zusammenhängt und die mit keiner Regieauslage verbundene Weidenutzung die Haupteinnahmequelle derselben bildet.

Auf der mit Cherso beinahe zusammenhängenden Insel Lussin bestehen ähnliche forstliche Verhältnisse, doch ist dieselbe im Ganzen besser mit Holzgewächsen bestockt und selbst der 588 Meter hohe Ossero, das auf viele Meilen sichtbare Wahrzeichen der Schiffer,



Karstboden bei Herpelje nach der Bewaldung.

noch mit immergrünen Gebüschen bewachsen. Auch hat sich vor einigen Jahren ein Aufforstungsverein in Lussinpiccolo gebildet, welcher mit Hilfe von Staatssubventionen durch Aufforstung der die Stadt umgebenden kahlen Hügel bereits recht günstige Erfolge erzielt hat. Als Curiosum sei hier erwähnt, daß die $3^1/_2$ Seemeilen westlich von Lussin gelegene, mit einer auf Kalkunterlage ruhenden mächtigen Quarzsandschichte bedeckte Insel Sansego ganz waldlos ist und die Bewohner (über 200 Familien) ihren Bedarf an Feuerholz, insoweit die Abfälle der zahlreichen Weingärten nicht hinreichen, durch eigenmächtige Holzfällungen auf den benachbarten Inseln decken.

Wie bereits erwähnt ist die Küste Istriens ebenfalls vorwiegend mit immergrünen Sträuchern — meist Steineichen — bewachsen. Bei Pola findet man in dem von der k. und k. Kriegsmarine verwalteten Staatsforst Siana (auch „Kaiserwald" genannt) und

in den angrenzenden Privatforsten noch zahlreiche Exemplare der Korkeiche (Quercus suber), deren Korkschichte alle 8 bis 10 Jahre losgelöst und für Fischereizwecke verwendet wird; zu Pfropfen ist dieselbe wegen großer Porosität nicht geeignet. Endlich verdient noch der namentlich zwischen Lovrana und Volosca zahlreich wachsende Lorbeerbaum Erwähnung, dessen Blätter einen lohnenden Ausfuhrartikel bilden, während die Früchte zu officinellen Zwecken Verwerthung finden.

Das Gebiet der Stadt Triest enthält, abgesehen von dem als Park benützten Stadtwald Farneto und den in letzter Zeit vorgenommenen künstlichen Aupflanzungen, nur einige mit Eichen, Blumeneschen und Hopfenbuchen schütter bestockte Niederwälder, deren Holzzuwachs wegen des mageren Bodens und der zur Erhaltung des zahlreichen Viehstandes der bäuerlichen Bevölkerung unentbehrlichen Streugewinnung ein sehr geringer ist. Hauptsächlich war es die durch Jahrhunderte andauernde rücksichtslose Ausnützung der Gemeindegründe, welche den einstigen Waldbestand theils ganz vernichtet, theils auf schlechtwüchsiges Buschholz reducirt hat. Das Gebiet besteht derzeit zu einem Drittheil aus kahlen, nur spärliches Gras producirenden Karstöden, deren Umwandlung in Wald oder in natürliche Wiesen jedoch keiner besonderen Schwierigkeit unterliegt, da das Gestein an der Oberfläche meist locker ist und zwischen demselben sich immerhin noch hinlänglich Erde befindet. Daß auf diesem steinigen flachgründigen Boden übrigens auch ein hochstämmiger Wald gedeihen kann, beweisen einzelne kleine im Privatbesitz befindliche Hochwaldreste, namentlich aber der an 300 Hektar messende Wald des k. und k. Hofgestütes Lippizza, welcher, seit 300 Jahren gepflegt, durchwegs aus hochstämmigen, mitunter prächtigen Eichen und anderen Bäumen besteht, während rings um denselben der kahle, baumlose Karst sein häßliches Antlitz weist. In neuester Zeit ist eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten, da sich Stadtvertretung und Regierung der Sache angenommen haben und es gelungen ist, auch bei der Bevölkerung selbst den Sinn für die Wiederbewaldung zu wecken. Vor ungefähr dreißig Jahren begann die Vertretung der Stadt, Versuche mit künstlicher Saat und Pflanzung auf einigen kahlen Karstgründen zu machen, welche wegen mangelnder Fachkenntnisse und Erfahrung allerdings mißlangen, in der Folge aber in fachmännischer Weise mit besserem Erfolge fortgesetzt wurden. Auf diese Weise sind von der Gemeinde Triest auf dem Karstplateau des Stadtgebietes 15 einzelne Wäldchen im Flächenmaße von zusammen 117 Hektar angepflanzt worden, welche heute bereits geschlossene Bestände von fünf bis zehn Meter Baumhöhe bilden.

Die voranstehenden beiden Bildchen zeigen den Kontrast zwischen einem künstlich bewaldeten und einem noch kahlen Karstgrunde.

Wenn ringsum die Bora wüthet, so daß kein Wagen die Straßen ungefährdet passiren kann und selbst Menschen nur mit Mühe vorwärts kommen, das Weidevieh sich

ängstlich an die Gebüsche drückt und die Vögel im Walde Schutz suchen, — erfreut sich das Innere eines solchen Wäldchens, Dank dessen dichtem Schluß, einer vollkommenen Windstille, ein Beweis, daß nach der Aufforstung größerer Flächen die Gewalt des gefürchteten Orkans wenigstens local gebrochen werden kann.

So günstig diese Erfolge waren, so blieben sie doch theils wegen der Unzulänglichkeit der dafür bewilligten Geldmittel, theils mangels eines die Beziehungen zu den Grundeigenthümern regelnden Landesgesetzes auf kleine Flächen beschränkt. Die Regierung hat sich deshalb veranlaßt gesehen, im Jahre 1881 ein Aufforstungsgesetz der Landesvertretung von Triest vorzulegen, auf Grund dessen eine eigene, aus Vertretern der Regierung und des Landesausschusses bestehende Aufforstungscommission eingesetzt wurde. Die Commission hat mittelst der von Staat und Land gewährten Mittel bis zum Schluß des Jahres 1890 bereits über 350 Hektar kahle Karstgründe im Stadtgebiet aufgeforstet, wozu 2,660.000 Pflanzen verwendet wurden, und zwar ausschließlich Schwarzföhren, da erfahrungsmäßig nur diese Holzart der Sommerdürre und der Bora zu widerstehen vermag und auch durch den reichlichen Nadelabfall am ehesten den Boden mit einer Humusschichte bedeckt.

Die von der Triester Aufforstungscommission zur künstlichen Aufforstung bestimmte Fläche von 643 Hektar wird voraussichtlich in zehn Jahren vollständig bewaldet sein; außerdem wurden bei 400 Hektar natürliche Laubholzwälder in Schonung gelegt und ist daher sicher zu erwarten, daß den Beginn des nächsten Jahrhunderts auch der Anfang einer Besserung der klimatischen und forstlichen Verhältnisse des Stadtgebietes von Triest kennzeichnen wird.

Ackerbau, Weinbau und Viehzucht in Istrien.

Gleichwie in Istrien neben einer vollständig modernen Gesellschaft noch das ursprüngliche Nomadenleben der Hirten zu finden ist und Stämme, welche durch Ursprung, Sprache, Brauch und Bildungsgrad überaus verschieden sind, nebeneinander wohnen: so weist auch der Ackerbau Istriens in Bezug auf Klima, Bebauer, Bodenbeschaffenheit und Vegetation die schärfsten Gegensätze auf.

Obgleich die thatsächlichen Beweise für das Vorhandensein des Feldbaues in den vorhistorischen Zeiten fehlen und die in den istrianischen Castellieri (Tumuli) gefundenen Gegenstände, die ausschließlich auf Todtenstätten hinweisen, keine sicheren Anhaltspunkte in Bezug auf die Agricultur gewähren, so können wir doch annehmen, daß der Ackerbau Istriens weit zurückreicht, seine Anfänge aber keineswegs später als in die sehr ferne Epoche der Veneter und der großen Gruppe der alten italischen Völker zu verlegen sind. In jedem Falle mußten die Istrer schon einen großen Theil der Halbinsel bebaut haben, wenn sie

der römischen Eroberung einen so lange dauernden und so kräftigen Widerstand entgegensetzen konnten, und wenn man noch zur Zeit des Plinius — also ungefähr 200 Jahre später — vier Volksstämme daselbst aufzählen konnte, welche eigene Namen und Sitten hatten, also noch nicht ganz romanisirt waren, eine Zähigkeit des nationalen Lebens, welche schwer zu erklären ist, wenn man nicht die Mitwirkung von Gebräuchen und Überlieferungen voraussetzt, die sich an die Bebauung des Bodens knüpften. Den Höhepunkt seines Glanzes erreichte derselbe in dem langen Zeitraum, in welchem die Römer die in strategischer und volkswirthschaftlicher Hinsicht wichtigsten Küstenpunkte mit Militär- und Civilcolonien bedeckten, von dem Meeresufer bis an die zerklüfteten Hochebenen der julischen Alpen hinaufzogen und diese Küsten zur Lieblingssommerfrische mächtiger Geschlechter wurden. Die Lobsprüche, die Plinius dem istrischen Öl spendet, zeugen für eine große Ausdehnung von Olivenpflanzungen und für eine rationelle Art der Ölgewinnung. Die Überreste einer großen Olivenwaldung, welche im Centrum der Halbinsel und auf den westlichen Hängen der Berge Vena und Caldera noch vorhanden sind, stammen jedenfalls aus einer weit entfernten Zeit. Auch der von Plinius gepriesene Trebbianer reift noch immer seine goldenen Trauben auf den Geländen des Monte Maggiore. Als bezeichnendstes Denkmal des römischen Ackerbaues hat sich hier der Pflug erhalten, welcher Mangolino genannt wird und mit demjenigen übereinstimmt, der die Felder des Tiberthals durchfurcht und in Perugia und Foligno unter dem Namen Perticara bekannt ist. Es ist dies der istrische Pflug ohne Räder mit langer Deichsel für zwei Stiere. Auf den romanischen Äckern bei Pola und Parenzo wird kein anderer Pflug benützt. Ein zweiter römischer Typus mit zweischneidiger Pflugschar und folglich auch mit zwei Rüstern ist jetzt in Istrien nicht mehr im Gebrauch; kürzlich wurde, ein Meter tief unter einem alten Eichenstrunk, auf der römischen Straße nach Rovigno, unweit von derjenigen zwischen Triest und Pola, eine solche eiserne Pflugschar gefunden, welche im Istituto agrario provinciale in Parenzo aufbewahrt wird. Zwei andere ähnliche Pflugschare, welche in den Gebieten von Abrega und Montona gefunden wurden, sind im Besitz des provinzialen historischen Museums. Der Pflug mit Rädern, in Istrien Piovina genannt, wird nur zum Ackern von hartem Boden gebraucht, wozu vier bis sechs Zugstiere nöthig sind. Er ist mit dem Radpflug des oberen Etschthals identisch, welchen schon Plinius erwähnt, indem er ihm celtischen Ursprung zuschreibt und die Rhäter als seine Erfinder bezeichnet. Die Glanzzeit des Ackerbaues in Istrien dauerte noch lange, auch nach dem Sturz des römischen Reiches, da die Einfälle der Barbaren diese Halbinsel, welche abseits von den großen Straßenzügen lag, nicht berührten. Cassiodorius, der Minister des Theodorich, preist noch den blühenden Zustand des istrischen Landbaues, und auch die Gründung zahlreicher Benedictinerklöster in allen Theilen Istriens vor dem Jahre 1000 weist auf die Verbreitung rationeller



Olivenpflanzungen auf Terrassen in Pirano.

Bodenbearbeitung hin, für welche dieser vollständig auf der Basis der Agricultur begründete Orden (7 Stunden Feldarbeit in beständiger Abwechslung mit den Gebetstunden) sich als eifriger Förderer auch in dieser Provinz bewährte.

Bald darnach entvölkerten Pestkrankheiten die einst blühenden Gefilde; nur allmälig hob sich theils durch die eigenen Bemühungen der Bevölkerung, theils durch die Anregung der venetianischen Regierung der Landbau wieder. Durch eine eigene in Venedig befindliche Behörde (die Camera dei grani) wurden Beiträge zum Ankauf von Pflugstieren gewährt (so im Jahre 1330 dem Stift St. Lorenzo del Pasenatico, den Bürgermeistern von Cittanova und Montona) und die neuen slavischen Ansiedler zur Anpflanzung festgesetzter Mengen von Ölbäumen in baumlosen Gegenden gezwungen. Doch die Seuchen des XVI. und XVII. Jahrhunderts brachten neue Perioden des Verfalls, aus dem Istrien erst in unserer Zeit sich langsam zu erheben beginnt.

Infolge der Ungleichförmigkeit der wichtigsten volkswirthschaftlichen und natürlichen Factoren der Bodenproduction ist es äußerst schwierig, in wenigen Strichen ein klares Gesammtbild des Landbaues dieser Provinz zu bieten. Von den fast 5.000 Quadratkilometern der Gesammtoberfläche, von denen ein Fünftel auf die quarnerischen Inseln und vier Fünftel auf die Halbinsel entfallen, sind 96·7 Procent anbaufähiger Boden. Mehr als ein Drittel davon ist bewaldet, ein weiteres Drittel ist Weideland, während der Rest von anderen Culturen bedeckt ist. Diese Vertheilungsziffern sind jedoch entfernt nicht geeignet, ein richtiges Bild von der Bedeutung der einzelnen Culturen zu geben; denn während die Weingärten, Äcker und Gemüsepflanzungen zusammen ungefähr zwei Drittel des aus der Bodenwirthschaft erzielten Ertrages geben, beträgt die von denselben bedeckte Fläche nicht ganz ein Viertel des bebauten Bodens. Anderseits liefern die Weiden und Waldungen, die sich über mehr als zwei Drittel des productiven Landes erstrecken, nicht mehr als ein Viertel des Gesammtertrages von Grund und Boden. Also gerade diejenigen Culturen, welche den größten Aufwand an Capital und Arbeitskräften erfordern (nämlich die Weingärten, Äcker und Obstpflanzungen), liefern die bedeutendsten Beiträge zu dem aus der Landwirthschaft in Istrien sich ergebenden Erträgniß. Die Weingärten, welche 9·82 Procent des ertragsfähigen Bodens bedecken, liefern 26·8 Procent der Bodenrente. Als Weingegend nimmt der District von Parenzo den ersten Rang ein, da der Weinbau hier 42·6 Procent des Bodenertrages ergibt; hierauf folgt Capodistria mit 37·7 Procent, Montona mit 34·4 Procent, Lussino mit 34·21 Procent; die letzte Stelle nimmt der gebirgige District von Castelnuovo mit nur 0·31 Procent ein; verhältnißmäßig arm in dieser Hinsicht ist auch der District von Pola mit 13 Procent.

In die Classe der Obstgärten sind hier auch die Oliven- und Rohrpflanzungen mit eingerechnet. Die Ölbäume bedecken in diesen Pflanzungen ungefähr 11.000 Hektar. Die



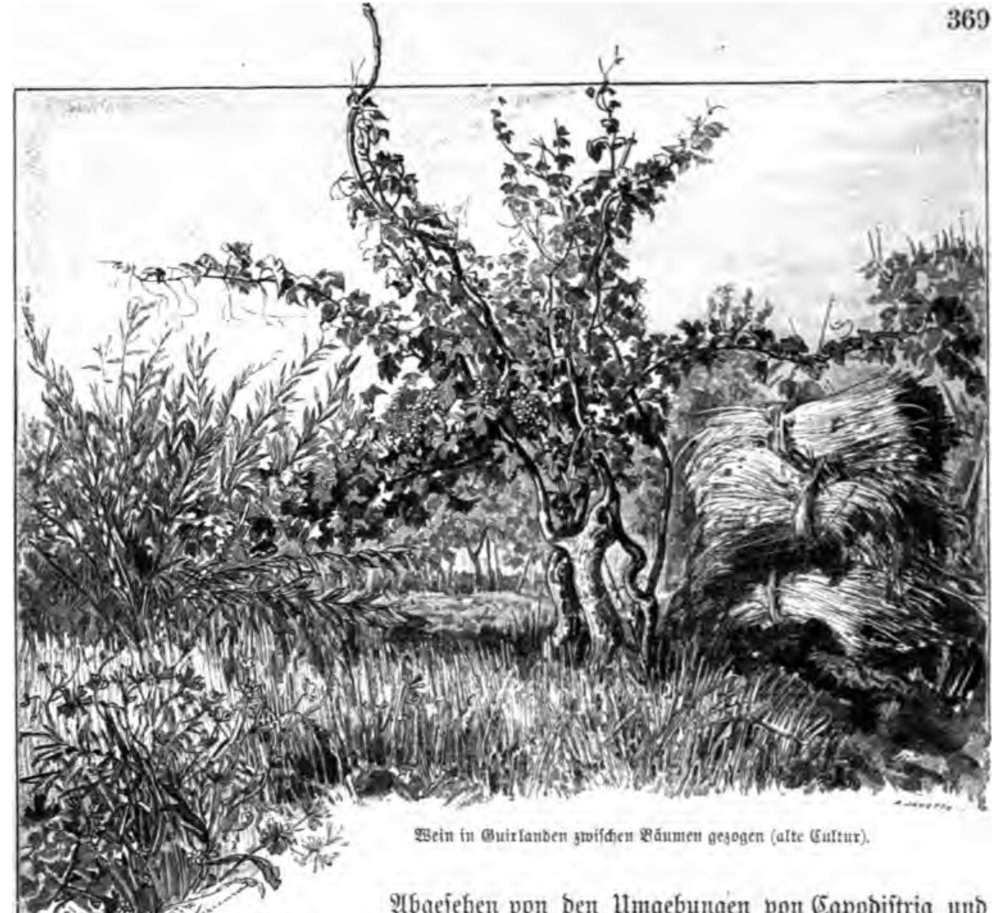
Anpflanzungen von Wein und Schilfrohr in Parenzo.

Küsten, welche sich im Golf von Triest zwischen Muggia und Pirano spiegeln, machen den Eindruck von Gärten. Hier blüht die Gartenkunst, welche ihre Producte (Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Paradiesäpfel, Artischocken, Spargel, Erdbeeren, Melonen u. s. w.) zu früher Reife bringt und in Triest ein günstiges Absatzgebiet findet. Pirano und Rovigno nehmen — Dank ihren ausgedehnten Olivenpflanzungen — den ersten Rang ein sowohl in Bezug auf die Bodenfläche als auch auf das Erträgniß der Gärten.

Mit Rücksicht auf das Ackerland steht in erster Linie, in Bezug auf Areal wie auf Erträgniß, Pola, während Volosca und Lussino in letzter Reihe zu stehen kommen. Auf dem Hochplateau des Karst wird ungefähr ein Viertel des Ackerlandes im Herbst mit Weizen und Roggen besäet, auf weiteren zwei Drittheilen werden im Frühling Hafer und Kartoffeln gebaut, der Rest theilt sich zwischen der Cultur von Gerste und Küchengewächsen. Als zweite Aussaat nach dem Roggen folgen zum Theil gelbe und rothe Rüben, während in den Kartoffelfeldern auch Bohnen wachsen. In dem übrigen Theil der Provinz ist der gemischten Cultur (Wein, Oliven, Maulbeer- und Obstbäume) ein größeres Gebiet als dem Ackerbau eingeräumt, in welchem mit seltenen Unterbrechungen Weizen und Mais sich regelmäßig ablösen. Auf der Küste von Muggia bis Salvore ist ein bedeutender Theil des anbaufähigen Landes von Gemüsepflanzungen bedeckt.

An Grasland ist Istrien sehr arm: auf acht Theile Ackerland kommt ungefähr ein Theil Wiesen. Um dem Futtermangel abzuhelfen, muß daher auch der Wald das Seinige beitragen. Reich an Weiden sind die quarnerischen Inseln, ferner auch die Districte von Pinguente, Albona, Castelnuovo und Capodistria. Die Wälder liefern 20·47 Procent der gesammten Bodenrente; die erste Stelle nimmt der District von Parenzo ein. Der istrische Wald hat eine traurige Geschichte, welche mit den Schicksalen der Landwirthschaft Istriens eng verknüpft ist. Durch die allgemeine, um die Mitte des XV. Jahrhunderts erfolgte Verwüstung der ausgedehnten Waldungen des Karstes wurde die Höhengrenze des Olivenbaues in den Districten Capodistria und Pirano bedeutend hinabgerückt und die Sterblichkeit der Ölbäume, über welche man schon im darauffolgenden XVI. Jahrhundert genaue Angaben in den Berichten der venetianischen Lieferanten findet, wurde sehr groß.

In den Berichten über den Viehstand nimmt den ersten Rang das Kleinvieh mit 255.436 Schafen und 1.747 Ziegen ein. Beim Nahen des Winters steigen ungefähr 14.000 Schafe vom Karst zu den Küstenweiden hinab, um mit dem Eintreten der milden Jahreszeit wieder ins Gebirge zurückzukehren. Auf der Insel Cherso weiden mehr als 40.000 Schafe während des ganzen Jahres Tag und Nacht unter freiem Himmel ohne schützendes Dach. Auf den Inseln des Quarnero ist ungefähr die Hälfte der Wiesen von Kleinvieh bedeckt, welches sich an dem Salbei, dem Rosmarin und den anderen aromatischen Kräutern, die in diesem südlichen Klima wachsen, gütlich thut.



Wein in Guirlanden zwischen Bäumen gezogen (alte Cultur).

Abgesehen von den Umgebungen von Capodistria und Pola, wo größtentheils Milchkühe gehalten werden, besteht das Rindvieh Istriens vorwiegend aus Ackerthieren. Die einheimischen Racen sind klein, aber flink und kräftig. Zum Ziehen benützt man gegenwärtig mit Vorliebe die um Buie gezüchtete Race, welche aus der Romagna stammt. Die Schweine, circa 27.000 an Zahl, reichen für den Bedarf des Landes nicht aus; es findet eine starke Einfuhr aus den angrenzenden Provinzen statt. Die Saumthiere (Esel und Maulthiere) bilden in Istrien einen hochwichtigen Theil des ländlichen Viehstandes. Da der Landmann nicht inmitten der Felder, sondern ausschließlich in den Dörfern und Städten wohnt, so sind die Saumthiere, besonders in den gebirgigen Gegenden zum Tragen der Feldarbeiter, sowie auch zur Beförderung des Düngers und der Frucht unumgänglich nothwendig. Die Insel Veglia besitzt eine kleine Pferdeart, welche von der sardinischen Race abstammt.

Die Bienenzucht wird nur auf den Inseln des Quarnero in großem Maßstab betrieben. Die Seidenwurmcultur liefert, trotz der unter den Raupen herrschenden Krankheiten und trotz des Darniederliegens der Seidenindustrie, 120.000 Kilogramm Cocons.

